4706(1
Bibl.Mont

Ueber

Staatsverfassung

und

Staatsverwaltung.

Aus dem Französischen von Fievée

übersetzt und mit Anmerkungen begleitet

von

Christian Friedrich Schlosser.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Bändchen.

Frankfurt am Main,
in der Hermannschen Buchhandlung.
1816.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Das Werk, welches ich in dieser Uebersetzung, wahrer gesagt Bearbeitung, dem deutschen Publikum übergebe, ist, theils seines inneren Gehaltes wegen, theils um deßwillen vorzüglicher Aufmerksamkeit werth, weil die in ihm entwickelten Ansichten, den Verordnungen der königlichen Regierung in Frankreich entweder vorausgegangen sind, oder ihnen zur Seite gehen, vielleicht auch künftige vorbereiten.

Der nachdenkende Leser wird in ihm mit Freuden ein wahrhaft gegenrevolutionäres Buch, immer noch eine seltene Erscheinung in dieser

allverwirrenden Zeit, finden. Gegenrevolutionär, nicht weil es allem demjenigen widerspricht, was seit einer so gewaltigen Umwälzung der menschlichen Dinge sich begeben hat; sondern darum, weil es das Gesetzliche in allem festgestellt, und auf diesem allein richtigen Wege politischen und sittlichen Ausschweifungen jeder Art ruhig vorgebeugt wissen will.

Es ist eine Krankheit unserer Tage, oder vielmehr es ist die natürliche Folge noch immer aufgewühlter und sich aufwühlender Leidenschaft, auch das Gesetzliche mit dem Namen der Parthey zu belegen. In diesem Sinne habe ich Fievée zuweilen partheyisch nennen hören. Man lese aber sein Buch unbefangen, und urtheile. Der freylich mag recht haben ihn Parthey zu nennen, welcher vor jeder die Partheyen durch Gesetz ausgleichenden Ordnung Scheu hat, entweder weil er unbedingt zu herrschen, oder weil er das Bestehende umzustoßen, und ein unsicheres Neue an seiner

Stelle aufzurichten sucht. Beydes sind Extreme denen ein gemäßigter, fester, rechtlicher Zustand, nothwendig unbequem fallen muß.

Der Verfasser, frühe durch Talent ausgezeichnet, dann in einen thätigen Geschäftskreis gezogen, hatte bereits unter der Herrschaft Napoleons Einsicht in die Leitung der öffentlichen Stimmung in Frankreich genommen. Man kann dieses in dem vorliegenden Buche nicht verkennen. Es ist aus großer Erfahrung, durchgreifender Kenntniß der Gegenwart, und, was die Darstellung der politischen Grundsätze anbetrifft, mit jener geistreichen, nur aus langer Uebung entspringenden Klarheit geschrieben, welche dem einsichtsvolleren Franzosen eigen ist, und eben so leicht und schnell sich aus dem Allgemeinen über das Besondere verbreitet, als sie aus dem Besonderen sich zu dem Allgemeinen zusammenzieht.

Ich entschloß mich zu seiner Uebersetzung

unmittelbar mit der Erscheinung des zweyten Heftes. Der Grund der mich dazu bestimmte, war, weil es eine sehr richtige Einsicht in den revolutionären Verderb Frankreichs und in die Maasregeln gewährt, welche man anwendet diesem Verderbe entgegenzuarbeiten; weil es dieses in zweckmäßigem Detail thut; weil es überall zwar im Politischen verweilt, dieses aber mit solcher Angemessenheit und Sicherheit, daß das Sittliche und Religiöse, welches allem Wahrhaft-Politischen durchaus zu Grunde liegt, wie durch eine gutanliegende Kleidung der Körper überall leicht in ihm kann durchgelesen werden.

Dem Originale geht in Bezug auf uns Deutsche, in politischer, sittlicher, religiöser Beziehung gar manches ab; denn der gutwollende Franzose denkt zwar mit dem gutwollenden Deutschen gleich, aber die Art wie man über das Gute zu Deutschen oder zu Franzosen spricht, ist in wesentlichen Stücken billig verschieden. Ich glaubte diese Verschiedenheit durch beyge-

fügte Anmerkungen ausgleichen zu können. Dieser Gedanke schien mir um so natürlicher, als das Original gleichfalls eine Anzahl Noten enthält, die bey weitem stärker als der Text ist. Diese Noten mit zu übersetzen, würde auf jeden Fall unräthlich gewesen seyn. Sie enthalten, in mitunter sehr geistreichen Wendungen, ganz ins Einzelne gehende Belege politischer Behauptungen, die blos für den momentanen Zustand Frankreichs berechnet, unter uns ein nur geringes Interesse erwecken könnten. Was ich wahrhaft und allgemein Mittheilenswerthes in ihnen gefunden habe, habe ich übrigens frey behandelt, in meine deutschen Anmerkungen aufgenommen.

Ich machte also neue und eigene Anmerkungen, und bestimmte diese theils dazu, die politischen Grundsätze des Verfassers, die er überall nur in der Anwendung ausspricht, hier und da mit Willen verdeckt, aufzudecken und allgemein auszusprechen; theils gelegenheits-

weise und allgemein verständlich in ihnen zu sagen, oder wenigstens anzudeuten, was mich bey ruhigem Nachdenken und stiller Beobachtung der gewaltige Drang der Zeiten in dem leztverflossenen Jahrzehend gelehrt hat. Eben so wollte ich die Hoffnung und Furcht Frankreichs mit der Hoffnung und Furcht Deutschlands in ihnen zusammenstellen, und von der einen Blicke auf die andere werfen; ich wollte endlich so viel es unsere Zeit erlaubt, die viel revolutionärer ist als sie Wort haben will, (denn Gerechtsame, die sie bedingen, unterdrückende Herrschsucht ist ganz eben so revolutionär als frecher Dünkel gegen das Gesetz) in die Maximen und Hebel der revolutionären Grundsätze in ihnen von mehrfachen Seiten eindringen, und auch darin dem Verfasser folgen, der wenigstens unzweydeutiger über sie spricht, als die meisten anderen Schriftsteller seiner Nation.

Indessen wurde die Ausführung meines Vorhabens durch manche persönliche Zufälligkeiten

verzögert. Das dritte, vierte, fünfte Heft des Originals erschien. Der Verfasser bleibt in diesen, was seine Gedankenreihe angeht, der Gleiche; seine Behandlung aber wird so momentan, daß man ihm dazu zwar, als zu einem Zeichen daß die früheren Hefte hinreichend gewirkt haben, Glück wünschen muß, aber seine Arbeit ohne zweckmäßige Auswahl dem deutschen Publikum nicht mehr vorlegen mag. Der Druck der dritten Abhandlung in der Uebersetzung war bereits begonnen, als ich dieses, durch diese später erhaltenen Hefte, einsah. Ich entschloß mich sogleich, die unerwartete und günstige Wendung des Verfassers auch mir zu Gunsten anzuwenden, und meine Uebersetzung, die ich ihm in das ganz Individuelle nachzuführen nicht gut fand, in sich abzurunden und zu vollenden.

Dieses that ich, indem ich mich von allem Allzunationalen abwandte, und blos dasjenige aufnahm, was den Kreis der politischen Probleme für ganz Europa bezeichnet. Meine frü-

heren Anmerkungen waren bereits aus einem weiteren Gesichtspunkte verfaßt; dieser konnte daher für das Ganze um so weniger Schwierigkeit finden. Ich werde also in dem zweyten Hefte, welches weniger stark als das erste werden wird, und baldmöglichst erscheinen soll, das noch immer fortschreitende Buch des Verfassers beschließen; dagegen aber, wie es der Verfasser, ehe er vollkommen momentan und national wird, selbst thut, die noch übrigen großen Fragen in ihm auseinandersetzen, deren Beantwortung, wo die Fragen erst recht lebhaft rege geworden, selten ausbleibt. Auch dieses zweyte Heft wird in vier Abhandlungen zerfallen; die erste soll sich über Gewinnung der öffentlichen Meynung und Preßfreyheit, die zweyte über Einheit der Staatsverwaltung und Polizeyanordnung, die dritte über Popularität und Gefahr berathender Versammlungen, die vierte und letzte endlich über öffentliche Lehren und Meynungen verbreiten. Auch diese Abhandlungen, größtentheils übersetzt, nur durch spätere

Bemerkungen des Verfassers reichlicher ausgestattet, als im Originale der Fall ist, sollen in demselbigen Sinne, wie die hier erscheinenden früheren, mit Anmerkungen von mir begleitet werden.

Während ich an diesen Bogen schrieb, versicherten mich wohlwollende Freunde, daß das deutsche Publikum niemals Anmerkungen lese. Da ich Zeit meines Lebens niemals Anmerkungen zu überschlagen gewöhnt war, durfte mir wohl solch eine Bemerkung neu seyn. In der That scheint sie mir auch ganz so unglaublich, als wenn man mir versichern wollte, das deutsche Publikum denke über das was es gelesen hat, nicht nach. Ich habe die Form der Anmerkungen für das was ich in ihnen mittheilen wollte, mit Ueberzeugung gewählt, weil sie eine gewisse Breite und Zufälligkeit gestattet, die mir da wohl am Platze schien, wo man, wie das für unsere Zeit der Fall ist, bey Gelegenheit sehr vielfältiger Gegenstände immer nur das Eine und Selbe zu sagen hat. Wem Anmerkungen

zuwider sind, der gebe dieses Wort dran und sehe das Vorliegende bis auf sehr wenige unmittelbar das Original erläuternde Bemerkungen, als zerstreute Mittheilungen, Fragmente aus Briefen, aus Gesprächen an, kurz als Blätter, die immer gesellig und heiter, manches dreist und naiv anzudeuten sich das Recht nehmen, was gründlich und geordnet auseinanderzusetzen die Klugheit oder ihre nächste Bestimmung verbieten könnten.

Zusammenhängender als die Anmerkungen zu den drey ersten Abhandlungen, wiewohl immer aus dem gleichen Gesichtspunkte, habe ich die zu der vierten Abhandlung verfaßt. Der Gegenstand derselben tritt eben erst in die Reihe der aufzulösenden Probleme, und ist daher weniger bekannt als der der vorangehenden, nun schon seit vielen Jahren mit allen Waffen und Künsten bestrittenen. Er ist es ausserdem, welcher die wahre und dauernde Grundlage, aller früher vorgetragenen, nur mit, durch und über ihm, gründ-

lich zu entscheidenden Probleme ausmacht. Er dringt, wie in das tiefste Innere des Menschen, so in das tiefste Innere der Staaten. Dieses wird denen kein Paradox scheinen, welche Einsicht haben, wohin denn eigentlich und wesentlich unsere Zeit neige. Die welche allzuviel Neues in ihr sehen, verrathen mehr als alles andere, ein eben nicht allzuweises Erstaunen. Es ist der Streit um Mosis Leichnam, und nichts als dieser Streit, welcher wieder erneut wird. Eine rationelle Bildung, wenn sie zu einseitig und über ihre Gränzen gesteigert ist, fordert ganz eben so ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo sie erstarrt und der Natur des Menschen entfremdet ist, rationelle Belebung fordert. Das Erstere, durchs Religiöse, Philosophische, Politische, also auch durchs Geschichtliche, Wissenschaftliche, Sittliche durchgeführt, drückt in wenigen Worten das ganze Bedürfniß unserer Gegenwart aus.

Ich habe um so mehr geglaubt dieses Strei-

tes hier andeutend erwähnen zu dürfen, als ich später an ihm auf mancherley Weise, wie sich versteht immer nur auf dem Wege ruhiger Entwicklung, als dem Einzigen welcher der Wahrheit geziemt, Theil zu nehmen gedenke. Dieses Vorhaben, ausser der freudigen Zuversicht daß man das Gute und Wahre wohl rückhaltlos sagen könne, theils weil es seinen Lohn in sich selber trägt, theils weil es, wenn es die Uebelwollenden von uns entfernt, die Guten uns um so inniger verknüpft, leitete mich, wo ich in diesen Blättern, statt mit Wendungen zu schmeicheln welche dem Tagsgeschmacke willkommen gewesen wären, lieber mit Einfalt und Treue das gesagt habe, was ich für recht hielt, und was mir Noth schien.

Möge denn unter so vielen Büchern auch dieses Buch von Einsichtigen und Wohldenkenden mit Güte aufgenommen werden.

Frankfurt am Mayn den 20. May 1816.

Christian Friedrich Schlosser.

Inhalt.

Abhandlung I. Betrachtungen über die zukünftige Constitution Frankreichs, in Bezug auf die Güter der Gemeinden, und auf die Freyheit, welche mit souverainer Gewalt verträglich ist.

Abhandlung II. Von den Männern der Revolution und der Gefahr ihnen Stellen im Staate anzuvertrauen.

Abhandlung III. Von der souverainen Gewalt, und der Vereinzelung der Franzosen.

Abhandlung IV. Von der Geistlichkeit, und dem Eigenthume der Kirche.

Bemerkung.

Seite 226. Zeile 8 von oben, ist der Satz, von „Dieses ernste" an, bis „vorgeht." durchzustreichen.

Erste Abhandlung.

Betrachtungen über die zukünftige Constitution Frankreichs, in Bezug auf die Güter der Gemeinden, und auf die Freyheit, welche mit souverainer Gewalt verträglich ist.

21. May 1814.

Es ist ein seltsames Schicksal für einen verständigen Mann, nun seit 24 Jahren verdammt zu seyn immer von Constitutionen reden zu hören, seit 24 Jahren Constitutionen auf Constitutionen sich folgen zu sehen, von denen jede neues Unglück bringt, und die Möglichkeit eines bestehenden Zustandes aufs neue entfernt; immer dieselben Individuen wieder zu finden, bereit Constitutionen unter allen Lagen und für alle Lagen zu geben. Doch ist dies das Schicksal jedes Franzosen, der im Jahre 1789 schon reif zum Nachdenken war. Die französische Revolution hat uns gezeigt, wie jede neue

Constitution mit Zernichtung derjenigen Macht endete, die sie eben zu constituiren sich angemaaßt hatte.

Aus der Geschichte Englands sehen wir, daß man einen König hatte ermorden müssen, einen anderen verbannen, den ganzen Königsstamm wechseln, um die englische Verfassung, wie sie gegenwärtig ist, festzustellen. Darüber schaudert man: vornehmlich wenn man die Ueberzeugung hat, daß alle diese Begebenheiten unvermeidlich waren. Wilhelm, Prinz von Oranien, konnte seine Macht nur dadurch sichern, daß er, als er in England auf den Thron gerufen wurde, sich zum Haupt aller Interessen gegen diejenigen machte, welche mit dem vorigen Königshause zusammengehangen. [1]) Ludwig XVIII., kann er das Haupt derjenigen seyn, welche Schuld an dem Umsturze unserer alten Verfassungen sind? Das kann er nicht. Dann aber muß er erwarten, diese immer gegen sich zu haben, was auch die Gesinnungen seyn mögen, von welchen sie sich für heute durchdrungen zeigen.

Nur Völker, bey denen die Wisserey allgemein geworden ist, können sich eine lächerliche Staatsverfassung geben; denn sie machen sie aus ihrem Verstande und ihrem Gedächtnisse. [2]) Wir glauben, die englische Verfassung nachahmen zu können; kennen wir sie denn?

Wir kennen von dieser Verfassung nur das, was unserem Auge von ihr entgegenkömmt; wie man beym ersten Anblicke ein Gebäude nur nach demjenigen beurtheilt, was über die Fundamente

emporragt. Wir sehen zwey Kammern, und sagen: in ihnen steckt die Freyheit; es würde klüger seyn zu sagen: in ihnen zeige sie sich. Aber sie wohnt in allen englischen Einrichtungen, und, wenn diese Einrichtungen uns mangeln, mögen wir wohl wähnen, ein repräsentatives System zu haben, in Wahrheit werden wir nichts haben, als eine Scheinrepräsentation. — Was kann die Folge davon seyn? Man wird sich an den König eines Uebels wegen halten, das in der Natur der Dinge liegt; man wird die souveraine Gewalt über Folgen anklagen, welche aus der Unwissenheit eines nachahmerischen Volkes entsprangen.

Ein Mischmasch von politischen und sententiösen Redensarten hat kund gemacht, als Grundsatz, der nicht könne bestritten werden, daß es dreyerley Gewalten gebe; nemlich die ausübende Gewalt, die gesetzgebende Gewalt, und die richterliche Gewalt. Die große Chimäre der Constitutionsmacher ist diese drey Gewalten so gegen einander abzuwägen, daß sie im Gleichgewichte stehen. Ich kann nicht sagen, was diese Worte bedeuten mögen. Ich habe mein ganzes Leben mit geschichtlichen Studien zugebracht, und gestehe, daß ich nirgendwo, als in den Büchern dieser Verfassungsschmiede ihre auf Drey eingezwängte Gewalten, ihre Classificirung und gegenseitige Abwägung gefunden habe.

Ich glaube an die Gewalt, welche ausübt, an die Erfahrung, welche Rath giebt, und an das obrigkeitliche Ansehen, welches richtet. [3])

Diese Dreye können von einander verschieden, bis zu einem gewissen Punkte von einander unabhängig seyn; aber sie schließen alle nur eine einzige Gewalt in sich.

Wenn man, für den Begriff eines freygegründeten Staates noch eine andere Gewalt anzunehmen hat, als die ausübende Gewalt, welche man allgemein dem Oberhaupte desselben beylegt, so ist diese die Municipalgewalt, in der Geschichte aller Völker Europens, vornehmlich aber in der Geschichte Frankreichs, unter dem Namen der Freygebung der Gemeinen bekannt. In ihr ist der Ursprung und die Grundlage aller Freyheiten für unsere modernen Staaten zu suchen; sie ist das Fundament des Gebäudes, auf welchem wir die zwey Kammern gewahr werden; *) sie ist das thätige Princip der englischen Constitution. Ich sehe aber nicht, daß in den Projecten, welche man uns vorlegt, von ihr die Rede sey. Wollen wir denn ein Gebäude aufrichten, das kein Fundament hat? Die souveraine Gewalt würde dann früher oder später von seinem Sturze zertrümmert werden. —

Sind denn die Gemeinden frey in Frankreich, oder um es anders auszudrücken, ist eine Municipalgewalt vorhanden? Das ist die erste Frage, welche zu untersuchen steht. Ich maase mir nicht an, sie zu entscheiden, aber ich will sie mit Unpartheylichkeit aus einander setzen, und man urtheile.

In allen kleinen Gemeinden ernennt der Präfect die Maires und die Glieder des Municipalraths; in den großen thut es das Oberhaupt des

Staates. Ich sage nicht, die gemachten Wahlen werden von diesem bestätigt, oder unter den Individuen, welche man ihm vorstellt, wird von ihm gewählt; es ernennt aus freyer Willkühr.

Die Gemeinden hatten ihre Güter: diese hat man ihnen genommen und verkauft, ohne sie dabei um Rath zu fragen. Noch blieb ihnen ein Einkommen in dem Ertrage der Gemeindesteuern (octrois). Diese Gemeindesteuern werden durch einen Bediensteten des Gouvernements verwaltet, welchen man Generaldirector der droits réunis nennt. Das Gesetz sagt wohl, daß die Maires eine Mitaufsicht über sie behalten sollen; aber wie kann man eine Aufsicht über Bedienstete führen, welche uns nicht untergeben sind. Der Bedienstete des Gouvernements, welcher die Steuern verwaltet, hat durch eine Weisung entschieden, daß die Maires sich in nichts in die Verwaltung der Steuer ihrer Gemeine zu mischen hätten: diese Weisung hat über das Gesetz den Sieg davon getragen. Außerdem haben die Maires selbst jeder Mitaufsicht entsagt, weil sie sich nicht so weit erniedrigen wollten, mit Unterbedienten der Barriere gleichgestellt zu werden, oder sich in Händel verwickelt zu sehen.

Eine gewisse und allgemeine Thatsache ist, daß die Steuern der Städte, auf welche mehrere öffentliche und bedeutende Leistungen angewiesen sind, nichts mehr abwerfen, seitdem sie durch eine andere als die Municipalgewalt verwaltet werden.

Wenn man den Gemeinen, was man will oder was man kann, auf den Ertrag ihrer Steuern

eingehändigt hat, so bestimmt man so kleinlich und so genau über das, was man ihnen zugestanden, daß die Gemeine nicht einen Pfennig nach ihrem Gefallen vewenden darf, selbst nicht einmal für die Gegenstände unumgänglichster Nothwendigkeit, über die nur Ort und Augenblick entscheiden kann. [5]) Niemals ist eine Tyrannei weiter gegangen; aber die Fiscalität geht noch weiter. [6])

Viele Gemeinden haben Waldungen zu ihrer Nutznießung. Da sie unverkäufliches Eigenthum sind, hat man nicht gewagt, sie ihnen zu nehmen: aber man läßt sie die Hut derselben bezahlen, die Auflagen, und zwingt sie, den Ertrag dessen, was sie verkauft, in die Schuldtilgungscasse (caisse d'amortissement) zu schießen. Ebenso macht man es mit denen der Verpflegungsanstalten. Daher folgt, daß weder die Gemeinen, noch die Verpflegungsanstalten, jemals den Verkauf ihres Holzes zu fordern wagen, und es lieber absterben lassen.

Ich frage: existirt eine Municipalgewalt in Frankreich? und wenn die Municipalgewalt die Grundlage aller Freyheit in den Staaten von Europa ist: wenn sie der hauptsächlichste Grundpfeiler jenes Gebäudes von zweyen Kammern ist, welches wir nachahmen wollen, warum thun die Constitutionsprojecte, welche man uns vorlegt, keine Erwähnung von der Freygebung der Gemeinen? Sie sind Sclavinnen, und sind es mehr als zu der Epoche, wo, in ganz Europa, sie ihre Freygebung von den Königen und Herren erkaufen konnten, weil sie gegenwärtig weder das nöthige Vermögen

haben, sich frey zu kaufen, noch es jemals haben können. Man läßt ihnen nichts mehr.

Der König müßte sie daher aus eigener Gnade freygeben. So würde er sich die Segnungen aller seiner Völker erwerben, und würde die ganze Anzahl französischer Städte für alles und gegen alles sogleich auf seiner Seite haben. Er könnte sogar seinen guten Städten Befreyungscharten geben, welche ihre Rechte über Ernennung der Municipalen, Erhebung der Einkünfte, und Befugniß diese anzuwenden, im Besonderen festsetzten.

Diese Charten allein würden an Gehalt wahrer Freyheit mehr gelten, als alle Constitutionen der Welt; sie würden als ein wahres Kleinod aufbewahrt werden, und von Jahrhundert zu Jahrhundert mit dem verehrten Namen des Königs, welcher sie verliehen, auf die Nachwelt übergehen.

Wir haben jetzt die Vortheile so wie die Nachtheile von der Freygebung der Gemeinen unter allgemeinen Gesichtspunkten zu untersuchen.

Der erste Vortheil, wie ich schon bemerkt, würde der seyn, der Gewalt, welche man aufrichten will, eine unerläßliche Grundlage zu geben. Diese Charten der Freygebung würden eine der Freyheiten der Monarchie seyn. Denn unsere Vorfahren, deren Ansichten viel richtiger waren als die unsrigen, sagten nicht, die Freyheit, sondern die Freyheiten 7) der Monarchie. Sie zogen nichts in's Allgemeine, weil sie wohl wußten, daß für alle Individuen einer großen Nation auf eine gleiche Weise frey zu seyn, es nur eine einzige Be-

dingung gebe, nemlich die, auf gleiche Weise Sclaven zu seyn.

Der zweyte Vortheil würde seyn, durch ganz Frankreich Männer zu bilden, fähig in die Kammern einzutreten, in welchen die großen Interessen des Staates letztlicherweise sollen verhandelt werden. Unsere Revolution hat einer verkehrten Einsicht mehr Uebel zuzuschreiben, als wilden Leidenschaften. Talent kann man voraussetzen, aber Kenntnisse niemals: diese müssen praktisch erworben seyn. Bey gänzlichem Mangel aber an aller Municipalverwaltung, wo, frage ich, können sich die Franzosen die positiven und vorläufigen Kenntnisse erwerben, die nöthig sind, um über allgemeine Staatsverwaltung zu berathen? Der dritte Stand, bey seinem Entstehen, schloß diejenigen aus, welche nichts besaßen; der dritte Stand war die Summe derjenigen, welche Recht hatten zu Besorgung der Gemeinde-Angelegenheiten zugezogen zu werden; und man begreift wohl, wie bey der Ausdehnung der Gewalt, welche in den Händen der Municipalen lag, leicht sich geschickte Verwalter bilden mußten, denen nichts fremd war, was in einer Versammlung, in welcher über Förderung allgemeiner Interessen verhandelt wird, vorkommen kann. [8])

Der dritte Vortheil würde seyn, den neuen Ideen, für welche berathende Versammlungen allzuleicht eine thörichte Vorliebe gewinnen, einen unübersteigbaren Damm entgegen zu setzen: denn die freygegebenen und freyen Gemeinen würden mit

derselben Eifersucht wie der König wachen, daß unhaltbare Neuerungen keinen Eingang fänden. [9])

Ehe wir aber von den Nachtheilen reden, welche die Freygebung der Gemeinen mit sich führen kann, müssen wir untersuchen, woraus denn das Wesentliche der ausübenden Gewalt bestehe.

Die ausübende Gewalt, so wie sie sich in den letzten Zeiten gestaltet, schließt zwey Gewalten in sich, welche in den früheren Zeiten unserer Monarchie nicht in den gleichen Verhältnissen vorhanden waren; die eigentliche Gewalt der Regierung nemlich, dann die der Verwaltung.

Krieg und Frieden schließen, die Armee organisiren und commandiren, mit auswärtigen Mächten unterhandeln, unmittelbar zu den großen Staatsämtern ernennen, die Interessen der verschiedenen Stände des Staats im Gleichgewichte halten, und zum Einklang stimmen: das ist es, was die Gewalt der Regierung ausmacht: so zeigt sie uns die Geschichte, bis Cardinal Mazarin ans Ruder trat; die Könige jener Zeit regierten viel, und verwalteten wenig.

Ob derjenige Theil der ausübenden Gewalt, welcher regiert, beschränkt oder unbeschränkt seyn soll, das ist eine Frage, die jeder nach seinem Belieben untersuchen mag, bis sie entschieden ist. Ihre Entscheidung wird mir dann immer vortrefflich scheinen, wenn man nicht mehr von ihr spricht. Nicht so ist es mit demjenigen Theile der ausübenden Gewalt, welche verwaltet. Man muß nicht vergessen, daß seit Mazarin die ausübende Gewalt

noch mehr verwaltet als sie regiert; daß die Revolution diese Tendenz zu einem unglaublichen Grade gesteigert hat; [10]) daß die Raserey, alles in Paris zu thun, die allgemeine Verwaltung in Verwirrungen gebracht hat, die nie wieder aufzulösen sind; daß dieß alles eine vollkommene Zernichtung der Freyheiten der Monarchie, und die Epoche wieder erneuerter, vollkommener Unterjochung der Gemeinden ist.

Von allen in dem Verwaltungszweige Angestellten, die ich gekannt habe, und ich war in der Lage viele kennen zu lernen, könnte ich nicht einen nennen, der sich bey dem Gedanken an eine unbeschränkte Gewalt nicht entrüstet hätte: aber nicht noch viel mehr sich entrüstet, wenn man vorschlug, den uneingeschränkten und überall gleichen Gang der Verwaltuug zu unterbrechen. Man sollte aber wissen, was man eigentlich will. Die Gewalt, welche regiert, und die Gewalt, welche verwaltet, machen nur eine einzige aus; Freyheit aber, oder Mangel an Freyheit in einem Volke, hängen heut zu Tage viel mehr von der Art ab, wie die Verwaltung, als wie die Regierung wirkt; ist die Verwaltung uneingeschränkt, so existirt keine Freyheit; ist die Freyheit auf nichts, als auf die Unterhandlungen in zweyen Kammern gegründet, so existirt solche eben so wenig. [11]) Dann hingegen ist Freyheit vorhanden, wenn die allgemeine Verwaltung durch die Municipalgewalt in ihrem reißenden Gange hier und da unterbrochen wird; da werden die, welche sie zu leiten haben, Talent und vor allem das so

seltene Talent bedürfen, Menschen die etwas zu vertheidigen haben, mit Klugheit zu führen. Ich gestehe, daß das unbequemer seyn mag, als ganz allein oberste Behörde zu seyn, und alles nach allgemeinen Gesetzen zu führen.

Nachdem wir so, ohne Rückhalt, die große Frage von der Freygebung der Gemeinden berührt haben, müßten wir auch noch von den Innungen handeln, das heißt, von der Verbindung ähnlicher kleiner Interessen zu dem Zwecke, daß auch sie sich vertheidigen können. Man weiß, welche Stelle die Innungen in der englischen Verfassung einnehmen; sie ist so bedeutend, daß nicht selten selbst Lords sich zu den Gliedern einer Innung, etwa der der Fleischer, der Fischhändler, aufnehmen lassen. Dann bliebe noch, um einer freyen Verfassung ihren Grund zu sichern, die Untersuchung über die Gewalt übrig, welche man den Provinzen zugestehen kann; Gewalt, welche man Pays d'état, [12]) Provinzialverwaltung genannt hat, und die man heut zu Tage Generalversammlung des Departements (conseil général de département) nennt.

Hinsichtlich dieser ist der Gang der Dinge jetzt folgender: Ein Prefect eröffnet die Sitzung von zwölf Gliedern, wenn die Versammlung vollzählig ist. Das ist sie aber niemals. Er trägt die gegenwärtige Lage des Departements vor, und die Begehren welche von den Arrondissementsräthen gemacht worden sind. Darnach zieht er sich zurück. Die Versammlung tritt in mehr oder wenigeren Sitzungen wieder zusammen, beräth alles, beschließt, und

übergiebt ihre Arbeit dem Prefect. Menschliche Klugheit kann nicht weiter gehen, als die Bemerkungen und Vorschläge der Generalversammlung: warum? hier ist kein Raum für eitle Scheinsucht; kein Mensch spricht um zu glänzen; und alle Glieder dieser Generalversammlung haben durch die Ausdehnung ihrer Grundbesitzungen ein wesentliches Interesse an dem Wohle des Departements.

Eine vortreffliche Einrichtung, wird man sagen. Ich antworte: das Scheinbild einer vortrefflichen Einrichtung. Denn die Bemerkungen des Generalconseils des Departements gehen nie weiter, als von dem Cabinette des Prefecten zu den Cabinetten der Minister, wo sie unter der Menge anderer Papiere erstickt werden. Giebt man diesem Generalconseil die Erlaubniß, Summen für Gegenstände zu belieben, welche dem Departement nützlich sind, so werden sie freylich von Seiten des Departements beliebt; aber ob sie für den beabsichtigten Gebrauch verwendet werden, das ist eine andere Frage. [13]) Und man begreift wohl, daß wo keine Municipalgewalt vorhanden ist, noch viel weniger eine Provinzialgewalt vorhanden seyn kann. Denn alles hängt wie Glieder einer großen Kette zusammen, in der Verwaltung, in der Regierung, in der Freyheit und in der Sclaverey.

Municipalgewalt und Provinzialgewalt, das sind die wesentlichen Grundpfeiler der Freyheiten in der Monarchie. Der Gang der Regierung kann durch sie nicht gehindert werden: das heißt, sie können nicht hindern, weder Frieden zu schließen, noch

Krieg zu führen, noch Armeen zu organisiren und zu commandiren, noch zu den großen Staatsämtern zu ernennen, noch die Interessen der verschiedenen Stände der Gesellschaft im Gleichgewichte zu halten und zum Einklange zu stimmen; aber sie binden die Regierung, in sofern sie allgemeine Verwaltungsbehörde ist; da machen sie ihr Talent, Thätigkeit nothwendig, und zwingen sie, alle Männer von Verdienst an sich hinanzuziehen. Dies, deucht mir, ist ein wenig wesentlicher, als wenn man das Axiom aufstellt, Alle könnten zu allen Stellen berufen werden. Dieses war zu allen Zeiten der französischen Monarchie möglich: Abt Suger, der Stolz unseres Ministeriums, war Sohn eines Bettlers: Colbert, Sohn eines Kaufmanns aus Rheims.

Sind einmal Municipalgewalt und Provinzialgewalt festgegründet, und sind die ähnlichen Interessen unter dem Namen von Ständen oder von Innungen vereinigt; dann errichte man zwey Kammern oder erkenne drey Stände an, [14]) man wird eben so viel Freyheit haben, als man in der alten Monarchie bis Mazarin's Zeiten hatte. Mehr wird man nicht haben, weil mehr zu haben unmöglich ist. Man wird weniger haben, und das wird kein Uebel seyn: unser sittlicher Zustand ist nur eines gewissen Maaßes von Freyheit fähig: was dieses Maaß überschreitet, eröffnet Unordnungen die Thore.

Zwey Kammern oder das, was man heut zu Tage ein repräsentatives System nennt, gründen also die Freyheit keinesweges; sie sind nur der Schlußstein an dem Gewölbe anderer der Freyheit

günstiger Einrichtungen. Soll ich den hauptsächlichsten Vortheil nennen, den ich in ihnen finde: es ist dieser, daß jedesmal, so oft die Politik öffentlich reden muß, sie auch gezwungen ist, mit moralischer Würde zu reden. Nichts aber ist zuträglicher, den Zustand der Sittlichkeit in einer Nation zu veredeln. Hassenswürdiger erschien mir nichts unter der Herrschaft Bonaparte's, als Menschen der geringsten Classe voraussagen zu hören, wenn man einen Vertrag brechen, einen Verbündeten verrathen, einen Eidschwur verletzen, an einem sich rächen solle, den man fürchtet, und dem man sich nothgedrungen sieht zu schmeicheln. Dies ist die niedrigste Stufe der Verderbtheit.

Alle freye und öffentliche Verhandlung über Gegenstände der Politik ist ihrer Natur nach moralisch. Cicero schrieb: wir haben den Weltkreis erobert, indem wir unseren Verbündeten Hülfe leisteten; er sagte es nicht öffentlich: die Welt war erobert, und die Sitten der Römer waren zu jener Zeit in Verderbniß versunken. Aber, wiewohl die Politik der Römer nicht die reinste war, (man erobert niemals die Welt durch Geist der Mäßigung) so waren doch alle öffentlichen politischen Verhandlungen zu Rom groß, moralisch, und den Geist hebend. Dasselbe kann man, hinsichtlich alles öffentlichen, von England sagen. Dasselbe war, in glücklicheren Tagen, mit Frankreich der Fall, und muß es mit jedem Volke seyn, welches eine ruhige Dauer in dem Vereine der Völker behaupten soll. [15])

Ich habe an einige politische Ideen die Aus-

einanderſetzung der gegenwärtigen Lage der Municipalgewalt und Provinzialgewalt in Frankreich geknüpft, weil die Gewalt der Regierung und der Verwaltung bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Bildung unzertrennlich mit einander verflochten ſind. Das vergeſſen die Verfaſſungsſchmiede unſerer Tage, oder ſie wiſſen es nicht.

Der König wird tiefer blicken als ſie, und während ſie verkehrte Nachahmungen vorſchlagen, die ſo der ſouverainen Gewalt ſchädlich werden müßten, weil man ſie eines Uebels bezüchtigen würde, das in der Natur der Dinge liegt, wird er mehr gewähren und beſſeres, als ſie verlangen; nicht ihnen wird er gewähren, nicht ihren Forderungen, ſondern der franzöſiſchen Nation, welche dankbar ſeiner Perſon und ſeiner Familie dadurch anhänglicher ſeyn wird, als je.

Würde er nicht gewähren, ſo könnte das nur geſchehen, weil er alles reiflich erwogen hat. Denn in den ſchwierigen Verhältniſſen, in welchen wir jetzt ſtehen, würde eine anerkannte unbegränzte Gewalt weniger gefährlich ſeyn, als eine Freyheit, die über unſicheren Grundlagen errichtet wäre.

Anmerkungen.

1) Die hier berührte Epoche der englischen Geschichte, und die kurz ihr vorangehende, haben in sehr vielen inneren politischen Verhältnissen eine auffallende Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen Lage Frankreichs. Nur daß damals die Majestät der Gesetze, vor allem aber die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit der Religion, bei weitem noch nicht so tief und allgemein untergraben waren, wie sie es in unseren Tagen sind. Inzwischen wurden unter Carls II. sittenloser Regierung die Grundfesten des menschlichen Glaubens nicht wenig erschüttert, und dasselbe Feuer glimmte bereits unter der Asche, welches, nachdem es lange im Verborgenen um sich gegriffen, in Frankreich so rasch aufloderte, und beynahe alles Vorhandene zu verzehren drohte.

Wilhelm von Oranien, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, entfernte die Tories aus allen bedeutenden Stellen, und legte sie in die Hände der Whigs. Dieses mußte er wohl: denn wenn in der Welt der Gedanken vieles Entgegengesetzte neben einander bestehen kann, so ist dieses in der Welt der Thaten keineswegs der Fall; in ihr muß Jeder entschieden seyn, besonders wo der Augenblick Entschiedenheit zur Pflicht macht; der Werth eines Mannes in ihr wird allein daran gemessen, ob er für das Rechte und Gute sich ent-

schieden hat. Eine solche Entscheidung würde man mit Unrecht Partheylichkeit nenen; sonst müßte man behaupten, auf Partheylichkeit sey der Bestand aller Staaten gegründet. Partheylichkeit hat man in niedrigeren Sphären zu suchen; sie ist da vorhanden, wo man einer Neigung, einer Abneigung, einer Ansicht zu Liebe, das bestehende Recht krümmt, oder mit Füßen tritt.

2) Der Verfasser, welcher, wie ich schon in der Vorrede bemerkt, immer von dem Besonderen ausgeht, und sich an das Besondere anschließt, aber sehr klar in seinen allgemeinen Grundsätzen ist, berührt gleich hier ein Problem, welches er, in vielerley Gestalten, durch das ganze Buch hin, dem Leser wiederholt ins Gedächtniß ruft. Es betrifft die Ursache aller menschlich-geselligen Einrichtung, und ist, mit Plato's Worten bezeichnet, folgendes:

„Glaubst du," so hebt Plato sein Buch von den Gesetzen an, „Glaubst du, o Gastfreund, daß ein Gott „Urheber der Gesetzgebung gewesen, oder ein Mensch?" Und der Angeredete erwiedert: „Ein Gott, o mein Gast„freund, ein Gott!"

In diesen beyden entgegen gesetzten Denkweisen, gleichsam dem Ein- und Ausathmen ihres sittlichen Lebens, hat sich von frühesten Zeiten her die Menschheit bewegt, und man kann sie das sicherste Wahrzeichen nennen, Jahrhunderte von Jahrhunderten, und die verschiedenen Lebensepochen der Völker von einander zu unterscheiden. Denn nie sah man ein beginnendes, wachsendes, reifendes Volk, das nicht seinen Ursprung und sein Bestehen von Gott hergeleitet, von ihm aus Ge-

setz und Sitte geheiligt, und so, durch Ehrerbietung und Treue langer Dauer sich werth gemacht hätte. Nie aber sah man noch ein zerfallendes Volk, und nie wird man es sehen, das nicht geglaubt hätte, aus Mutterschoos entsprossen zu seyn, und so lange zu währen, als die Kräfte der Natur in ihm vorhielten; das daher nicht überzeugt gewesen, aus Kraft eigener Einsicht Religion, Sitte und Gesetz machen zu können; das nicht, durch dieses thörichte Selbstvertrauen verführt, am Morgen des andern Tages umgestoßen hätte, was es den vorigen Abend erbaut.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß diese verschiedenen Denkweisen, so scharf sich einander gegenübergestellt, in der Geschichte nicht vorkommen. In ihr wohnt immer der einen etwas von der entgegengesetzten bey; und dieses ist nothwendig, weil der Mensch zu seiner vollkommenen Entwickelung, weder der Ueberlieferung noch der Ausbildung eigenen Urtheils entrathen kann. Was sie, in ihrer Anwendung, merkwürdig von einander unterscheidet, ist, daß die Erste die Zweyte als ein wesentliches Element Ihrer Selbst anerkennt, und so gerne in sich aufnimmt. Die Zweyte hingegen mag die Erste nicht anerkennen, möchte sie verdrängen und wo möglich zernichten.

Nach diesem Wahrzeichen mag sich auch unsere Gegenwart am besten beurtheilen lassen. Nur darf man bei ihr nicht vergessen, daß Gott kein Angstschrey der Noth, und die Religion keine wilde Hitze sey, die vorüberfliegend anfällt, sondern jener das Wesen, welches die Schicksale der Welt lenkt, diese, eine Fülle hei-

liger Lehre, und ein ernstes Gebot, dieser heiligen Lehre gemäß zu wandeln.

3) Der Verfasser zeigt sich hier als einen Mann von alter Art und Sitte, und man muß ihn darum ehren, selbst wenn man seinen Ausspruch allzu entschieden finden könnte. Denn wirklich sind die vielfachen Redensarten, von „Staatsmaschine, gegen einander ab„gewogenen sich controllirenden und respective completi„renden Gewalten" doch nur Irrthümer unserer modernen Zeit, welche sich überall auf Begriffe viel zu viel zu gute thut, und das Lebendige überall verläßt oder zurückweist. Die Geschichte bildet sich aus Charakteren: große Weltbegebenheiten rufen bedeutende Charaktere, durch sie bedeutende Formen hervor, und durch Formen leitet sich die Welt. Aber weil die Form durch den Charakter entsteht, muß sie auch billig auf den Charakter, welcher sie beseelt, gegründet seyn. Wir Deutschen haben ein so edles Sprüchwort, „Mann gut, Alles gut." Wie paßt das zu den Bureauformen der kaum unter uns verschwundenen Gouvernementsdrechsler, und ihrer noch unter uns bestehenden Jünger! Das halten sie für den eigentlichen Triumph einer Regierungsform, wenn sie so gegen einander gestellt ist, daß der, welcher sie handhabt, auch ein Bösewicht seyn könnte, ohne dadurch zu schaden. Wir haben es erlebt, welchen Segen ihre Triumphe bringen. Solche Regierungsformen können nie künstlich genug seyn, um den Bösewicht gänzlich zu binden, verleiten aber zu Willkühr, Anmaßung und Schlechtheit jeder Art, sind selbst nur eine Schlechtheit, und vor allen Dingen demoralisiren das Volk,

welches bald einsieht, daß man dem Herzen dessen keine Gerechtigkeit zuschreibt, dessen Händen sie anvertraut ist. Ich möchte eine treuherzige Chronik lesen, aus einem Jahrhunderte, in welchem diese Regierungsweisheit wirklich die Oberhand gewonnen: ich glaube aber schwerlich, daß man in ihm eine schreiben könnte. Geschichtswerke, wie sie das verflossene, mit diesen Neigungen schwangere Jahrhundert hier und da hervorgebracht hat, könnten in Menge in ihm geschrieben werden, solche, in welchen man unter allerhand Reflexionen Völker entstehen und vergehen sieht, ohne bey dieser Gelegenheit jemals einem menschlichen Wesen wo zu begegnen.

4) Unserer modernen Staaten, sagt Fievée, nicht der jetzt lebenden Völker. Dieses letztere würde nicht allgemein gelten können. Die deutschen Völker zum wenigsten haben eine frühe Epoche edler Freyheit gehabt, (deren Einrichtung man noch in der Schweiz, den nordischen Reichen, und in einzelnen Zügen hier und da unter uns gewahr wird) welche mit der erwähnten Freygebung der Gemeinen in keinem nur denkbaren Verhältnisse steht. Sie war eine ursprüngliche Verfassung, auf die Rechte und Pflichten der Familienhäupter gegründet. Die Freygebung der Gemeinen dagegen, oder das ihr in unsern Staaten analoge, war keine ursprüngliche Verfassung, sondern entstand im Drange der Zeiten, als die einzelnen Landesbewohner sich gegen die Willkühr übermächtiger Lehensherren zu schützen suchten.

Ob jene alte, edle und ursprüngliche Freyheit der deutschen Völker, auf unsere nächste Zukunft einen bedeutenden Einfluß haben könne, ist eine Frage von großer

Wichtigkeit, und wohl werth, daß man sie klar und ruhig aus einander setze. So viel ist gewiß, die physischen und sittlichen Elemente der Zeit, in welcher jene Freyheit vorhanden war, sind von denen unseres gegenwärtigen Lebens unglaublich verschieden. Kaum sind wir im Stande, ihr Bild in unserem Geiste zu erneuen. Selbst unsere Sprache entfremdet sie uns; sie ist, wie der gründlichste Kenner jener Urzeit (Möser) mit Recht sagt, „eine Verrätherin der edlen Freyheit geworden, und hat den Ausdruck verloren, der zu ihrem Begriffe paßt.“

Ein sehr wesentlicher Punkt bey Entscheidung dieser Frage, ist, ob wir überhaupt bey problematischer Reformirung unserer Staaten, in die Zeiten hinüber greifen dürfen, in welchen das Christenthum noch nicht existirte. Ich bin überzeugt, nein. Es hat seine Gestalt und Einrichtung in alle Staatseinrichtungen aufs innigste verwebt; die Naturtriebe der Völker gemildert und umgeschmolzen, falsche Neigungen ihnen abgewöhnt, vorzüglich aber den Thron mit der Majestät bekleidet, welche man dem Handhaber der Gesetze Gottes auf Erden schuldig ist. Wo man eine seiner Wirkungen zernichten, oder unbeachtet lassen wollte, würde ein bedeutender Nachtheil entstehen. Welch ein Nachtheil durch Nichtachtung der letztgenannten entstehen müsse, wußten unsere neuen Staatenschöpfer gar wohl, und der mächtigste von ihnen, welcher statt der „Gnade Gottes“ die Gewalt auf den Thron einführte, lehrte, als er unter ihm schwankte, „der Thron seyen fünf Bretter, und eine Purpur„decke darüber.“

Die Freygebung der Gemeinden in Frankreich, in

dem Sinne wenigstens, wie unser Verfasser sie charakterisirt, begann unter Ludwig VI. Sie betraf, mit örtlichen Modificationen und in verschiedenem Inhalte, Sicherung eines Gemeineigenthums, Festsetzung der Steuern, Selbstverwaltung des Einkommens, Selbstwahl der Ortsobrigkeiten, und Selbstanordnung des Kriegsvolkes. Wohl hat er Recht, wenn er behauptet, daß diese Freygebung das Fundament sey, über welchem allein die Kammern sich sicher erheben könnten; ohne dieses werden sie immer mehr oder minder eine willkührliche Anordnung oder bloß tolerirte Erscheinung seyn. Wenn man diese Gründungen eines zu gesetzlicher Freyheit hinanstrebenden Zeitalters betrachtet, und die gänzliche Zernichtung derselben in der Gegenwart, erhält man erst volle Einsicht über den Abgrund, in welchen die Revolution Frankreich, auch hinsichtlich bürgerlichen Besitzes, gestürzt hat. Alle diese köstlichen Rechte sind, bis auf wenige Ueberbleibsel, verloren, und der Nebel allgemeiner Gleichheit hat ihre heitere Verschiedenheit bedeckt.

Aus diesem Gesichtspunkte gänzlicher Zernichtung aller Rechte in dem gegenwärtigen Augenblicke, hat man zu fassen, was der Verfasser später sagt, „der König „müsse die Gemeinden aus eigener Gnade frey geben." Die ehemalige Freygebung ist erloschen: Gemeinden ihre Freyheiten fordern lassen, würde nach so vielen unglücklich ausgefallenen Versuchen nicht zu rathen seyn; den gegenwärtigen Zustand bestehen lassen, eben so wenig; denn sein Druck, seine nothwendige Unsicherheit und Willkührlichkeit müßten letztlicherweise Unmuth und Unruhen hervorrufen.

5) „Hamburg, so erzählt der Verfasser in einer Anmerkung, mußte, um fünf zu seinem Stadteigenthum gehörige Bäume fällen zu dürfen, eine Erlaubniß des Ministers, oder ein Dekret des allgemeinen Verwaltungsrathes erwirken, dessen Ausfertigung acht Monate lang aufhielt. In Holland mußte man sechs Monate lang auf Erlaubniß warten, einen Damm zu repariren, dessen Verfall in vier und zwanzig Stunden halb so viel Quadratmeilen zu überschwemmen drohte.“ Man könnte diesen Beyspielen noch viele ähnliche zugesellen. In Allem war Frankreich so organisirt, daß die oberste und entscheidende Behörde wohl von der Intention ihres Herrn, nicht aber von den Bedürfnissen ihrer Untergebenen konnte unterrichtet werden; die Behörde entschied, deren Bestimmung nur seyn konnte, das von Unterrichteten Entschiedene zu bekräftigen. Was war die Folge davon? Willkühr und Intrigue. Die Entscheidung wurde nicht durch Urtheil oder Vorlegung trifftiger Gründe, sondern durch Ansicht eines meist ununterrichteten, wohl gar leidenschaftlichen oder bestochenen Individuums motivirt, das, indem es heute sich zu Gunsten das Recht verletzen machte, morgen einem Anderen zu Gunsten das Gleiche zu thun erbötig war. So geschah es, daß besonders in Fällen von mittlerer Bedeutung man lieber sein Bedürfniß und sein Recht zurückhielt, als daß man beyde anregte, und dadurch Gefahr lief, beyden, kraft rechtlicher Aussprüche entsagen zu müssen. Wie muß nicht eine solche Anordnung der Dinge jeden edleren Beweggrund und alle thätige Vaterlandsliebe unterdrücken, Selbstsucht aber und Lauheit gegen das Gute sorgfäl-

tig pflegen. Auch der wohlwollende treffliche Mann beschränkt sich in solcher Lage zuletzt nur auf sich und die nächsten Seinen, und lernt mit Unmuth die harte Lehre, die er freylich nie auszuüben sich entschließen kann, daß um ungestört leben zu dürfen, es weniger darauf ankomme, seiner Pflicht treu anzuhängen, als durch allerley Bücklinge, Künste und kleine Niedrigkeiten, sich einige mächtige Connexionen erschlichen zu haben.

6) Fiscalität ist ein während der Revolution entstandenes, zu unserer Ehre unübersetzbares Wort. Es bezeichnet Habgier für den öffentlichen Schatz, schließt aber zugleich Anwendbarkeit schmutziger und unerlaubter, wenn schon durch eine momentane Gesetzesform zu diesem Zwecke eingeleiteter, Mittel in sich.

7) Auch unsere Vorfahren redeten von Freyheiten, und genossen der Freyheit. Die Freyheit, der sie genossen, war das frohe und sichere Gefühl eines Besitzes; denn nur daß man besitze und liebe was man bedarf, macht wahrhaft frey. Seit dem Anfange der französischen Revolution spricht man häufig von einer Freyheit, die nicht in dem Genusse von Freyheiten besteht, sondern in einem Begriffe, einem Streben, noch obendrein einem sehr vagen, frey zu seyn und tagtäglich freyer zu werden. Dies ist eine gefährliche Erscheinung. Sie weißt den Menschen nach Außen, statt ihn nach Innen zu richten, sie lehrt ihn das Allgemeine suchen, statt sich ins Besondere Einsicht zu erwerben; sie mag ein Vorbote der Zerstörung seyn, aber ein Friedenszeichen der Wieder-

Herstellung ist sie nicht. Auch unseren Tagen thäte es Noth, (und Gott Lob, an vielen Orten geschieht es) von der Freyheit zu schweigen, und der Freyheiten mit Ernst und Ruhe zu gedenken: denn die Jahre deutschen Vaterlandes und deutscher Herrlichkeit, auf denen jeder Deutsche mit stolzer Erinnerung ausruht, folgten unmittelbar auf die Jahre, in welchen diese theuern Freyheiten gegründet, oder befestiget und innig gefühlt wurden. Diese Freyheiten sind wie ein köstliches Kleid, das man anhat, jeder bequem nach dem Schnitte seines Leibes; jene moderne Freyheit ist, daß man das Kleid unbequem findet, welches man trägt, (und daran kann man sehr recht haben) es so lieber abwirft, nackt geht, und auch seinen Nachbar zu dieser allein seligmachenden Blöße zwingt. Nicht zu können was man will, sondern willig zu thun, was man soll, das verdient Freyheit genannt zu werden: aber dieses schließt Vieles zugleich in sich: zuerst, daß Gesetz und Recht vorhanden sey; sodann daß ihm Gehorsam geleistet werde; wiederum, daß Gesetz und Recht nicht ein willkührlicher Einfall, sondern eine dem Leben derjenigen angemessene Form sey, welche sich in ihnen bewegen sollen, und vor Allem, daß Gesetz und Recht nicht eine Form sey, deren sich die Gewalthaber zu Zeiten bedienen können, sondern die alleinige Form, deren sie sich überall bedienen müssen; denn Gesetze, die nach unten binden, sind halbe Gesetze: vollkommene Gesetze binden nach unten und oben zugleich.

8) Ein Königreich muß folgende Gestalt haben. Die verschiedenen Provinzen, aus denen es zusammen-

gesetzt ist, müssen anerkannt seyn. In ihnen muß Provinzialverwaltung statt haben. Gesetzlich müssen in jeder Provinz die Vornehmsten zusammenstehen, ihre Sitten, ihre Gebräuche, ihre Interessen gegen die allgemeine Verwaltung zu vertheidigen. Geschieht dieses nicht, so wird bald die furchtbarste Despotie einbrechen, die, welche nirgends und in nichts der Verschiedenheiten achtet die die Natur und eine graue Vergangenheit gegründet haben; geschieht dieses dagegen, so wird man in einem so gestalteten Königreiche wahre Männer des Vaterlandes und des Volkes aufzuzeigen haben; solche, die mit ihrer Heimath und deren Sitte verwoben, nach oben und unten mit jedem Bedürfnisse vertraut, indem sie in dem Einzelsten sich entwickelt haben, nun auch fähig sind, das Allgemeine zu umfassen, und überall das beste Mittel zu finden, wie dieses durch jenes, jenes durch dieses zu stützen und zu beleben sey. Wie sehr ist nicht ein solches Bild jenen Napoleonischen Verwaltern entgegengesetzt, deren ganze Kenntniß sich auf die Maximen ihrer Beherrschungssitte beschränkte, und für die überall Heimath und Vaterland war, wo die sieg-, zwang- und raubreichen Adler ihre Klauen hinsetzten.

9) Jede Veränderung muß aus einem wesentlichen Mangel des Vorhandenen, aus ächtem wahrem Bedürfnisse entspringen. Ist das Bedürfniß wahr, so erlangt es sicherlich seine Befriedigung, und sie kann ihm auf die Dauer nicht vorenthalten werden. Das entstehende Bedürfniß nicht sogleich zu befriedigen, gehört zu den großen Geheimnissen der Menschenführung. Denn der Mensch ist vielfachen Wünschen ausgesetzt, und er-

klärt leicht jeden Wunsch für eine Nothwendigkeit. Nur indem ihm manche Wünsche versagt werden, besinnt er sich auf sich selbst, lernt das dauernd in ihm Vorhandene von dem wandelbar in ihm Erscheinenden unterscheiden, und wird so ergeben, einfach und groß.

Wie der Einzelne in dieser Hinsicht, so die Völker.

Man kann zwey Zustände in dem Laufe der Geschichte unterscheiden. Der eine ist der des Bestehens und ruhigen Fortschreitens; in ihm sind der Thaten mehr als der Worte, der Empfindung mehr als des Begriffs; von Neuerung ist in ihm kaum die Rede, oder wenn Neuerung in ihm eintritt, folgt sie auf das Gewesene, wie auf die Blüthe die Frucht. Einen solchen Zustand stellt uns das frühe Mittelalter, vom neunten bis in das fünfzehnte Jahrhundert, ohne allzu gewaltsame Unterbrechungen dar. Einen solchen Zustand zeigt uns die uns umgebende Gegenwart nicht.

Sie zeigt uns vielmehr den entgegengesetzten. Wenn nämlich eine Bildungsepoche abgelaufen ist, und also die Welt sich erneuen soll, dann tritt ein Zustand des Verzehrens und wilden Durcheinanderstrebens ein. In ihm sind die Worte größer als die That, selbst wenn die That den Anschein des Ungeheuern hat; der beweglichen Begriffe sind sehr viel, und der ernsten Empfindung sehr wenig. In ihm strebt alles zum Neuen, jeder aber sucht in dem Neuen nur sich selbst. Der Faden des Vorhandenen wird leichtsinnig durchschnitten; mit Undankbarkeit des Guten, was es in sich trägt, nicht erwähnt, dagegen ein Fremdes gesucht, das, wenn es auch mit der Larve des Alten und Eigenen sich zudeckt, doch nur ein Mittel mehr ist, von der lästigen

Gegenwart, die nie mit der Weite der Gedanken vereinbar ist, sich zu befreyen.

Diejenigen, welchen die Leitung der Staaten anvertraut ist, haben in einem solchen Zustande vorzüglich gelassen und in den erprobten Grundsätzen treu zu seyn; denn über die Quellen, aus welchen sich die Welt erneut, kann kein Streit seyn; sie sind von Anbeginn derselben immer dieselben geblieben. Ihr Streben muß darauf gehen, zu diesen Quellen zurückzuleiten, und dieses geschieht rücksichtlich der Staatsformen durch diejenigen, welche das wesentliche Bedürfniß am eindringendsten, und sein Interesse so verbreitet als möglich machen.

Aus diesen Gesinnungen ist, was hier der Verfasser, und was er beynahe überall in seinem Werk sagt, zu deuten. Hätte er sich allgemein mittheilen wollen, so würde er vielleicht folgendermaßen gelehrt haben:

Das Leben ist immer und in Allem individuell. Indem es auf seinem Zustande kräftig beharret, entwickelt sich ein Folgezustand nothwendig aus ihm. Dieses Beharren, auf ein wirksames Wesen übergetragen, nennen wir Gewohnheit. Der Mensch, in sofern er Theil der Natur, kann seiner selbst und seines Daseyns nur als einer Kette von Gewohnheiten bewußt werden. Wie die Fähigkeiten in ihm sich steigern, nimmt die Wirkung der Außenwelt auf ihn zu. In diesem Maase verändert sich sein Leben, erweitern, verallgemeinern sich seine Gewohnheiten. Diese Erweiterung und Verallgemeinerung nennen wir Bildung. Der Mensch, und wie der Mensch ein Volk, nur in unvergleichbar langsameren Schritten, bildet sich also unmittelbar durch den

Wachsthum seines Daseyns, indem es von einem individuellen Zustande zu einem gleichfalls individuellen, aber doch alles, was in ihm vorgeht, mehr und mehr verallgemeinernden Zustande vorschreitet. Dieses geschieht dem Laufe der Natur gemäß, mit Stätigkeit, und es ist nöthig, daß es geschehe: Es ist die richtige Bahn, welche es zu wandeln hat.

Eine verkehrte Bahn ist dagegen folgende. Es giebt eine Art Scheinbildung, die auf Verwechselung der allgemeinen Welt der Begriffe mit der individuellen Welt des Lebens beruht. Diese schreitet nicht von dem Besonderen zu dem Allgemeineren empor, erweitert nicht das Vorhandene, oder bildet es stätig von Innen heraus; sondern indem sie ein Allgemeines ins Auge faßt, denkt sie jedes Besondere ihm anzupassen. Da aber nur aus dem Besonderen das Leben besteht, kann sie nirgends eine feste Beziehung zu dem vorhandenen Leben haben. Sie zerrüttet daher das Leben, statt es zu entwickeln. Diese Bildung ist dem Laufe der Natur zuwider, unterbricht alle Stätigkeit, und wohnt allein in dem Hirne und der Willkühr, weder in der Welt noch in der Natur.

Welchen Antheil diese Scheinbildung an dem Ursprunge der französischen Revolution gehabt, und in welchen mannigfaltigen Gestalten sie sie begleitet und gefördert habe, ist eine der lehrreichsten und traurigsten Untersuchungen in der Geschichte menschlicher Irrthümer. Welche Wirkung sie auf die Staatsverfassung Frankreichs ausgeübt, und welche Schwierigkeit sie einer neu fest zu gründenden Staatsverfassung in Frankreich entgegensetzt, mag hier durch einige flüchtige Züge des

Verfassers, die ich aus seinen zerstreuten Anmerkungen zusammen gelesen habe, geschildert werden.

„Es kann Manches philosophisch sehr richtig, und politisch sehr unweise seyn. Denn wenn man, um jeder neuen Wahrnehmung willen, die Gesetzgebung ändern wollte, würde man in einem ewigen Umsturze leben. Schließt man sich dagegen um so strenger den alten Gesetzen an, als die überhand nehmende Denkweise von ihnen abzuführen scheint, so kann man dadurch das minder Gute verbessern, und zugleich die Verfassung befestigen; weil eigentlich doch dem Menschen nichts leichter fällt, als sich in die Gesetze zu fügen, in welchen er geboren und erzogen ist." —

„Daß eine Constitution niedergeschrieben sey, ist eine löbliche Eigenschaft, und es würde seltsam seyn, wenn ein Volk zwar Bücher und Briefe schriebe, seine Gesetze aber ungeschrieben ließe. Wenn indessen eine Constitution niedergeschrieben wird, damit sie bey Gelegenheit auch gelebt werde; so ist das eine mißliche Sache, und scheint den gewöhnlichen Lauf der Dinge zu verkehren. Constitutionen von langer Dauer sind wenigstens niemals so entstanden, und das Volk nennt so etwas nie Constitution. Z. B. England. Worauf ist Englands Constitution so felsenfest gegründet? auf die Verehrung für das Vergangene. Die ganze Summe der Dinge, welche dauern, ist es, welche das Volk seine Constitution nennt: eine Menge heiliger, nie versehrter Gewohnheiten. Die englische Constitution, datirt von der Magna Charta, also der Regierung Johanns ohne Land; aber seine gegenwärtige Constitution gleicht jener Magna Charta gerade so viel, als

das gegenwärtige England, die Beherrscherin des Welthandels, dem beschränkten Eilande gleicht, welches es unter jenem Könige war. Doch bleibt sie unerschüttert. Warum? Sie hat ihre Veränderungen nicht durch Systeme, Begriffe und Träume der Selbstklugheit erlitten: Zeit und Umstände veränderten sie; die Grundgesetze, die erworbenen Rechte, die Formen und Benennungen sind dieselben geblieben: ihre Bedeutung und Anwendung wandelte sich um. In dieser nicht geschriebenen, in dieser gelebten Constitution ist also eine biegsame Stelle, die bald die herrschende Gewalt, bald die Freyheit, wie es Umstände und Nothwendigkeit gebieten, zu sich herüber zieht, ohne daß jedoch dieser Zug jemals ein Riß werde. Denn was abgerissen ist, erstirbt, und was erstorben ist, löst sich auf." —

„Frankreich, indem es eine Beute des Philosophismus, und in Folge dessen der Revolution geworden, hat freywillig auf seine Vergangenheit verzichtet. Nichts ist mehr erblich in ihm: seine erlangten Privilegien sind zerrissen: seine Lehren und Grundsätze verhöhnt: seine alten Gesetze zernichtet: seine großen und kleinen Innungen aufgehoben, als der Freyheit zuwider: Alles sollte in ihm neu seyn, bis auf den Namen seiner Provinzen: Gleichheit der Rechte hat man in ihm mit Zahlen gesucht, wie der Banquier die Bilanz seiner Rechnungen sucht!. Ohne zu bedenken, daß wie in anderen Staaten, auch bey uns auf Freyheiten das allgemeine Wohl beruht, dachte man durch eine politisirende Metaphysik auszuklügeln, was nur durch gründliche Einsicht in das Vorhandene, und durch weise Lenkung des Willens

konnte geleistet werden. Man wollte sondern und berichtigen; man zerschnitt aber und verwirrte; und das mußte der Fall seyn: denn der biegsame Theil einer Constitution liegt nie anderswo, als im Vergangenen, und wir hatten für immer dem Unsrigen entsagt." —

„Alte Gewohnheiten und Einrichtungen sind stärker als die Gesetze: oder, Gesetze sind stark, in soferne sie auf alten Gewohnheiten und Einrichtungen beruhen. Ein neues Gesetz bindet, aber es wird nicht geliebt. Unsere Gesetze sind so verneut, und unsere alten Gewohnheiten und Einrichtungen so zerstört, daß wir die Gegenwart nicht lieben und nur Schritt für Schritt zu jener Epoche unserer Geschichte emporsteigen können, in welcher die wesentlichen Elemente unserer Freyheit liegen." —

„Ein Volk, das in einer bestehenden Verfassung sich wohl fühlt, wird nie begreifen können, wie man für, Subtilitäten und Rednerkünste einen von Ahnen ererbten langerprobten Besitz aufgeben mag. Wir aber haben Subtilitäten gesponnen und Rednerkünste geübt, und uns um das Wort Freyheit gestritten, während man uns Religion, Gesetze, Sitten, Freyheiten, Eigenthum raubte, während man diesen Raub zu verewigen und rechtskräftig zu organisiren, unsere örtlichen Verwaltungen, reiche Quellen von Sicherheit und Wohlstand, in eine einzige allgemeine Verwaltung zusammenwarf; in ihr alle Sicherheit und allen Wohlstand, durch diese alle Freyheit und alle Bildung, die ja nur über Sicherheit und Wohlstand gedeihen können, zerstörte, und den letzten

Grad von Verwirrung, Aberwitz und Tyrannei hervorbrachte." —

„Wenn ein Volk, sey es durch Unverstand und Untreue seiner Obern, sey es durch Verkehrtheit seiner eigenen Gesinnung, in die traurige Lage gekommen ist, nicht mehr zu lieben was es besitzt, dann wird der Beruf, es zu leiten, gefährlich; denn jeder Unzufriedene wird ein Partheygänger. Will in solchen gefährlichen Tagen eine Obrigkeit sich fest und wirksam erhalten, so werfe sie vor allen Dingen den Unverstand und die Untreue von sich, und kleide sich in Einfalt und Wahrheit. So allein kann sie ihre Würde behaupten. Die geringste Unredlichkeit, die versteckteste Forderung, das leiseste Schwanken von ihrem wahren Ziele ab, wird sie entwürdigen; geräth sie aber vollends auf den Wahn, solcher eintretenden Entwürdigung durch heftige Vertheidigung ihrer selbst, und Partheylichkeit für ihre Glieder zu begegnen, so lockt sie das Uebel heran, das sie entfernen will, und ist allzubald nichts mehr als eine Parthey zwischen vielen Partheyen." —

„Die Rückkehr zu einer guten Verfassung in Frankreich, kann nicht durch allgemeine Gesetze bewirkt werden. Ein Land von so vielen Bewohnern, so verschiedenen Himmelsstrichen, so mannigfaltigem Boden, so entgegengesetzter Sitte, so von einander abweichenden Gewerben, kann man nur im Besonderen würdigen und im Besonderen verwalten. Wie sollte ein allgemeines Gesetz tausendfachen Bedürfnissen entsprechen: wie sollte Verallgemeinerung und Nichtachtung des individuellen Zustandes die Wunde heilen, welche Verallgemeinerung

und Nichtachtung des individuellen Zustandes geschlagen hat.“ —

„Seine Familie ordnen, dann die Gemeinde, die Provinz, den ganzen Staat, auf eine freye und angemessene Weise; das ist so einfach, so natürlich, so vernünftig, daß es sich von jeher, und in ganz Europa, bloß durch die Macht der Natur und den Lauf der Begebenheiten, gefügt hat. Ganz allein in Frankreich sieht man ein Beyspiel vom Gegentheil; und ich bin überzeugt, all' unser Unglück, die Unruhe in welcher beständig die Geister schweben, die Unmöglichkeit in der wir uns befinden, eine Revolution zu beendigen, die wir schon mehreremale für beendet erklärt haben, beruht einzig und allein auf unserer, der Natur entgegengesetzten, Verfahrungsweise. Unsere Kinder lehren wir von Eins bis Tausend zählen, und sie kennen alles was dazwischen in der Mitte liegt: aber unsere Staatsmänner nehmen Tausend oder noch mehr als äußerste Einheit an, und wähnen sich was zu vergeben, wenn sie sich zu den Zahlen, die darunter liegen, und ihrer besonderen Berechnung herablassen.“ —

„Nichts in der Weltgeschichte läßt sich der Tyrannei vergleichen, welche der revolutionäre Philosophism hervorgebracht, und welche der Mann fortgesetzt hat, den die Menge den Meister und Bändiger der Revolution genannt hat, der nie etwas anderes war, als ihr Jünger und ihr Sclave.

Langsam und wie die Natur es wollte, schlossen unsere Könige fremde Provinzen dem geliebten Frankreich an. Nach und nach verschmolzen sie Sitte, Gewohnheit, Sprache, und man sah überall nur ein ein-

ziges Volk. So machte es der blutige Eroberer nicht. Das war der Ruf, den er, den seine Lehrmeisterin, die Zerstörung, an die Franzosen und die Völker des Auslandes, die er zu unterjochen gedachte, ergehen ließ:

Die Gesetze, unter denen ihr bisher gelebt, hören von heute an auf, euere Gesetze zu seyn: andere Gesetze, die ihr nicht kennt, sind von heute an die euern. Vertheidigt ihr euch vor Gericht, so soll das in einer Sprache geschehen, die ihr nicht sprecht: verheirathet ihr eure Kinder, so soll der Vertrag ihrer Verlobung in einer Sprache verfaßt werden, die ihr nicht versteht. Damit ihr euch aber die Gesetze, die wir euch geben, (wir geben sie euch, weil sie vollkommen sind) sogleich aneignen könnt, so nehmt hier fünfzig bis sechszig Bände einer Sammlung, in welcher urkundlich alle unsere gesetzgeblichen Einfälle verzeichnet stehen. Rost vergangener Jahrhunderte werdet ihr an ihnen nicht finden. Ihr werdet in ihnen finden die Gesetze der Versammlung das Königreich zu constituiren, der gesetzgebenden Versammlung, des Convents, des Directoriums, des Kaiserthumes. Ihr werdet euch bemühen, zu erfahren, was Vendemiaire und Messidor heißt, was das Jahr VI. und was das Jahr XII. Wir selbst zwar haben diesen Kalender verlassen, der sich an keine Vergangenheit knüpft; doch müßt ihr ihn lernen, denn ihr sollt uns gleich werden in Allem und Jedem. In dieser Sammlung machen zwar die Hälfte Gesetze aus, um derentwillen man in Frankreich den würde hängen lassen, der sie ausführte, oder bloß der sich auf sie bezöge. Welche die sind, das sagen wir euch nicht, wir wissen es selber nicht. Aber zittert, wenn ihr euch irret, wenn ihr für

heute nach gestern greift. Unsere Behörden sind da, und bestrafen Irrthümer wie Verbrechen. Ja, das größte Verbrechen in unseren Augen, für ein Volk, das wir mit uns vereinigen, ist, wenn es nicht sogleich aufhört, es selber zu seyn, um in Allem uns gleich zu werden; uns, die wir niemals dieselben sind." —

Ich höre hier auf, den Verfasser selbst reden oder wenigstens seine Gedanken durch meine Feder fließen zu lassen, und bemerke noch folgendes.

Ein Neues, das eingeführt werden soll, kündet sich gewöhnlich unter dem Namen des Besseren an. Sehr weniges Neue aber ist neu, und sehr weniges Bessere so gut als das, was es verdrängen will. Was sogenannt Neues und Besseres sich schnell und gewaltsam in der Welt zu gründen strebt, setzt sich vorzüglich diesem Verdachte aus. Seit beynahe einem Jahrhunderte haben wir an unseren Staaten, nicht ohne Eile und Ueberzeugung, gebessert, und sie drohen Umsturz: seit über einem Jahrhunderte bessern wir an der Religion, und sie erlischt in den Herzen. Man sollte daraus endlich die Lehre schöpfen, daß das Neue und Bessere, in soferne es in die menschliche Gesellschaft eingreift oder gar sie umgestalten soll, nicht von Menschen könne, nach Absicht oder durch die Kraft ihrer Betriebsamkeit gemacht werden, sondern daß es aus und über dem Alten und Guten durch langsame Verwandlung entstehen, und durch den Lauf der Natur und den Willen der Vorsehung herbeygeleitet werden müsse.

Damit dieses und alles in dieser Anmerkung Gesag-

te, übrigens, den Liebhabern des Neuen und Neuesten in unserer nie stillstehenden Zeit, nicht paradox, oder durch eine Reaction des Augenblicks hervorgerufen scheine, will ich es mit den Worten eines alten Weisen besiegeln, welcher, da er durch die Kraft seines Geistes selbst so Vieles neu gemacht hat, nicht eben nöthig hatte, sich dem Neuen unhold zu erweisen.

So sagt Aristoteles, in seinem Werke über die Staatskunst:

„Wie die Welt sich verändert, so müssen sich die Gesetze verändern, und es ist unmöglich, immer bey denselbigen Anordnungen zu beharren. Dieses gilt, wenn die Gesetze auf bloßer Ueberlieferung beruhen, wie wenn sie niedergeschrieben sind. Uebrigens kann niemals die Anordnung und Handhabung eines Staates pünktlich niedergeschrieben werden, und Vieles ist mündlicher Lehre und dem Gebrauche zu überlassen: denn das Allgemeine zwar mag man aufzeichnen, die That aber geht überall auf das Besondere."

„Gesetze müssen demnach zuweilen verändert werden."

„Doch muß diese Veränderung mit großer Vorsicht geschehen. Denn der Vortheil eines zu ändernden Gesetzes mag wohl klein gegen den Nachtheil seyn, Bürger zu leichtsinniger Aenderung der Gesetze zu bewegen. Wo dieses zu fürchten, ist unstreitig besser, Mängel der Gesetzgeber und Gesetzführer unberührt stehen zu lassen. Was will der Nutzen des verbesserten Gesetzes sagen, wenn das Volk bey Gelegenheit seiner den Gehorsam gegen die Gesetze verlernt. Die Gehorsam übende Kraft des Gesetzes entspringt nur aus der Gewohnheit: und die Gewohnheit entspringt allein aus der Dauer.

Von alten Gesetzen zu neuen und anderen Gesetzen leicht übergehen, schwächt also die Kraft des Gesetzes überhaupt. Müssen aber Gesetze nothwendig verändert werden, so entsteht die Frage: müssen alle Gesetze und im ganzen Staate verändert werden, oder nicht alle und nur in Theilen des Staates: vorzüglich aber, hat sie der Erste Beste zu verändern, oder wer?" Aristot. πολιτικων lib. II. cap. 8.

10) Die französische Kaiserherrschaft hatte die Gewalt welche verwaltet, der Gewalt welche regiert, vollkommen unterthänig gemacht. Jene mußte folgen, wohin diese sie riß. Wie diese beyden Gewalten, auf deren gehöriger Verbindung und Sonderung die Wohlfahrt, vorzüglich größerer Staaten, beruht, am zweckmäßigsten zusammengefügt werden können, ist das Hauptproblem moderner Staatskunst. Auch es, kann im Allgemeinen nicht gelößt werden. Riß in dieser letzten traurigen Zeit, die regierende Gewalt die verwaltende ohne Rückhalt wohin sie wollte, so sehen wir in früheren Jahrhunderten manche große Unternehmung gescheitert, manchen großen Charakter zernichtet, weil die regierende Gewalt auf die verwaltende allzuwenigen Einfluß zu üben vermochte.

11) Zwey Kammern sind der Gipfel, wie der Verfasser schon oben bemerkt; Municipalverwaltung bis ins Einzelne aber die Grundlage dieses Gipfels, ohne welche er nicht fest in dem vaterländischen Boden gewurzelt stehen kann. Die Verfassung der französischen Revolution ging von Anfang an auf Zwang, denn Zwang

einer fanatischen Volksmeynung ist nicht weniger zwingend, als der eines besonnenen Tyrannen. Die Verfassung, welche hier als löblich gepriesen wird, beruht durchaus auf Gewinnung des Willens. Wer glänzende Thaten liebt, und eine Scheinwirkung nach Außen, mag sich leicht zu der ersteren schlagen; nicht so, wer das Wort jenes guten Königes zu würdigen versteht, der sich vornahm, nicht eher zu rasten, bis jeder Bauer seines Landes am Sonntage ein Huhn in seinem Topfe haben könnte.

Das ist das anziehendste Schauspiel der ganzen Geschichte, wo das Gesetz noch eben ausgesprochenes Bedürfniß ist, wo von unten herauf sich Form und Freyheit gründen, und ein dumpfes allgemeines Leben sich in erfreuliche Einzelnheit bricht. Bey solchen Epochen derselben verweilt vorzugsweise das Herz; ja man könnte sagen, wenn in anderen fertigen Zeiten ausgezeichnete und edle Menschen als Wohlthäter der Menschheit erscheinen, Volkswohlthäter giebt es nur in diesen.

Nirgends aber ist wohl dieses Schauspiel anziehender und herrlicher zu finden, als in dem Emporstreben des früheren Mittelalters. Wenn es bey den griechischen Staaten durch den geistigen Adel des Volkes und die Heiterkeit der Natur sich reizend zeigt, so wird es hier durch den milden Ernst der christlichen Lehre, durch den Brudersinn, mit welchem sie sonst widerstrebende Völker zu Einheit und Duldung zusammenband, durch die wilden Gewitter der Völkerwanderung, die seinem Frühlinge vorangingen, im höchsten Sinne erhaben. Es brachen neue Gewitter herein, und was von jener frühen Zeit her lange bestanden, wurde zertrüm-

mert. Wird aus den Trümmern ein neuer Bau emporsteigen? Man spricht viel davon: aber dazu braucht es sittlicher und geistiger Kräfte, die, besonders die ersten, in einem bedeutenden Grade verloren sind. Auf ihnen ruhte dieser Pallast; ohne sie können wir nicht einmal sein Gerüste tragen.

12) Von den Innungen, als wesentlichen Unterabtheilungen in einem monarchischen Staate, redet der Verfasser umständlicher in der dritten Abhandlung. Die Pays d'état waren im revolutionären Frankreich den Pays d'élection entgegengesetzt: jede Provinz war entweder das Eine oder das Andere. In diesen schrieb der König Abgaben nach Gefallen aus, und ließ sie durch seine Steuerbedienten heben. In jenen nicht. Sie hatten das Vorrecht, durch ihre Stände die Abgaben zu bewilligen, die bewilligten zu vertheilen und zu heben. Pays d'état waren unter andern Bretagne, Bourgogne, Franchecomté, Languedoc, Elsaß u. s. w.

13) Zu einem Munde gehört ein Ohr, und es ist leicht, in großen und kleinen Staaten anzuordnen, daß entschieden werde: daß richtig vernommen werde, was zur Entscheidung berechtigt, in dieser Anordnung ist es, worin, für große Staaten besonders, die Schwierigkeit liegt. Frankreich war dafür normalschlecht organisirt, wie es jeder Staat seyn muß, der zu viel Schwere in sein Centrum wirft, und zu viele Thätigkeit von seinem Centro ausgehen läßt. Als man dieses Gebrechen in ihm fühlte, ohne jedoch die Kraft oder den Willen zu haben, es zu heben, gerieth man,

statt die Mittelpunkte zu vervielfältigen, auf den seltsamen Einfall, die Zweige der Geschäftsführung zu mehren, zu sondern und zu isoliren. Welche Verwirrung dieses hervorbrachte, wird umständlicher in der Folge auseinandergesetzt.

14) Welche von diesen beyden Anordnungen dem Verfasser die bessere, ja die allein gute scheine, wird in der vierten Abhandlung genauer erörtert.

15) In manchen Wendungen und Aeußerungen des Verfassers, durch sein ganzes Werk, zeigt er sich wie ein Mann, der Großes auf dem Herzen zu sagen hätte, aber Zeit und Stunde nicht gekommen fühlt, und lieber schweigt, oder in flüchtigen Winken spricht, damit nicht das Beste, was er mittheilen könnte, (das, was besser ist als er begreift, ist dem Haufen in allen Landen ein Gräuel) die Saat auch des Guten ersticke, das sonst einen nicht ungünstigen Boden finden würde. Wiewohl auch wir unter uns Deutschen, aus demselbigen Grunde des Besten viel zu verschweigen haben, so können wir uns doch in dem, was der Verfasser hier zurückhält, über unsere Nachbarn freudig erhaben fühlen. Denn bey uns würde es für keine Schwärmerey gelten, wenn man sagte: was sind die Gesetze, als der ausgesprochene Zustand der Sitten: je reiner die Sitte ist, um so reiner das Gesetz: bleiben die Gesetze stehen, und die Sitte sinkt, so müssen ihr bald die Gesetze nachsinken und verschlechtern: denn das Gesetz drückt nur in einem begränzten Sinne das Rechte aus, es trägt

nur so viel Recht in sich, als das Volk verträgt, für welches es gegeben ist; darum ist jede gute Gesetzgebung ihrer Natur nach moralisch, darum ist eine demoralisirende Gesetzgebung ihrer Natur nach schlecht: denn was demoralisirt, führt zu Willkühr und Zwang: das Gesetz aber ruht auf Gewissen und Freyheit.

Das aber ist es, was er, unter einem verhüllenden Vortrage, im Wesentlichen aussprechen will.

Zweyte Abhandlung.

Von den Männern der Revolution und der Gefahr, ihnen Stellen im Staate anzuvertrauen.

1. Junius 1814.

So oft noch die Revolution unter einer neuen Gestalt aufgetreten ist, war der erste Schrei, den man jedesmal vernommen: alles Vergangene muß vergessen werden. Die Schlachtopfer würden gerne zu diesem Vergessen die Hand bieten, die Schuldigen dagegen können es nicht. Sie haben immer gefühlt, daß nirgends Sicherheit für sie liegen könne, als allein in der Theilnahme an der öffentlichen Gewalt; sie haben daher Alles gethan, erst Theil an ihr zu nehmen, dann sie ganz an sich zu reißen, und immer ist ihnen ihr Vorhaben gelungen. Man kann sie über diese Berechnungsart nicht schelten, die ganz zu ihrem Interesse paßt;

ein Interesse, das von dem allgemeinen freylich getrennt ist, und immer getrennt seyn wird. Aber soll auch die königliche Gewalt in ihre Absichten eingehen? ¹) — Diese Frage ist von der höchsten Wichtigkeit. Ich will sie nicht in Beziehung auf öffentliche Moral behandeln, wiewohl öffentliche Moral die stärkste Gewährleistung für eine gesetzmäßige Regierung ist; ich will sie nur in Hinsicht auf innere Verwaltung und souveraine Lenkung des Staates untersuchen.

Wenn man seinen Blick auf Paris beschränkt, so kennt man weder die Partheyen, noch ihre Stärke, noch ihre Hoffnungen, noch ihren gefährlichen Einfluß; man weiß nicht, daß es in den Provinzen eine große Menge sogenannter Republikaner giebt, Menschen, durch ihren Geist und ihre Forderungen Gegner aller Religion und aller gesetzmäßigen Ordnung. Diese alle sind in der Lage, schädlich seyn zu können; denn mit ihnen sind sammt und sonders die Stellen der unteren Staatsverwaltung besetzt.

Wären die großen Partheyhäupter in Paris alleine, so könnte man diese vielleicht ohne Gefahr zu Stellen gelangen lassen; der König dürfte sich begnügen, sie mit Mißtrauen zu betrachten, und ihnen mehr Reichthum als Gewalt zu geben. Dies würde nicht schwer seyn, und keinen andern Nachtheil bringen, als daß es Aergerniß veranlaßte. Für Aergerniß aber sind wir abgestumpft genug.

So lange dagegen die großen Partheyhäupter in Paris die ersten Stellen einnehmen, wird es

unmöglich seyn, in den Provinzen den falsch-republikanischen revolutionären Geist zu vertilgen; weil der Glanz und das Ansehen jener Großen auf diese ganze Parthey zurückwirkt, ihr Schutz giebt, sie, wie in ihren Stellen, so in ihren verabscheuungswürdigen Grundsätzen, befestigt, folglich ihr alle ihre Hoffnungen läßt. [2])

Um die Lage der Dinge genau darzustellen, wie sie ist, dient ein Beyspiel mehr als viele Raisonnements.

Das Departement, welches ich verwalte, besteht aus vier Unterpräfecturen, und zählt demnach vier Unterpräfecten. Der Erste von diesen ist ein rechtschaffener Mann; der Zweyte ein Hitzkopf, immer von Leidenschaft geführt, überallhin Verwirrung aussäend; der Dritte ist ein verehelichter Priester; der Vierte ein Mönch mit einer Nonne verheirathet. Wollte ich die Gerichtshöfe, die Verwaltungen der Domainen, der Waldungen, der droits réunis u. s. w. durchgehen, überall würde ich ungefähr dieselbe Zusammensetzung finden, immer dieselben Menschen, die seit 1789 sich in denselbigen Anstellungen verewigen. So oft Partheyen sich trennen, fröhnen sie immer der schlechtesten Parthey, aus dem einfachen Grunde, weil diese, Verbrechen aller Art die meisten Hoffnungen gestattet. Ich habe nicht Grund, zu zweifeln, daß was in meinem Departement vorhanden ist, nicht auch in den übrigen Departements statt finden werde.

Nach diesen Beobachtungen, die auf Thatsachen beruhen, habe ich oft unseren Ministern geschrieben:

„es ist sehr leicht, über die Verwalteten die Verwaltung führen, aber über die Unterverwalter die Verwaltung führen, das ist beynahe unmöglich.“ Warum das? weil aus den Verwalteten das wahrhafte Frankreich besteht, gut aus Naturell, folgsam höherer Gewalt, dankbar für jedes Gute das man ihm thut, selbst für das Uebel, das man ihm erspart; während die Unterverwalter entweder eine Parthey bilden, oder aus Elementen bestehen, jeden Augenblick bereit, sich mit einer Parthey zu vereinigen.

Verspricht man daher, man wolle das Vergangene vergessen, so muß man dabey wohl unterscheiden. Wenn mit diesen Worten verstanden wird, ungeachtet der Verbrechen, die sie begangen, der gefährlichen Meynungen, die sie bekannt, der Leichtfertigkeit, mit welcher sie alle Eide und alle Pflichten verrathen haben, die Männer, welche sich so schändlich erwiesen, in ihren hohen Stellen bestehen zu lassen, so heißt das so viel, als in allen Theilen von Frankreich die Hoffnungen der revolutionär-republikanischen Parthey aufrecht erhalten, weil in allen Theilen von Frankreich die Männer dieser Parthey nur stark sind durch das Ansehen, dessen die großen Partheyhäupter in Paris genießen, und durch den Schutz, welchen sie von diesen erhalten. Sich selbst überlassen, würden sie in den Provinzen gehöhnt und verachtet seyn, wo man, weil man sich näher in ihnen kennt, und weniger durch den Reiz der Vergnügungen hingerissen wird, mehr Schaam hat, und auf Achtung und Ruf mehr Werth legt,

als zu Paris; sich selbst überlassen, würde die oberste Behörde eines Departements sie wohl ins Auge fassen, sie ohne Mühe im Zaume halten, sie nach und nach von den Stellen entfernen, und so auf ihr ganzes Nichts zurückführen, während es jetzt Muth braucht, sie zu bändigen, während man jetzt sie nicht entfernen kann, ohne mit sehr vornehmen und einflußreichen Männern, die sich zu Protectoren dieses Gesindels aufwerfen, in persönlichen Streit zu gerathen, ja wohl gar mit den Bureaux der Minister, deren Bedienstete nicht selten gleichfalls Männer der Revolution sind. [3]) Allzuviele Behörden lassen sich von Furcht unterjochen, sich Feinde dieser Art zu machen, und die Folge davon ist, eine große Schwächung in dem Ansehen und dem moralischen Uebergewichte, deren die verwaltende Obrigkeit immer benöthigt ist.

Das Vergangene vergessen, heißt mit anderen Worten, das System des Gleichgewichtes unter den Partheyen wieder hervorrufen, d. i., die nichtigste und gefährlichste Forderung unserer Zeit. Für den, welcher am Ruder steht, darf es nur eine Parthey in Frankreich geben: [4]) und gerade zwischen der Regierung und der Nation ist es, daß die Partheyen sich immer zu erheben suchen. Man muß diese Schlinge von dem ersten Augenblicke an vermeiden: einmal hineingefallen, vermag man unmöglich, sich aus ihr heraus zu ziehen.

Die große Parthey in Frankreich ist für die Monarchie: sie muß man fest und gerade angehen: man ist immer gewiß, sie zu finden, wenn man

sie an der rechten Stelle sucht. Bonaparte hatte nur drey Augenblicke seines Lebens, in welchen ihm die allgemeine Beystimmung aller Franzosen zu Theil wurde; sein erstes Concordat, seine Salbung vom Pabste, und seine Vermählung mit einer Erzherzogin von Oesterreich. [5]) In diesen drey Handlungen nämlich glaubte man den Umsturz der Grundsätze und der Männer der Revolution zu erkennen. Sein Ruf zum Kaiserthum schien dagegen nur eine Vermittlung zwischen den verschiedenen Partheyen der Revolution zu seyn.

Die Männer, welche Verbrechen begangen haben, zu entfernen, scheint man entschieden genug; aber man fragt, ob man die eben so behandeln müsse, denen kein anderes Unrecht zu Schulden kömmt, als gefährliche Meynungen bekannt zu haben.

Eine Regierung ist keinem Menschen Stellen und ihr Vertrauen schuldig; hat sie Jedem den Schutz des Gesetzes gewährt, so hat sie ihre Pflicht gegen Jeden erfüllt. Wenn in einem Staate keine öffentlichen und allgemeinen Grundsätze [6]) vorhanden sind, so bekennt Jeder die Meynungen, die ihm selbst am meisten zusagen. Wehe aber den Staaten, in welchen alle Meynungen frey sind! Die Völker sind stärker durch ihre Grundsätze, als durch ihre Heere. Wenn das eine unwiderlegbare Wahrheit ist, so ist jede Meynung, welche die Grundsätze des Staates zu erschüttern oder gar umzustoßen strebt, eines der ärgsten politischen Verbrechen.

Nach einer langen Revolution ist dieses Verbrechen so oft begangen worden, daß unmöglich

und gefährlich seyn würde, es bestrafen zu wollen. Man kann es vergessen, daran ist kein Zweifel. Aber welch ein Unterschied ist nicht zwischen dem: „ein Unrecht vergessen," und, „sein Vertrauen schenken, einen Theil seiner Gewalt in die Hände desjenigen niederlegen, welcher mit Unrecht beladen ist."

Unsere Meynungen sind das Lebendigste in uns, denn sie sind unmittelbar mit dem Stolze verbunden, welcher dem menschlichen Geiste so natürlich ist. Wir handeln mehr durch unsere Meynungen, als durch unser Interesse getrieben; sie leiten uns, ohne daß wir es wissen, und entscheiden uns, ehe wir Zeit gehabt haben nachzudenken. Wer behauptet, der Mensch sey nur stark in dem, was er glaubt, drückt nur in anderen Worten jene Wahrheit des Evangeliums aus, welche man auf die Politik so gut anwenden kann, als auf die Religion: der Glaube allein ist's, der Heil schafft.

Sehr Viele sprechen Meynungen nach, haben aber selbst keine. Darum bedarf es öffentlicher Moral, öffentlicher Lehre, auf daß sie nur gute Meynungen nachsprechen lernen. 7) Sehr Viele aber auch haben Meynungen öffentlich bekannt, sie zur Grundlage ihrer Lebensweise gewählt, Alles gethan um sie fortzupflanzen, sind selber von diesen Meynungen durchdrungen — wenn diese Meynungen der Ordnung der Dinge, der Moral, der Religion, der monarchischen Regierung zuwider sind, so muß man die Männer, welche die Welt als von ihnen durchdrungen kennt, aus den Stellen im Staate

entfernen. Sie können, selbst wenn sie es ohne Arg versuchen, einer gesetzmäßigen Regierung nicht wohl dienen. Sie sind immer bereit, zu ihrer Pflicht entweder zuzusetzen, oder von ihr abzuziehen, das, was sie ausführen sollen, zu beklügeln, den Absichten, welche sie nur zu Kenntniß bringen sollen, einen Sinn unterzulegen: ihr Beyspiel aber hat einen großen Einfluß auf diejenigen, über welche sie die Verwaltung führen. Ungewißheit in allen Geistern, das ist die eigentliche Seuche unseres Jahrhunderts, und die Ursache dieser Seuche ist die Erschütterung aller öffentlichen Lehren und Grundsätze; diese kann nicht geheilt werden von einer Regierung, welche man darauf beschränkt hat, die Meynungen für nichts zu halten.

Eben so wenig darf man in den entgegengesetzten Irrthum fallen, sie für Alles zu halten. Dadurch, daß man seinem Könige treu ergeben ist, ist man noch nicht zu jedem Amte tauglich. Meynungen, welche dem Geiste der Monarchie entsprechen, und eine Bildung, welche den Pflichten, die man zu erfüllen hat, gemäß ist, das sind die beyden Bedingungen, ohne welche kein obrigkeitliches Amt würdig kann bekleidet werden. [8])

Die Forderungen und Anmaaßungen der Republikaner und Revolutionären zu Paris sind gewiß viel größer, als die Forderungen und Anmaaßungen der Republikaner und Revolutionären in den Provinzen; aber der republikanische und revolutionäre Geist ist in den Provinzen gefährlicher, als zu Paris, denn in ihnen kennen sich alle die,

welche ihm angehören, genießen einen Theil des obrigkeitlichen Ansehens, und haben allzugeringe streitende Interessen unter sich, als daß diese Eifersucht und Trennung unter ihnen veranlassen dürften. Hörte man nun auf, den Anmaaßungen der großen Partheyhäupter in Paris Genüge zu thun, so würde die Gefahr in den Provinzen augenblicklich auch aufhören, denn der allgemeine Geist in ihnen ist vortrefflich, und die Partheyhäupter zweyter Klasse würden, wenn sie nicht ihre Obersten, ihre Beschützer in Paris hätten, leicht können zernichtet, ja der allgemeinen Verachtung Preis gegeben werden.

Die Ruhe und Sicherheit der Zukunft beruht daher mehr als man glaubt darauf, daß man Alles, was mit der Revolution irgend wie zusammenhängt, aus den hohen Stellen entfernt, daß man nicht zwanzig bis dreyßig Menschen ansieht, als wenn es um sie allein zu thun wäre, sondern bedenkt, was Alles an ihnen hängt. Wer zu viel und zu schnell vergiebt, sagt La Harpe, ist weder genugsam unterrichtet, noch genugsam gebessert. Und wer fühlt nicht, daß die, welche ohn' Ende schreyen, man müsse das Vergangene vergessen, auf dem Gipfel ihrer Wünsche seyn würden, wenn sie es neu wieder könnten anfangen sehen.

Die Macht und der Einfluß eines Präfecten, in der Provinz die er verwaltet, sind groß, nicht als ob beyde der That nach allzubedeutend wären, sondern wegen der Niedrigkeit aller der Menschen, die durch das gewaltsame Verfahren aller öffentlichen

Behörden während der Revolution zu jeder Knechtschaft geschmeidiget sind. 9) Die erste Bedingung, die Monarchie festzustellen, ist also Ausscheidung und sorgfältige Wahl der Präfecten. Brächte Nachsicht gegen einige Individuen nichts als das Uebel hervor, welches diese Individuen anrichten können, so wäre eine so strenge Auswahl vielleicht nicht nöthig; aber ich wiederhole es, und diese Bemerkung ist von den wesentlichsten Folgen, die Unterverwaltung in allen ihren Zweigen ist aus Revolutionsmännern zusammengesetzt, welche seit 1793 sich in ihren Stellen verewigen, einander kennen, und durch dieselben Interessen und Meynungen mit einander vereinigt sind. Von den Ministern stehen diese zu ferne, als daß die Minister sie kennen sollten: wie wird man sie entfernen, ihnen ihren gefährlichen Einfluß rauben können, als durch kluge Wahl der Präfecten, und dadurch, daß man in Paris ihnen die Beschützer nimmt, die groß genug sind, sie gegen den besseren Willen der Präfecten aufrecht zu erhalten.

Anmerkungen.

1) In der Geschichte läßt sich ein einmal eingetretener Zustand niemals plötzlich verändern. Was Jahrhunderte langsam vorbereitet und herbeygeführt, können auch nur Jahrhunderte langsam wiederum verdrängen. Wir begehen aber bey Betrachtung der Begebenheiten, besonders in soferne sie auf geistigen Entwicklungen beruhen, allzuhäufig den Fehler, daß wir sie als etwas Allgemeines, als eine Erscheinung ansehen, und von den Individuen unser Auge ablenken, welche diese Erscheinung veranlaßten und förderten. Ueberdenkt man das Uebel, an welchem Frankreich noch gegenwärtig leidet, und welches aus ihm entfernt werden muß, wenn das gesellige Leben eine edle und würdige Gestalt in ihm wiedergewinnen soll, so drängt sich diese Wahrheit mit vorzüglicher Lebhaftigkeit entgegen. Denn kaum ist je eine Erschütterung der Welt so sehr durch Menschenhände, durch Verbindung, Absicht und schlaue Berechnung bewirkt worden, als die, deren bis jetzt lautester und allgemeinster Ausbruch die französische Revolution ist.

Ich werde im Laufe dieses Buches mehrmalen Gelegenheit haben, hierauf, als auf eine Thatsache zurückzuweisen, besonders wo ich, so weit es die Gegenwart, die noch immer von Wirkungen der letzten Vergangenheit voll ist, gestattet, die ursprünglichen und wesentli-

chen Ursachen berühren werde, deren unausbleibliche Folge ein gänzlicher und allgemeiner Umsturz der menschlichen Dinge seyn mußte. —

Der Verfasser behandelt in diesem Abschnitte die Frage, in wieferne entgegengesetzte Meynungen in einem Staate können geduldet werden. Er behandelt sie bloß in Hinsicht auf die gegenwärtige Lage Frankreichs, ohne Rücksicht auf die Natur des Staates im Allgemeinen, mit Ausschluß aller höheren sittlichen Rücksicht.

In ihrer höheren sittlichen Beziehung ist diese Frage von ernstester und ausnehmender Wichtigkeit. Sie ist es, die über das Wohl des Menschen und über seine wesentliche Bestimmung entscheidet. Hinsichtlich der Natur des Staates im Allgemeinen, scheint sie folgendermaaßen zu beantworten:

Sagt man, um eine Ueberzeugung, die dem Individuum angehöre, so lange sie keine störende Wirkung nach Außen hervorbringe, habe der Staat sich nicht zu bekümmern, so ist dieses nur mit Einschränkung wahr. Denn auch der Staat ist ein lebendiges und individuelles Wesen, und hat also, wie alles Lebendige, die Fortdauer seines individuellen Daseyns zu behaupten. Ihm anmuthen, daß er um die Ueberzeugung der Individuen gänzlich unbesorgt seyn, nicht suchen solle, sie, wo sie im Allgemeinen oder im Besonderen Verderben droht, zu enthüllen, zu widerlegen, in ihrer Verbreitung zu hemmen, wäre Unrecht. Dann hat man Recht, wenn man behauptet, daß der Staat den Gedanken nicht wie die That bestrafen könne.

Alles, was mit bedeutender Wirksamkeit in die Welt tritt, war lange vorher in den Gedanken entsprungen,

hatte lange vorher in den Gedanken gewohnt. Die Geschichte der Reformation liefert dazu den auffallendsten Beweis. Sie fängt eine geraume Zeit vor der Epoche an, die von ihr den Namen führt, die nicht ihr Entstehen, nur ihren Ausbruch, ihre Reife bezeichnet. Sie ist ein viel seltsamer verschlungenes Phänomen, als diejenigen ahnden, die bloß an der Erscheinung halten, und ihren verborgenen Ursachen im Geiste nicht nachgehen.

Der französischen Revolution kann der Beobachter Schritt vor Schritt in ihrer Entwickelung folgen. Ich sage damit nicht, daß sie frühe schon mit Absicht herbeygeführt worden wäre. Sie war lange nur als Instinkt, als ein natürliches Anziehen, ein stilles Verständniß gleichfühlender Geister vorhanden. Als aber dieser immer mehr wurden, als ihr Gefühl durch Mittheilung wuchs, zuletzt ausschließende Ueberzeugung ward, da trat aus dem Instinkte die Absicht hervor, und lähmte, von nun an durchaus mit Absicht, alles das, was irgend diesem Instinkte entgegenstand. Vor diesem Augenblicke schon hätte der Staat ihr entgegenwirken müssen. Er versäumte dieses. Entweder begriff man die neue Denkweise überhaupt nicht, oder wenigstens durchschaute man nicht, was sie Gutes, was Böses in sich trug. Man wies sie daher eben so wenig in ihrem Falschen und Richtigen zurecht, als man ihr in ihrem Wahren und Tüchtigen Gerechtigkeit widerfahren ließ: man ließ sie gewähren. Wenige einsichtsvolle Stimmen wurden gegen sie erhoben: diese ließ man unbeachtet. „Laissez les dire," sagten die Gewalthaber, „pourvû qu'ils nous laissent faire." —

Unterdessen hat die unverwandt ihrem Ziele entgegenschreitende Revolution in Frankreich ein Geschlecht gebildet, welches durch Meynung, Gewöhnung, Erziehung allem Gerechten und Bestehenden zuwider, jeder Ungerechtigkeit und verwirrenden Neuerung geneigt ist.

Dieses Geschlecht zum Gerechten und Bestehenden heranzuziehen, oder, wenn dies unmöglich ist, es zu bändigen, und dem Geschlechte wenigstens, was auf es folgt, Gesinnungen der Ordnung und des Rechts einzuflößen: das ist die schwierige Aufgabe der gegenwärtigen Regierung in Frankreich.

Man sieht leicht, daß diese Aufgabe Duldung entgegengesetzter Meynungen nicht unbedingt in sich schließen könne. Wem man das Vergangene vergißt, den findet man darum noch nicht für das Zukünftige, welches zu gründen steht, tauglich; wem man seine Ansicht nicht untersagt, dem erleichtert man darum noch nicht die Weise, sie zu verbreiten. Auch macht Alles, was sich im geselligen Leben wirksam erweist, Besitz, Ehre, Einfluß, Neigung, den Schuldigen von ihrer Seite dieses Vergessen unmöglich; wenigstens in soferne unmöglich, als sie handeln sollen. Davon wird man sie also entfernen müssen. Die Revolution wurde stark, indem sie das ihr Gleichdenkende verband, das ihr Entgegengesetzte vereinzelte: allein auf diesem Wege kann auch das Königthum wieder in Frankreich erstarken.

Ob diese Aufgabe überhaupt zu lösen sey, ob zu ihrer Lösung die Mittel mit gebührendem Ernste und ruhiger Einsicht angewandt werden, wer wagt das zu entscheiden? Der König ist neu in seinem Vaterlande; die, welche ihn umgeben, sind gleichfalls neu: die, wel-

che er thätig vorfindet, wirken schwerlich in reingedeihlichem Sinne. Es ist aber nicht bloß um weise Entfernung des vorhandenen Schlechten zu thun, sondern eben so sehr, und vorzüglich um weise Einführung des wahrhaften und unwandelbar Guten.

2) Sehr frühe, bey Vorbereitung der revolutionären Zeit, und lange vor dem öffentlichen Ausbruche der französischen Revolution, wußte man, daß man um seine Absichten zu verwirklichen, Menschen brauche, und immer mehr Menschen sich verknüpfen müsse. Man wußte aber eben so wohl, daß es nicht allein auf die Zahl der Menschen ankomme, welche man an sich gezogen, sondern ganz so viel und noch mehr auf die Stelle, welche man diesen im Staate erwerbe. Die großen Gründer der Zerstörung waren hierüber in ihren Ansichten vollkommen klar, ja sie haben sie mit einer Arglist entwickelt, die niemals übertroffen werden kann.

Als man die Gewaltsamkeit der ausgebrochenen Revolution schnell von Paris über die Provinzen verbreiten wollte, da brauchte man wieder Menschen. In diesem Augenblicke konnte man nicht den Weg stiller Verführung und Förderung einschlagen; er war zu langsam. Man griff zur Noth. Indem man den Besitzstand unter vielfältigen Vorwänden zerrüttete, zwang man die Menge friedlicher Individuen, an der augenblicklichen Gewalt eine Stütze zu suchen. Ruhig bleiben ward so bald das schwierigste Unternehmen, später das größte Verbrechen. Alle Einwohner wurden durch die Frechheit weniger Partheyhäupter in den Strudel der Verheerung gerissen.

So lange der Terrorismus wüthete, führte natürlich kein anderes Mittel zur Anstellung, als Anschluß an die jedesmal siegende Parthey.

Als der Terrorismus vorüber war, und man allmählig an die Befestigung des Vorhandenen dachte, zeigten sich die Männer vorzüglich wirksam, welche vom Anfange an die Revolution theils offen, theils verborgen geleitet, sie genützt, durch sie Ansehen und Vermögen erworben hatten. Von ihnen kann man, wenn man die inneren Beweggründe, welche sie handeln machten erwägt, recht eigentlich sagen: es war die Revolution selbst, die sie zu befestigen strebten. Dieses vermochten sie nur durch Menschen, die ihr Interesse und ihre Gesinnungen theilten. Solche aber waren ihnen in einer so allaufregenden und verhältnißreichen Zeit durch Verhältnisse überall in Menge verbunden. Sie umgaben sich also mit ihnen, und fanden in ihnen das Mittel, sich, ihre Absichten, ihre Denkweisen nach allen Seiten hin schnell ins Unendliche zu vervielfachen. Wirklich ist nur auf diesem Wege der Nepotism der Revolutionsmänner zu begreifen, der, vorzüglich in dem administrativen und richterlichen Geschäftszweige, ganz Frankreich umgarnt hielt, und noch gegenwärtig umgarnt hält.

Mit diesem in Wahrheit nicht gefahrlosen Uebel hat die jetzige Regierung in Frankreich ihren schwersten Kampf zu bestehen. Sie weiß nicht, wohin sie sich mit Vertrauen wenden soll. Sie ist gezwungen, sich von denjenigen dienen zu lassen, deren Vortheil und Neigung ihr, wohlbewußt, gegen sie dienen.

Ich weiß von dieser Lage der Dinge, von dieser

seltsamen Verkettung von Menschen, Verhältnissen, Interessen, Gesinnungen, und ihrer Furchtbarkeit keinen einleuchtenderen Beweis zu geben, als indem ich jene Antwort eines der freylich alldurchschauendsten alten Partheyhäupter mittheile, die er einem Manne gab, der in den Tagen der Rückkehr Napoleons von Elba ihm mit Zittern von dem bevorstehenden Schicksale seines Vaterlandes sprach. „Sauvez le roi," sagte er, „je vous promets de sauver le royaume." Er that dieses, und hielt während seines ganzen Aufenthaltes in Frankreich den Kaiser umschlungen, wie man einen Vogel in der Schlinge hält, bereit, wie er entwischen will, sie um ihn zusammen zu ziehen.

Wie abentheuerlich und seltsam übrigens hier und da die Anmaaßungen revolutionärer Franzosen sind, übersteigt allen Glauben. Es ist buchstäblich wahr, daß manche von ihnen von dem Könige Belohnungen für Dienste verlangen, deren Zweck war, das Königshaus für ewig zu verdrängen.

3) Der Verfasser schrieb dies zu einer Zeit, als das Ministerium noch größtentheils mit Männern besetzt war, welche an der Revolution bedeutenden Antheil genommen hatten. Unterdessen wurde es verändert, und in die Hände von Männern gelegt, die sich von derselben rein gehalten hatten. Was aber soll man sagen, wenn man auch diese in ihren innersten Geschäften, von Menschen umgeben, also influirt sieht, welche, Geschöpfe der Revolution, sie in ihrer ganzen Unwürdigkeit durchlebt haben; schon durch zwey, drey verschiedenartige Vertrauen durchgegangen sind, ehe sie jetzt mit

dem wieder verschiedenen der Königlich-Gesinnten beliehen worden?

4) Die Urtheile, welche man über die Regierung und den inneren Zustand Frankreichs hört, drücken häufig nur die Wünsche derjenigen aus, welche urtheilen. Unsere mächtige und gewaltige Zeit hat die Gemüther so sehr in Gährung gesetzt, daß ihnen die Ruhe schier unmöglich dünkt. Die Forderungen, die moralischen und physischen, sind so gespannt, daß man in Verlegenheit ist, wie irgend eine Gegenwart ihnen genügen soll. Doch ist nichts gefährlicher und lächerlicher zugleich, als eine Regierung die Versuche macht. Wenn man, in der schrecklichen Lage, in welcher sie sich befindet, von der französischen Regierung etwas unbedingt begehren darf, so ist es, daß sie auf keiner anderen Bahn als der der Ehre und des Rechten erliege. Vielleicht ist dieses ihr Loos! Verläßt sie, was ihr so vielfach angemuthet wird, die Bahn der Ehre und des Rechten, und folgt einem falschen Accomodationssysteme, das letztlich nie zum Guten führt, so erliegt sie gewiß, ist aber zugleich entwürdigt.

Es war in der That naiv, wenn man dachte, die Bourbonen bey ihrer Rückkehr würden sich wie problematische Personen betrachten: sie kämen eigentlich, um Beobachtungen anzustellen, ob sie der französischen Nation noch anpassend seyen.

Die großen Gebrechen des königlichen Hauses können in der Einsicht liegen, im Willen liegen sie gewiß nicht. Einer Nation aber, von welcher ein großer, oder besser gesagt, der thätige Theil nicht das Rechte will,

sondern Mehr, Anderes, Neues, dieser das Rechte geben, und sie durch das Rechte befriedigen: das ist eine Aufgabe, die vielleicht alle Kräfte menschlicher Einsicht übersteigt. Wer schlechten Willen hat, und sich nicht scheut, das Recht mit Füßen zu treten, wer unter Menschen lebt, die dieses gleichfalls nicht scheuen, dem wird leicht gelingen, das Unrechte als Recht darzustellen, und der Edle hat gegen ihn immer verloren. Auf diese Weise, durch diese Kunstgriffe der Gewissenlosigkeit wurden die meisten Gewaltthaten der ausbrechenden Revolution verübt. Noch will jeder unruhige Kopf in Frankreich was ihm lüstet; nicht das Gesetz, sondern die Herrschaft: und so wird dem königlichen Hause Alles zum Verbrechen gedeutet, selbst das, daß es noch mit Frömmigkeit an dem Glauben seiner Väter hängt. Wenn das Königshaus in Frankreich aufs neue in der Revolution untergeht, so will ich seine Maaßregeln und sein Betragen nicht über die Gebühr vertheidigen; (dadurch, daß es der Revolution erlaubt hätte, sich unter seinen Augen frey zu organisiren, hätte es sich indessen schwerlich gerettet) aber die Nachwelt wird bestätigen, daß der vorzüglichste Hebel zu seinem Untergange wiederum Kunstgriffe der Gewissenlosigkeit waren.

5) Der Verfasser sagt von Napoleon sehr schön: „Bonaparte hat unsere Revolution nicht angefangen; er verstand eben so wenig, sie zu führen und zu beenden; aber in sehr wichtigen Punkten hat er ihr eine neue Wendung gegeben. Seine Bestimmung war, die Republik zu tödten, und den Königen ins Gedächtniß

zu rufen, daß die Thronen sich wechselseitige Bürgschaft schuldig sind. Diese Bestimmung, die ihm die göttliche Gerechtigkeit auferlegt, hat er erfüllt. Frankreich kann noch durch mancherley Stürme hin- und hergeschleudert werden, wenn es nicht endlich den Muth hat, zu der Wurzel seiner Revolution hinanzudringen, zu dem Mangel aller öffentlichen Lehre in Religion und Moral: aber als Republik wird es sich nie wieder gestalten. Leben noch Republikaner in ihm, so sind diese unter den Revolutionären verloren, d. h. unter den Feinden der Ordnung, der Erfahrung aller Jahrhunderte, der Rechtmäßigkeit der Thronfolge, und jeder Gewalt, die nicht in ihren Händen liegt."

Wirklich ging mit der Rückführung der Nation zum Glauben, und der Salbung vom Pabste, jedem Wohlgesinnten in Frankreich ein Stern besserer Hoffnung auf; man glaubte in beyden das ausgesprochene Bedürfniß jenes höheren Verbandes zu lesen, ohne welchen alle menschlichen Bänder locker und nichts sind. Die Verbindung mit dem alten Kaiserstamme versprach politische Dauer und Sicherung unredlich erworbener Macht; täuschte aber doch gleich anfänglich nur kurzsichtige Blicke.

Ich hebe noch eine Stelle des Verfassers aus, welche im Allgemeinen und auf eine sehr treffende Weise Bonaparte's Charakter und die Weise bezeichnet, mit welcher er sich Frankreich aneignete.

„Das große Talent dieses Mannes," sagt er, „war, die Republikaner sowohl als die Royalisten zu seiner Herrschaft hinanzuziehen. Darin allein hat er Frankreich wie ein neues Leben gegeben. Auch war dies

ins Werk zu richten nicht so leicht, als man denkt; denn die Republikaner, ausschließend ihrer Natur nach, gewöhnt die Revolution als ihr Eigenthum zu betrachten, suchten ihn in dem Geiste zu erhalten, welcher die Revolution hervorgebracht; dazu gab ihnen seine Leidenschaftlichkeit Blöse: die Royalisten dagegen unterstützten ihn nur, in soferne er sich dem Geiste der Monarchie näherte. Von den Grundsätzen der Revolution nahm er, was ihm eine unbegränzte Macht verleihen konnte: von den Formen der Monarchie das, was diese Macht in Glanz hüllte. (Ein System fester Lehre konnte er nie annehmen, denn mit erstaunenswürdigster Fähigkeit neuer Wahrnehmungen hatte er doch keine Richtschnur des Wahren in seinem Geiste). Hingerissen durch jedes bewegliche Verlangen, ohne Maaß und Berechnung bald nach der einen bald nach der andern Seite geworfen, Gegner seiner eigenen Vernunft, wenn sie seinen Absichten zuwider war, würde er inzwischen bald genug die Republikaner und die Royalisten mißvergnügt gemacht haben, wenn er nicht zwischen sie beyde das Gewicht einer Armee eingesenkt hätte, über welche er immer den Einfluß des Mannes ausübte, den die Natur eigends zum Eroberer gebildet hatte. Von der Republik machte er dadurch Gebrauch, daß er die Republikaner in mit Bändern und Titeln behangene Hofschranzen verwandelte; durch sein ganzes Betragen aber besiegelte er die Denkart, welche wesentlich der Revolution angehört."

6) Das Wort „doctrine," welches der Verfasser hier und in den zwey nächsten Abschnitten sehr häu-

fig anwendet, ist in dem ganzen Umfange seines Sinnes unübersetzbar. Ich übersetze es jedesmal so, wie es mir für seine bestimmte Stelle am angemessendsten dünkt. Es gehört dem Religiösen, Moralischen, Wissenschaftlichen und Politischen auf gleiche Weise an, und vereinigt, was wir durch „Grundsatz, Lehre und System" bezeichnen.

Daß man, wenn man eine Nation revolutioniren will, sie aus einem Gesammtkörper in eine Menge von Individuen auflösen müsse, ist bekannt und einleuchtend genug. Auf welche vielfältige Weisen man zu diesem Ziele gelangen könne, und welche hohe Region des menschlichen Geistes man für dieses Ziel mißbrauchen könne, davon scheint man weniger Kunde zu haben, und dürfte mit Schrecken auffahren, wenn man es plötzlich unter seinen Augen geschehen fände. Merkwürdig ist übrigens bey der französischen Revolution, welche Surrogate die groß-gewordene Nation, statt wahrer Nationalität als Mittel, sie zu vereinigen, anwandte. Zuerst und kurz band sie fanatische Begeisterung; bald darauf Zwang und das Scheinbild des Ruhmes, welches den entkommenen Begriff des Rechtes und das entflohene Gefühl des Wohlseyns ersetzen sollte. Ein sehr eifriger Theilnehmer der Revolution erklärte noch in der neuesten Zeit, in der von Zwang und Ruhm zu sprechen freylich nicht mehr räthlich gewesen wäre, was eine Nation zusammenbinde, müsse eine Leidenschaft seyn. (Carnot, mémoire adressé au roi, en Juillet 1814.) Er schlägt der französischen eine leidlich-friedliche vor. „Nur die großen Leidenschaften," sagt er, „machen große Nationen; die eine wird von der Leidenschaft der Freyheit, die andere von der der

Eroberung beseelt: die Leidenschaft einer anderen ist religiöser Fanatismus; unsere Leidenschaft soll die Liebe zu dem Boden seyn, der uns hat werden sehen." Wie entfernt von aller wahren Größe und aller wesentlichen Einsicht in die hohe Bestimmung des Menschen muß nicht die Seele eines Mannes seyn, der solchen Wahn predigen kann: wie leer ein Volk, in welchem solch ein Wahn keinen Widerstand findet.

7) Hiervon wird umständlicher bey Gelegenheit der vierten Abhandlung geredet.

8) Bezeichnender als hier geschieht, kann man schwerlich das Bedürfniß der französischen Regierung und ihre bedenkliche Lage ausdrücken. Sie braucht Männer, die ohne Rückhalt ergeben, fest, klug, thätig, uneigennützig und neben allem diesem geduldig sind; dies alles gegenüber einem Volke, das alle Tage urtheilt, und dessen Urtheil niemals über den Tag hinausreicht, das, wenn es nicht unterhalten wird, mit Unmuth behauptet, daß nichts geschehe; das seit langen Jahren verwöhnt ist, auch außer geselliger Unterhaltung a-t-il de l'esprit? zu seiner ersten Frage zu machen, gleichsam als ob es keine ernstere Tugend kenne, als diesen beweglichen Verstand, der immer auf Reisen ist, weil er durch heitere Eilfertigkeit sich das Unbehagen zu verbergen sucht, niemals in eine ruhige Heimath eintreten zu können.

Statt solcher Männer findet sie die Menge derer, welche unterrichtet sind, aber oberflächlich und nur durch Verhältnisse und durch Gebrauch; die die ununterrichtetsten seyn würden, so wie ihre Verhältnisse unterbro-

chen und der Gebrauch verändert würde; welche nie in eine andere Stellung zu ihr als die wechselseitiger Duldung treten können: deren Bericht sie nie gänzlich vertrauen kann, deren Ausführung sie immerfort mißtrauen muß; endlich, durch die sie das Beste, was sie äußern kann, religiöse nämlich und moralische Würde, nie äußern darf, aus Furcht, der köstliche Inhalt möge durch das unreine Gefäß besudelt werden. Diese Männer behaupten, sie seyen in dem gegenwärtigen Frankreich zu Hause.

Die Männer dagegen, die freylich nicht in dem gegenwärtigen Frankreich zu Hause sind, die mit ihrem Könige aus ihm entfernt gewesen, möchten im Allgemeinen auch schwer geeignet seyn, ihr bedeutende Dienste zu leisten. In Vorurtheilen, wenn schon zum Theil edeln, aufgewachsen, aus ihnen aufgeschreckt, nun, weil dasjenige, was sie in Schrecken setzte, nicht Stand hielt, mehr als je in diese Vorurtheile zurückgesunken, scheint ihnen der neue Zustand unerträglich, und sie möchten aufs allereiligste den ganz alten wieder herbeizaubern. Sie kennen kein Verdienst, als das der Treue für die Person des Königs; und keinen Werth als den, mit allem, was seit der Revolution aufgekeimt ist, in nichts die geringste Berührung zu haben. Es ist wahr, ihre Ergebenheit ist gränzenlos: aber dann erst wäre sie wahrhaft groß und rühmlich zu nennen, wenn sie die so ergebenen lehrte, etwas von ihren Wünschen, Forderungen, Vorurtheilen fahren zu lassen, und ihrerseits das Nöthige zu thun, um den König dem Volke angenehm und eine Verbindung zwischen beyden möglich zu machen, die auf dem Wesentlichen der Vergangenheit be-

ruhend, zugleich dem Besten der Gegenwart sich nicht zu verschließen brauchte.

9) Eine der erfreulichsten Beobachtungen in der Politik ist, daß so wie man zu ihrer tieferen Wirksamkeit dringt, sie mit Moral und Religion überall sich als eines und dasselbe verkündet. Sollen Staaten sich wieder herstellen, so müssen die Völker wieder gut werden. Dieser Rückschritt zum Guten ist überall schwierig; denn er kann ohne die Scheidung des Schlechten und Guten nicht eintreten. Diese möglichst zu verhindern hat die neuste Zeit die Lehre von der Indifferenz im Politischen und Moralischen erfunden. Sie wird so lange vorhalten, bis ihre Frucht vollkommen gereift ist. In Frankreich ist diese Reife eingetreten, und man kann sich dieser Scheidung fürs Politische wenigstens mit jedem Tage weniger entschlagen. Die Mittel, die dazu unser Verfasser vorschlägt, scheinen mir weise, ruhig, und so gelinde, als unter einer so heftigen Verwirrung möglich ist; ob die Möglichkeit vorhanden ist, sie in Anwendung zu bringen, weiß Gott!

Dritte Abhandlung.

Von der souverainen Gewalt, und der Vereinzelung der Franzosen.

9. Junius 1814.

Wenn man nicht Tag für Tag der Wirkung nachgegangen ist, welche die Revolution auf die Franzosen gemacht hat, so mag man wohl glauben daß sie, einer gewaltsamen Herrschaft entronnen, allzuglücklich seyn müßten mit Güte geführt zu werden, daß also die neue Regierung ihre Wünsche nur dürfte ahnden lassen, um Gehorsam zu finden. Indessen würde diese Berechnung sehr falsch seyn. Die Franzosen, wie sie jezt sind, können nur an eine Gewalt glauben, die sich ihnen fühlen, vielleicht wäre nicht zuviel gesagt, die sich ihnen fürchten macht [1]): mag dies nun daher rühren, daß die Unbeständigkeit der immer aufeinanderfolgenden Regierungsformen die Geister, auf irgend etwas mit Sicherheit zu rechnen, entwöhnt hat, oder mag eine Na-

tion überhaupt nicht mehr vertrauen, noch sich der Vernunft unterwerfen können, die ohne religiöse Grundsätze ist.

Mehr als alles hat sich der Franzose angewöhnt, nichts unbeschwazt zu lassen. Durch sein beständiges Hin- und Herwerfen in politischen Discussionen, hat er allen wahrhaften Begriff der Monarchie verlohren, blos der Instinkt für sie ist ihm geblieben. Darum ist er denn viel mehr durch seine Empfindungen werth, als durch das was er sich ausdenkt [2]). Darum darf man auch Alles wagen, um ihn zu der wahrhaften Monarchie zurückzuführen, und je mehr er in sie zurückkehrt, um so mehr wird er an die königliche Gewalt glauben.

Eine Bemerkung die seltsam klingt, aber sehr wahr ist, ist, daß jeder durch seine Furcht gerade dasjenige kund giebt, was ihm von der rechtmäßigen Gewalt widerfahren müßte. Die großen Verbrecher der Revolution haben ihre Sorge nicht verborgen; — sie ließen sich dadurch selbst Gerechtigkeit widerfahren. Die Armee hat ihre Unzufriedenheit nicht verborgen: — warum? Sie fühlte wohl daß Bonaparte ganz Europa als eine Leibrente auf den Kopf des letzten Soldaten gesetzt habe, und daß dieser Zustand in der That und in der Hoffnung mit der Gewalt desjenigen aufhören mußte, welcher den erstaunenswürdigen Gedanken davon gefaßt hatte. Das kann man doch wohl nicht wollen: die großen Verbrecher der Revolution durch Milde, und die Armee durch schlaffe Zucht zu ihrer Pflicht zurückführen. Dann aber ist kein Zweifel, daß die

königliche Gewalt nöthig haben wird, sich beiden fühlbar zu machen, und sich oft fest zu zeigen. Wolle Gott nicht, daß zweymal im Verlaufe von dreißig Jahren die königliche Gewalt ihrer selbst ermangele, denn man kann sich es nicht verschweigen und die Geschichte wird gezwungen seyn, es laut zu sagen: in der französischen Revolution waren die Fehlgriffe nicht allein auf der Seite derjenigen, die das Bestehende angriffen [3]).

Steigt man bis zu der zahlreichsten Volksklasse hernieder, unter dem Bauernstande wird man finden, alle fürchten ihre Pfarrer möchten wieder Ansehen über sie gewinnen. Auch sie zeigen darin was ihnen von der königlichen Gewalt aus, eigentlich Noth thut. Die Verwilderung der Sitten in Frankreich ist ungeheuer: ein festes Hangen am Väterlichen ist nicht mehr vorhanden: darin liegt der wahre Grund warum eine ausserordentliche und neue Gewalt sich ohne Anstrengung in ihm festsezt und viele Anhänger findet, während die Rückkehr der rechtmäßigeu Gewalt im Allgemeinen eine gewisse Unruhe verbreitet. Denn man würde sich sehr irren, wenn man ganz Frankreich nach dem Anblicke beurtheilte, welchen Paris darbietet. Alles ist Pomp, Alles ist Schauspiel, Alles lautes Ereigniß in der Hauptstadt: Alles beruht dort auf sinnlicher Wirkung: die Empfindung selber geht nur aus sinnlichen Eindrücken hervor und läßt der Pflicht und der Einsicht keinen Raum sich mächtig zu zeigen. Um Paris richtig zu beurtheilen muß man auf das sehen, was eine Weile in ihm gewirkt, und nicht

vergessen, daß alle großen Hauptstädte Europens demokratischer Natur sind. Unsere Könige, bis zum siebzehnten Jahrhunderte wußten das so gut, daß sie immer der Vergrößerung ihrer Hauptstädte Hindernisse entgegensetzten. Erst seitdem hat man ein anderes System ergriffen. Doch hat man sich nur Paris vor der Revolution zu vergegenwärtigen, um zu begreifen, warum in ihm die Revolution so leicht geworden [4]).

Nichts dagegen ist Pomp, Nichts Schauspiel, Nichts lautes Ereigniß, Nichts sinnliche Wirkung auf dem Lande, und in den kleinen Städten, was geschieht, erfährt man da nur vom Hörensagen: es bringt also nicht denselbigen Eindruck wie in Paris hervor, dringt weniger in die Gedanken und gräbt sich nicht tief in sie. Ich kann versichern, nach bestimmten mir zugekommenen Anzeigen, daß die Bauern meines Departements noch nicht an die Rückkehr des Königs glauben: das heist, daß sie sie nicht empfinden, nicht von ihrer Wirklichkeit durchdrungen sind. Ich will diese Bemerkung durch eine wahre und wundersame Thatsache unterstützen, die mehr als ein Präfekt, mehr als ein großer Landeigenthümer mir wird bezeugen können. Die Errichtung der Republik ist von allen Ereignissen der Revolution das einzige, welches tiefen Eindruck auf den Bauernstand gemacht hat. Unter der Kayserherrschaft Bonapartes hat niemals ein Bauer der Behörde, welche ihn fragte, anders geantwortet, als daß er, Bauer, den Gesetzen der Republik unterworfen sey. Dies beweist zweierlei: einmal, wie

ich schon gesagt, daß die Republik durch ihre neuen gigantischen Ideen, durch das Entsetzen und durch die Hoffnungen, die von ihr ausgingen, einen tiefen Eindruck auf den Bauernstand gemacht hat [5]), sodann daß die kayserliche Regierung nichts zu thun verstanden hat, um zu monarchischen Ideen zurückzuführen. Dieses Letztere wird auch nur dann möglich, wenn man auf dem Lande alle Verwaltungsformen die aus der Revolution hervorgegangen sind, vertilgt. Man muß dem Bauernstande seine Pfarrer wiedergeben, die mit obrigkeitlicher Würde bekleidet sind, bis man ihm welche geben kann, die durch Armuth nicht erniedrigt und verschüchtert sind. Dieses letzte ist wesentlicher als man glaubt, denn eine verarmte Klerisey stehet nahe daran, eine demokratische zu werden. Unter obrigkeitlicher Würde der Pfarrer aber verstehe ich, daß man ihnen alle die Verrichtungen wieder anvertrauen soll, welche man heut zu Tage in dem Ausdrucke der Civilregister zusammenfaßt, Führung der Tauf-, der Ehe-, der Begräbnißlisten: eine Maasregel, die, blos in Beziehung auf Verwaltung betrachtet, an und für sich gut wäre, (denn die Civilregister sind niemals gut geführt worden, als von den Pfarrern) die aber, hinsichtlich politischer Verhältnisse unerläßlich nothwendig ist, denn nichts wird jemals den Bauern glauben machen, die Revolution und die Republik seyen zu Grabe gebracht, wenn man nicht den Maires wieder abnimmt, Ehe und andere Handlungen zu schließen, die früher bey ihnen mit dem Begriffe der Religion verbunden waren.

Man wird den Priestern niemals allzuviel Gewicht geben: sie sind die wahren Streiter für die rechtmäßige Obrigkeit, das einzige Mittel den König auch auf dem Lande fühlbar zu machen, dort die vorhandene Cultur aufrecht zu erhalten, und Sitten und den Geist gerechter Unterwerfung, welcher nicht Sklavengeist ist, wieder herzustellen [6]). Die Bauern fürchten, daß ihre Pfarrer wieder Gewicht bei ihnen bekommen möchten: gerade deswegen muß man den Pfarrern viel Gewicht geben, denn, ich wiederhole es noch einmal, wenn man jedem nur thäte, was seine Furcht abzuwenden wünscht, so würde aller Welt Gerechtigkeit widerfahren, und das königliche Ansehn befestigt werden.

Ich weiß, daß dieses nicht die Denkart ist, für welche man sich zu entscheiden scheint, ich weiß, daß man vielmehr durch Güte, Schonung und kleine Nachgiebigkeiten, denen man keine Folge zutraut, zu erhalten denkt; ich weiß, daß es einem Minister viel leichter fällt, ein Umlaufschreiben zu entwerfen, in welchem er Eintracht der Gemüther voraussezzet, als den Behörden die Mittel anzugeben, die Gewalt, welche ihnen verliehen ist, zu befestigen: — aber ich sehe auch was unter meinen Augen vorgeht, und habe genug die Geschichte studiert, um überzeugt zu seyn, daß man entartete Nationen nur durch Festigkeit wieder zu ihrer Art zurückführen kann, und dadurch daß man sie so viel möglich zu den Einrichtungen und Gebräuchen hinanzieht, unter welchen sie lange gedauert haben. [7]) Alles inzwischen hängt von einer ersten Bedingung

ab, nämlich der, daß der König die Ueberzeugung haben muß, von dem Guten, welches er will, und Kenntniß der Kräfte durch welche er es ins Werk setzen kann. Denn mein erster, großer Grundsatz ist: der Mensch ist nur stark durch das woran er glaubt. Diese Wahrheit ist vorzüglich auf Souveraine anzuwenden. Hätte man Ludwig dem Heiligen von der Souveränität des Volkes gesprochen, er würde geglaubt haben, eine Lästerung gegen den Gott zu vernehmen, welcher die Könige eingesetzt. [8])

Der König hat ohne Zweifel die Ueberzeugung des Guten, welches er will: er will das Wohl Frankreichs, sein dauerndes Wohl, gegründet auf die Gesetze, die Interessen, die Sitten; ein Wohl das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und die Ausübung der höchsten Gewalt seinen Nachfolgern so leicht machen soll, als sie für ihn mühselig ist.

Aber hat er gleichfalls die Kenntniß der Kräfte, durch welche er dieses Gute ins Werk setzen kann? Das ist eine Frage.

Die Revolution mußte eine unermeßliche Gewalt scheinen, vorzüglich aus der Ferne, weil nichts ihr widerstand: [9]) aber kann man daraus schließen daß nichts ihr hätte widerstehen können? Und wenn die Franzosen sich so feig vor ihr erfinden ließen, rührt das vielleicht nicht von einer Ursache her, die noch vorhanden ist, die also gegenwärtig der rechtmäßigen Gewalt günstig seyn kann? — Ich will mich näher erklären.

Seit der Thronbesteigung Ludwig XIV. war

kein Individuum im Staate mehr stark durch sich selbst, oder konnte durch seine persönliche Macht und die Clienten die sein Gefolge ausmachten, Unruhen erregen. War aber Widerstand in jedem einzelnen Individuum, an und für sich selbst betrachtet, unmöglich, so blieb uns, *zu unserem Heile*, doch manche Hemmkette gegen einbrechenden Despotism, in unseren öffentlichen Einrichtungen, den Ständen, den Innungen, unseren Sitten, unseren Lehren und Grundsätzen, und der Gewalt unserer Könige; eine gekannte, begränzte Gewalt, welche sie niemals ein wesentliches Interesse hatten zu mehren, und welche sie vielleicht besser würden zu vertheidigen gewußt haben, wenn sie der Ueberzeugung gewesen wären, daß wer duldet, daß die angenommenen Lehren und Grundsätze im Staate angegriffen werden, den Thron untergraben läßt. Ludwig XIV. sah dieses vollkommen ein: und in dieser Beziehung wird er immer der erste der Könige zu nennen seyn, wenigstens meiner Ansicht nach. Gütig, volksmäßiger als man gewöhnlich glaubt, von bewunderungswürdiger Nachsicht gegen jedes Unrecht, das von einem Individuum geschah, war er von äußerster Strenge, wo es schädliche Grundsätze galt; denn er fühlte wohl, daß jeder Grundsatz Folgerungen in sich schließe, welche keine Gewalt der Regierungen mehr aufhalten kann, wenn ihr Grundsatz einmal festgestellt ist. [19])

Die Revolution hat die Stände des Staates und die Innungen auseinander gesprengt, unsere öffentlichen Einrichtungen zerstört, neue Lehren und

Grundsätze anerkannt, neue Gewalten errichtet, die nicht lange genug dauerten, um in ihren Wirkungen bestimmt zu seyn. Niemals hat man mehr von der Nation gesprochen als in ihr, und doch war keine Nation mehr in ihr vorhanden: nur vereinzelte Individuen bewohnten Frankreich. Weil nun aber ein Individuum durch sich selbst keine Kraft des Widerstandes gegen eine gesetzliche Behörde hat, noch haben kann, so ging der Despotism eines niederen Bediensteten, ja des kleinsten Dorfmaire, über allen Glauben. Wie hätte das anders seyn mögen? — Die französische Nation hat sich nicht feig gegen die Revolution erwiesen, sondern die erste Wirkung der Revolution war: die Nation aufzulösen. Die Fremden, welche von ferne her sagten, „wie, Frankreich, so groß, so edel in seinen Empfindungen, kann es sich zu solchen Unwürdigkeiten hergeben?“ vergaßen oder wußten nicht, daß eine Nation nur insoferne ein Ganzes ist, als sie durch ihre Gesetze, ihre Sitten, ihre Einrichtungen, ihre Grundsätze zusammengehalten wird; daß Alles was die Individuen vereinzelt, sie ohne Widerstand der Gewalt Preis giebt. [11])

Die kaiserliche Regierung hat nichts wiedergeschaffen. Eines Tags fragte mich Bonaparte über einige seiner Einrichtungen deren Werth er in Zweifel zog. Ich antwortete ihm: fragen Sie sich was es Sie kosten würde sie zu zerstören; kostet Ihnen dieses keine Mühe, so haben Sie nichts in ihnen geschaffen: denn in der politischen Welt wie in der physischen, dauert nichts, was nicht auch Wider-

stand leistet. Diese Bemerkung ist nicht zu bestreiten. Die Kunst, der Gewalt ihre Schranken zu bestimmen, ist die schwerste; ich zweifle selbst, daß sie nur möglich sey, wo alle Gewalten neu, und die ähnlichen Interessen noch nicht fest genug begründet sind, um ein einziges allgemeines Interesse zu bilden. [12])

Ein Reichsmarschall, hätte man glauben sollen, wäre ein bedeutender Mann im Staate. Sahen wir nicht lange Zeit einen vor unseren Augen verschwinden, (Brune) ohne daß man sich nur fragte, was mit ihm geworden sey; nach sechs Monaten vielleicht hatten sich die anderen Reichsmarschälle noch nicht um ihn bekümmert. Bonaparte konnte sie verschwinden, einen nach dem anderen vergessen machen, ohne die mindeste Unbequemlichkeit.

Er hatte die Innung der Notaren wieder hergestellt; [13]) und es würde ihm unmöglich gewesen seyn, einen Notaren aus Paris verschwinden zu machen, ohne daß ihre Innung zusammengetreten wäre, ohne daß dieses Aufsehen gemacht hätte, und ohne daß die Behörde, die ihn entfernt, sich hätte überheben können Rechenschaft von den Beweggründen abzulegen, die sie dazu bestimmt. Was muß man daraus schließen? Daß nicht Titel, nicht Rang, nicht Auszeichnung irgend einer Art dem Individuum einen wesentlichen Schutz gegen die Gewalt geben, so lange dieses Individuum vereinzelt ist, und nur auf seiner eigenen Kraft beruht. Nur wenn Individuen, wenig bedeutend an sich, gesetz-

lich durch dieselbigen Interessen vereinigt sind, haben sie eine Kraft, auf welche selbst die obrigkeitliche Behörde schonende Rücksicht nehmen muß. So versammelte Ludwig XIII, in Geldnoth, die Innung der Schuhflicker in Paris, schmeichelte ihrem Obersten, ich glaube gar daß er ihn umarmte, und erhielt dadurch eine bedeutende Unterstützung von ihm. Dieses beweißt nebenbey daß das Volk in Frankreich sich noch in einem leidlich guten Zustande befand, ehe es souverain geworden. Die Innung der Schuhflicker war etwas, wie jede gesetzliche Vereinigung ähnlicher Interessen.

Der König findet Frankreich wieder, wie die Revolution es gemacht hat; [14]) niemand in ihm ist bedeutend durch sich selbst, niemand in ihm hat individuelle Kräfte; biß auf diesen Tag ist keine Vereinigung in ihm vorhanden, als die der beiden Kammern; diese hat der König selber errichtet. [15]) Was von den beiden Kammern später ausgehen werde, ob sie der königlichen Gewalt sich entgegensetzen, oder vereint mit ihr wirken werden, ob auf die eine und die andere Weise Frankreich eine wesentliche Stütze an ihnen besitzen werde, wäre zu voreilig schon jetzt zu untersuchen. Fürs erste liegt in ihrer Natur nachgiebig gegen das königliche Ansehen zu seyn, und, wohin es sie lenkt zu folgen.

So aber, der Einstimmung der beiden Kammern gewiß, welchen Widerstand wird der König noch finden?

Was man Armee nennt ist eine Masse von Individuen, ohne irgend eine Einwirkung auf Leitung

der öffentlichen Angelegenheiten, einer strengen Zucht bedürftig, dürstend nach einem neuen Kriege. Sie kann, zu Berathungen für das allgemeine Wohl nur durch ein Zusammentreffen von Unständen gelangen, die kein menschlicher Verstand vorauszusehen im Stande ist: Ihr Interesse ist pünktlich besoldet zu werden; das wird geschehen. Durch ein allgemeines Gesetz reorganisirt, wird sie nach und nach von dem Unreinen in ihr gesäubert werden: denn nichts ist leichter, als durch zuverlässige Obersten Mann für Mann die Offiziere entfernen, die ihres Ranges nicht werth sind. Uebrigens ist wahrscheinlich daß diese Benennung, die Armee, bald außer Gebrauch kommen werde, und das ist wesentlich. Die Anmaaßung jedes einzelnen Militärs wird dadurch bedeutend geschwächt; und es ist höchst wichtig, daß man sich in Frankreich angewöhne, nicht mehr an eine Armee zu glauben, die eine Nation in der Nation bildet, sondern in der man nach alter Art Regimenter sieht. Dieses allein gewährt der gegenwärtigen Ruhe eine große Sicherheit. 16)

Die Gerichthöfe können nicht unter sich als ein zusammenhängender, obrigkeitlicher Körper betrachtet werden. Im Ganzen und in jedem Einzelnen ihrer Individuen, können sie nicht Furcht eines Widerstandes erregen. 17)

Der Adel hat Erinnerungen welche mit Zartheit wollen behandelt werden; aber er macht keine Gewalt aus, er ist nicht einmal mehr ein Körper, wiewohl er hoffen kann, durch die Kammern der Pairs einige Macht wieder zu erhalten.

In ihr liegt der wahre politische Adel, der, in dem Maaße er sich reinigen wird, Ehrfurcht einflößen muß. [18])

Die Geistlichkeit hat Nichts zu vertheidigen, Alles zu hoffen. Sie hat im Anfange der Revolution sich nichts gegen das Königthum zu Schulden kommen lassen: sie ist ihm gegenwärtig enger verbunden als jemals; sie verlangt nichts als die Erlaubniß sich ihr nöthiges Vermögen wieder zu gewinnen: das wird sie durch sich selber thun können, und es wird nicht das Erstemal seyn, daß es geschieht. [19])

Wo sollte also der König Widerstand gegen seinen Willen antreffen, in dem Zustande von Vereinzelung, in welchem die Franzosen sich befinden; bei diesem gänzlichen Mangel aller Einrichtungen, und aller verbundenen Interessen? — In den herrschenden Meynungen etwa? — Diese Frage ist wichtig und verdient gründlicher behandelt zu werden. Es giebt gegenwärtig keine feststehenden Meynungen in Frankreich. Lese man nur die Brochüren, welche herauskommen, und überzeuge sich; keine Meynung ist herrschend, über nichts. Anmaaßung und Unwissenheit, das ist Alles, was man in denen wahrnehmen kann, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen versuchen. Die Menge, um sich zu entscheiden, und um zu glauben, wartet bis etwas allgemein entschieden und anerkannt sey. Seit vier und zwanzig Jahren haben die Franzosen eine Constitution verlangt, ohne eigentlich zu wissen, was denn nur Constitution heißen wolle. Man hat ihnen eine Constitution nach der

andern gegeben, und bey jeder neuen Constitution haben sie sich eingebildet, nun zufrieden zu seyn; den anderen Morgen aber wußten sie gar nicht mehr daß sie eben eine Constitution erhalten hätten. Die welche der König vor kurzem gegeben hat, mußte in Paris sehr wohl aufgenommen werden: denn sie machte einem Senate ein Ende, der, indem er sich seine Bedeutung sichern wollte, selbst die volle Verachtung, die er einflößte, ins Licht stellte. Diese Constitution hat also Freude erregt, nicht durch ihren Inhalt, sondern dadurch, daß sie eine Parthey über den Haufen warf, und eine andere zufrieden stellte. Im Allgemeinen ist das Beste, Tüchtigste in Frankreich nie anders als durch Partheygeist vertheidigt worden; selbst die Religion ist davon nicht auszunehmen. — Soll das eine öffentliche Meynung heißen, was heute so, morgen so ist, auf Leidenschaftlichkeit nicht auf Ueberzeugung oder Gewohnheit beruht, und während es einen Theil hebt, dadurch den andern zu Boden drückt? In der Zerrüttung der Ideen, in dem unglaublichen Durcheinander welches heut zu Tage in Frankreich alle Köpfe füllt, hat man nichts von der öffentlichen Meynung zu fürchten; sie kann sich der königlichen Gewalt niemals entgegensetzen. [20])

Ein König der in seinem Reiche nichts als vereinzelte Individuen, und eine nach allen Seiten hin unbestimmte öffentliche Meynung findet, der berufen ist, eine Nation wieder zu ihrer Art zurückzuführen, die ohne festgegründete Einrichtungen und ohne öffentlich anerkannte Grundsätze lebt, hat in

der That eine unbegränztere Gewalt, als irgendwie unsere Begriffe gestatten. Um aber zu wissen, wie weit diese Gewalt in Frankreich gehe, muß ich hier noch einen wahrhaft erschreckenden Zug in unserer Nation mittheilen, welcher Folge der Gleichheit ist, die man bei uns nun so lange Zeit her gepredigt.

Die Idee des Rechten und des Unrechten ist in Frankreich biß auf ihre Wurzel verlohren gegangen. Ungerecht, nennt man in ihm was das Interesse einiger Individuen verletzt: gerecht, das was das Interesse von allen angreift. Dieses haben wir während der Revolution allzuhäufig erprobt. Man hat nach Willkühr den Eltern ihre Kinder genommen, Lebensmittel, Geld ohne irgend eine Einwilligung erpreßt, alle in die schmählichste Hülflosigkeit gestürzt, und alle ertrugen es, ja fanden es gerecht und natürlich, weil man allen das Gleiche zumuthete. [21])

Wie soll, bey einem solchen Zustande des Ganzen, die souveraine Gewalt, nun gesetzmäßig beschränkt werden? Berathende Versammlungen die ihr zur Seite stehen, werden sie schwerlich beschränken; ein energischer Charakter durchbricht ihren Widerstand. Ein guter König aber kann sich in dieser Lage nicht befriedigen, selbst dann nicht, wenn er seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen die Macht handhabt, als wenn sie Recht wäre. Für ihn, für sein Volk muß sie ihn mit Unruhe erfüllen; denn das liegt klar am Tage, eine Macht die ohne Gränzen ist, ist eben dadurch auch, und mmer, ohne Stütze. [22])

Die wahre, wesentliche Stütze, die zugleich souveraine Macht und Ruhe sichert, ist die, die von jeher die Grundfeste aller monarchischen Staaten gewesen ist: Verschiedenheit der Stände, gesetzliche Vereinigung ähnlicher Interessen. Durch sie wird jener schrecklichen Zernichtung der Revolution vorzüglich entgegengearbeitet werden: denn man muß, um einen Pallast wieder aufzubauen, diejenigen Pfeiler zuerst neu errichten, die man zuerst angefangen hatte nieder zu reißen.

Anmerkungen.

1) Einzelne Menschen sowohl, wie ganze Völker, rücken in dem Gange den sie einmal eingeschlagen vorwärts, und Stillstand ist nirgends. Man wähnt aber so gerne, wer lange und auf bestimmter Bahn im Bösen vorgeschritten, werde endlich seiner müde werden, und sich zum Guten kehren. Strenge genommen haben wir es niemals mit einem Bösen und Guten an sich zu thun, sondern mit den Kräften und Fähigkeiten, durch welche der Mensch sich zum Klaren und Guten hinanhebt, zum Verworrenen und Bösen hinabsinkt. Diese wachsen und gedeihen auf ihre verschiedene Weise, in ihren verschiedenen Elementen. Sind sie im Bösen erstarkt, so bleiben sie entweder in ihm befangen, oder das Gute muß sich ihnen mächtig fühlbar machen, um sie von jenem ab zu sich herüber zu lenken.

Wende man dieses auf das französische Volk an. Es hat, erst durch lange Mißleitung, dann durch eine Kette eingetretener zerstörender Ereignisse, zuletzt durch eine zum Gewissenlosen künstlich bildende Erziehung, das wahre Gute nach außen und innen aus den Augen verloren: es ist in wilder Begier und Leidenschaft aufgewachsen: wie sollte es der milden Stimme der Vernunft und des Rechtes fortan freiwillig sein Ohr leihen?

Sehr wahr sagt daher der Verfasser, daß die Gewalt die es führen soll, sich ihm fühlbar, ja, wo es

Noth thut, furchtbar machen müsse. Die Existenz der Individuen ist an die Existenz des Ganzen geknüpft. Wer Menschen führen will, muß von Menschen fodern. Brachten eine lange Zeit revolutionäre und sittenzerstörende Gesinnungen Vortheil und Ansehen, unter einer Regierung die die Sitte zerstören und die Revolution befestigen wollte, so ist nichts billiger, als daß nunmehr, da die gesetzmäßige Regierung zurückgekehrt ist, die die Sitte aufbauen und das Recht erneuen soll, solche Gesinnungen allein Vortheil und Ansehen bringen, die mit diesen wohlthätigen Absichten zusammenstimmen. Jeder Tag aber scheint es klarer zu machen, daß der Streit welcher gegenwärtig in Frankreich zwischen der Regierung und der ihr entgegengesetzten Parthei geführet wird, wenigstens was die Absicht beyder angeht, recht eigentlich, der Streit um das Legitime sey.

Zu den ganz seltsamen Lehren der neuesten Zeit, hat gehört, daß der Mensch gut an sich sey, und auf die schönste und angemessenste Art lebe, wenn er seinem Naturell folge. So lehrten frühere ernstere Zeiten nicht. Sie wußten daß der Mensch nur gut sey, in so ferne er dem Guten anhange; und daß sein Naturell nicht das Gute an sich, sondern nur die besondere Bahn bezeichne, durch welche ein Individuum diesem Guten an sich nahen solle. Sie dachten sich daher das Gutwerden als einen Kampf: groß ist der Kampf, läßt Xenophon seinen Sokrates sagen, welcher entscheidet, ob der Mensch gut wird oder nicht!

Liegen diese Betrachtungen jedem ernsterdenkenden Manne überhaupt nahe, so geziemen sie doch einem Franzosen, welcher Herz für die Bedürfnisse seines Va-

terlandes hat, vor allen andern. Er erinnert sich wie unter Ludwig XV. und der Regentschaft die seiner Thronbesteigung voranging, die schlechten Gesinnungen gegründet, und der Sinn des Volkes verkehrt wurde; wer aber erinnert sich nicht mit Wehmuth jener tragischen, und doch so natürlichen Verblendung Ludwig XVI, und der gefangenen königlichen Familie, die, während sie täglich den Wahnsinn steigen und Verbrechen aller Art sich häufen sah, dennoch der geheimen Hoffnung sich nicht entschlagen konnte, das gute Volk werde endlich wohl seinen Irrthum einsehen, und zur gewöhnten Treue und Liebe zurückkehren.

Viel richtiger, wenn schon auf eine bizarre Weise, drückte, zu den Zeiten der Rückkehr Buonaparte's, ein Franzose, das Bedürfniß und den Zustand seines Volkes aus: croyez moi, sagte er, il nous faut un roi qui soit carré, ce Louis nous est trop rond.

2) Die gewöhnliche Art große Umstürze der weltlichen Dinge zu erklären, ist, daß man dem Verstande, vermöge seiner gesteigerten Ausbildung, Forderungen zuschreibt, welchen das Bestehende auf keine Weise mehr Genüge zu leisten vermag. Allerdings ist niemals noch ein bedeutender Umsturz eingetreten, ohne daß ihm ein Mißverhältniß zwischen dem Verstande und der eingeführten Lösungsart der Probleme, die ihn beschäftigen, vorangegangen wäre. Doch liegt darin die wesentliche und ursprüngliche Ursache der Weltumstürze nicht; sie liegt im Sittlichen. Ich will mich darüber ausführlicher verbreiten.

Der Mensch hat ein Vermögen der Ehrerbietung

in sich, das, mit seinen andern Eigenschaften und Fähigkeiten mehr oder minder verbunden, über allen schwebt. Auf ihm beruht der Zusammenhang der ihn an Gott, Welt und Natur, (so weit wenigstens als das Gebiet der Freyheit reicht) knüpft; es ist der Schlußstein seiner sittlichen Kräfte, die ohne ihn im Leeren schweben und sich zu keinem geschlossenen Baue zusammenwölben. Ohne Entwickelung und Wartung dieses Vermögens, sind zwar glänzende Ausbildung einzelner Geisteseigenschaften, edle, große Regungen des Herzens in dem Menschen möglich, aber die Ruhe in ihm ist unmöglich, welche das vollfreudige Gefühl seines Wohlseyns nach innen, und seinen sicheren Bestand nach außen gründet.

Alle die Triebe, welche die Menschen naturgemäß verbinden, und Geschlecht an Geschlecht knüpfen, wie beglückend sie an sich sind, und wie nothwendig zu Feststellung der geselligen Ordnung, erhalten doch höhere Würde, und gewisse Dauer erst durch dieses Vermögen. Woher es immer stammen, und wohin es letztlicherweise leiten mag, es ist eine der Kräfte, die nur vorhanden sind, insoferne sie gepflegt und unterhalten werden. Hört der Mensch auf, es zu pflegen und zu unterhalten, so verläßt es ihn; in dem Maaße es den Menschen verläßt, ist er bereit und fähig in neue Zustände einzutreten.

Aus Vernachläßigung und Schwächung dieses Vermögens, sind von jeher alle Weltumstürze ausgegangen; sie werden jederzeit von ihnen ausgehen.

Was für Ursachen auch sonst zu Schwächung dieses Vermögens beyzutragen fähig sind, eine der vorzüglichsten ist, wenn der Verstand, welcher zu Aneignung der

Wahrnehmungen dieses Vermögens bestimmt ist, sich anmaßt, seiner Wahrnehmungen aus eigener Kraft theilhaftig zu werden.

Das Vermögen der Ehrerbietung, wie jedes höhere Leben, beruht auf sich und ist abhängig allein von seinem Gegenstande. Die Rechte, welche der Verstand zu ihm besitzt, sind, daß er den Werth und die Nothwendigkeit seines Gegenstandes anerkennt, und sich an der mittelbaren Beziehung begnügt, welche er durch es selbst zu diesem Gegenstande gewinnt.

Die Weltgeschichte zeigt viele Momente in welchen der Verstand versuchte, sich einer ihm nicht gebührenden Herrschaft über dieses Vermögen anzumaßen. Auch in den christlichen Jahrhunderten kann man ihrer mehrere nachweisen. Der Weltumsturz der französischen Revolution aber ist dadurch so ausgezeichnet, und wirkte dadurch so gewaltsam, daß in ihm der Verstand zur vollen Ueberzeugung gelangt war, er könne wirklich ganz die Stelle dieses Vermögens ersetzen; es für sich existire gar nicht, und sey bloßer Wahn!

Auf dieser Ueberzeugung des Verstandes beruht noch gegenwärtig die schwatzhafte und allbeklügelnde Irrbildung unserer Zeit.

Alle wahre Erziehung geht von sittlichen Wirkungen, des Vertrauens, des Anhängens, des Gehorsams aus. Nur durch solche Wirkungen erzieht man ein Volk. Sind sie, als die führenden Tugenden des Lebens, in dem jugendlichen Menschen befestigt, ist durch sie der noch jugendliche Mensch sittlicher Wahrnehmung und Erfahrung in seinem Innern fähig gemacht, so mag über ihnen, der der Natur gemäß später sich ent-

wickelnde Verstand, herrlich gedeihen. Wie der so gediehene Verstand sich in den ihm wesentlich aneignenden Regionen bewähre, zeigen alle Geister die in der Wissenschaft wahrhaft Epoche gemacht haben; die scharfsinnig genug waren, zum Wahren durchzudringen, und einfach genug bei dem Wahren zu beharren.

Eine falsche Erziehung vernachläßigt diese Tugenden, des Vertrauens, des Anhangens, des Gehorsams; auf Kosten ihrer, und allzuzeitig, entwickelt sie die Kräfte des Verstandes. Dadurch entsteht, daß der Verstand nun nicht über sittlichen Wahrnehmungen, die überhaupt nicht in gebührender Kraft und Fülle gedeihen, heranreift, und sich leicht von ihnen lossagt. So aber erzieht man kein Volk, sondern eine Menge Einzelner. So entstehen die Menschen deren Ansicht immer mit dem Vorhandenen, deren Urtheil immer mit der Empfindung und Erfahrung im Streite liegt.

In Frankreich hat diese falsche Erziehung zuerst gewurzelt, und gleich in die Reife getrieben. Wie und unter welchen Namen und Gestalten sie sich auch in andern Ländern verbreitet, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Des Franzosen falsche Bildung beruht mit einfachen Worten darauf: daß er mit dem Verstande sich Regionen aufschließen will, welche aufzuschließen der Verstand nicht das Organ ist; welche von dem für sie gebildeten Organe aufgeschlossen, dem Verstande übrigens nicht nur nicht widerstreben, sondern vielmehr ihn selbst, innerhalb seiner Gränzen erst recht aufklären und wahrhaft befestigen.

Was inzwischen auch eine falsche Erziehung in Menschen zu verdrängen versucht, aus der Mensch-

heit verdrängt sie nichts; was sie zu verdrängen versuchte wird blos durch sie geläutert, und erhebt sich aufs neue reiner, in ihm angemessenerer Macht und Würde.

3) Wenn Völker ihrem Untergange entgegengehen, tritt das Verderben plötzlich wie eine Seuche ein, und es ist nichts das ihr entrinnen kann. Die wenigen großen Menschen die das nahende Unglück voraussehen, und sich von dem Schwindel der Gegenwart frey halten, stehen verkannt und zurückgezogen, betrachten gelassen, was sie nicht hindern können, und halten an dem Glauben fest, daß die Natur nicht ersterbe, und daß die Wege der Vorsehung, auch jenseits menschlicher Ahndung zu glorreichem Ziele führen.

Frankreich vor der Revolution war in der That in allen seinen Ständen verdorben; im Ganzen durch allgemein gewordene Irreligiosität und Sinnlichkeit, hier und da, besonders in Geistlichkeit und Adel, zugleich durch fehlerhafte Grundeinrichtungen.

Das königliche Haus, wenn es sich in die Revolution freylich nicht finden konnte, hatte sich (ohne übrigens dabey an Minderung allzuhochgesteigerter Vorrechte zu denken) früher doch großentheils in die Grundsätze gefunden, welche sie hervorgebracht; wenigstens ihre furchtbaren Folgen nicht ganz vorauserkannt.

Eine rühmliche Ausnahme davon macht der Vater Ludwig XVI., der seinem Vaterlande allzufrühe verlohrene Dauphin. Ihm hatten Gottesfurcht und gründliches Wissen, den Blick über die verderblichen Irrthümer seiner Zeit geöffnet. „Ich habe unsere Philosophen studirt"

sagt er, „und bin von ihren Grundsätzen auf die Folgen übergegangen, die aus ihnen herfließen. In vielen von ihnen habe ich ausschweifende, verdorbene Menschen erkannt, deren Interesse ist eine Moral zu verschreyen die sie verdammt, das strafende Feuer auszulöschen, das sie erschreckt, und eine Zukunft in Zweifel zu ziehen, die sie beunruhigt. In anderen habe ich hoffärtige Geister erkannt, die, von der Eitelkeit neu zu denken hingerissen, den wahnsinnigen Dünkel haben, über die Gottheit, ihre Eigenschaften und Geheimnisse eben so systemgemäß forschen zu können, als uns über die Werke der Natur zu forschen vergönnt ist. Nach ihren Grundsätzen trägt auch der Thron nicht mehr das Gepräge der Gottheit; sie behaupten er sey durch Gewaltthätigkeit entstanden, und mit demselben Rechte, womit Gewalt ihn errichtet habe, könne Gewalt ihn wieder zernichten: das Volk könne seine Gewalt nie abtreten, nur verleihen; es behalte immer das Recht sie wieder zurückzunehmen, so wie es ihm persönlicher Vortheil, seine einzige Richtschnur, gebiete." Diese Worte könnten als eine Prophezeyung gelten, wiewohl sie blos aus der Einfalt eines treugebliebenen Herzens geflossen sind.

Ludwig XVI. selbst, war durch Frömmigkeit und natürliche Güte, den Grundsätzen und Gräueln der Revolution, immer fremd geblieben, aber er durchsah ihre Folgen gleichfalls nicht, und war noch vielweniger Mann sie zu hemmen.

Ich will hier in Kürze die Hauptmomente zusammenstellen, in welchen, von dem Ausbruche der Revolution an, bis zur gänzlichen Lähmung seiner Macht, das königliche Ansehen thätig seiner selbst ermangelt hat. Freylich

ist dabey nie zu übersehen, daß durch unseligen Mißbrauch, und unselige Vernachlässigung zugleich, die Verhältnisse zwischen König und Nation zu solch einer Spannung gebracht waren, daß ohne die entschiedenste Redlichkeit, Klugheit und Festigkeit keine Rückkehr zu einem natürlichen Zustande konnte bewirkt werden.

Nachdem die Notabeln, am 25. May 1787, fruchtlos auseinandergegangen waren, und Inconsequenz und heftige Maasregeln von Seiten des Hofes über die Willkührlichkeit souverainer Gewalt immer bedenklicher gemacht hatten, wurde, durch Neckers Einfluß, die auf das Jahr 1792 zugestandene Berufung der états généraux übereilt. Der Beschluß des Conseil d'état zu Versailles (27. December 1788.) entschied nicht nur über ihr schleuniges Zusammentreten, sondern er setzte zugleich fest, und bestimmte in den Berufungsbriefen (24. Jan. 1789.), daß die Stimmenzahl des tiers-état, den vereinten Stimmen der Geistlichkeit und des Adels in ihnen gleich seyn solle. Ueber die Art die Stimmen zu sammeln setzte er dagegen nichts fest. So wurde von oben her das Problem gegründet, mit dessen eigenmächtiger Entscheidung die Revolution in vollen Trieb kam. Der Hof mißverstand bey diesem Probleme sein eigenes Interesse. Das Bureau des Monsieur, gegenwärtigen Königes, den wiederberufenen Notabeln entgegen, welche jedem der drey Stände gleiche Anzahl zusprachen, stimmte, nicht nur für die doppelte Zahl des tiers-état, sondern hielt auch dafür, die Entscheidung über die Art zu stimmen, sey den Ständen selbst zu überlassen.

Die Versammlung der Stände gehört, in einem

gewissen Sinne, zu den Ureinrichtungen Frankreichs. Je nachdem der alte Begriff der Nation zu Grunde geht, je nachdem die Feudal-Herrschaft steigt, nimmt sie verschiedene Gestalt an. Als nach Gründung des dritten Standes, dieser ein wesentlicher Bestandtheil der Nation ward, trat er, wie sich von selbst versteht, in die Ständeversammlung ein. In jener merkwürdigen Versammlung unter dem schwachen Könige Johann (1355), hieß das erste als unverletzlich erklärte Grundgesetz, daß alles was durch die Stände vorgetragen würde, nicht anders Gültigkeit haben sollte, als wenn alle drey einmüthiglich ihre Stimmen darüber vereint hätten, und daß die Stimme zweyer Stände, den dritten, wenn er anderer Meynung wäre, nicht sollte verbinden können. Freylich erklärten die Stände ein Jahr darauf, in einer inneren Krise des Staates, daß sie selbst sich versammeln würden, so oft es ihnen gut dünke. Die schwache königliche Gewalt konnte sich dessen damals nicht erwehren. Indessen war es bey der letztgehaltenen Ständeversammlung, am 13. Oct. 1614, zu Zeit des Eintrittes der Mündigkeit von Ludwig XIII., nicht der Fall. Der König berief die Stände, der Verbindlichkeit gemäß, welche die Regentin in dem Vergleiche von St. Menehould eingegangen. Ihre Versammlung war in drey Kammern eingetheilt; die erste, die der Geistlichkeit enthielt 140 Abgeordnete; die zweite, die des Adels 132; die dritte, die der Städte 182; jede dieser Kammern trug ihre Forderungen besonders vor, von dem königlichen Rathe aus wurden ihre Vollmachten bewährt. Erlangte diese Versammlung keine gründliche Erleichterung und Würdigung

ihrer Beschwerden, so lag das nicht an ihrer inneren Anordnung, sondern an dem verderblichen Uebergewichte königlicher Macht, welches damals bereits, wiewohl unter Kämpfen, sich fühlbar machte, bald darauf so ausschließend eintrat.

Diese Versammlung, und alle früheren lassen sich hinsichtlich der Anmaßungen des dritten Standes mit der letzteren revolutionären in nichts vergleichen. Um so bedenklicher hätte die königliche Gewalt seyn, um so mehr an den bestandenen Ordnungen halten sollen. Weise wäre gewesen wenn man aus Gefühl des Rechten durch ruhige Leitung von oben das gegeben hätte, was man, ohne sich klar zu machen, wie viel man geben könne und solle, dem allgemeinen Wunsche von unten blos nachzugeben gut fand. Diesen Gedanken hatte ein Vorfahrer Ludwig XVI., der Herzog von Bourgogne, Sohn des großen Dauphin, ein Jahr lang selbst Dauphin, der Zögling Fenelons, wirklich gefaßt, nur der Tod verhinderte ihn an seiner Ausführung. Ob er in diesem letzten Augenblicke in welchem er hätte retten müssen, noch hätte retten können, ob man zu klein war ihn fassen zu wollen, oder zu schlecht organisirt ihn fassen zu können, bleibe der ruhigeren Nachwelt zu entscheiden.

Die Folgen eines solchen Schwankens von oben, ließen sich, bey Ernennung der Deputirten zu den états généraux, in den Provinzen sogleich spüren. Die Dauphiné ging mit unruhigem Sinne der Neuerung den anderen voran. Eben so regte sich in der Bretagne, das entgegengesetzte Element, das Halten an den Bräuchen und Rechten der Väter.

So wie die Etats in Versailles versammelt waren (4. May 1789), wurde die Frage ob nach Köpfen oder nach Bänken solle gestimmt werden, in ihrer ganzen Wichtigkeit herausgestellt. Dabey sah man zuerst den Fehlgriff ein, das ernste, leider an sich zweydeutig genug bestimmte Geschäfte, der Wiederherstellung des Staates, in die Nähe einer beweglichen Menge gebracht, und so allen wahnsinnigen Foderungen das Thor eröffnet zu haben.

Der tiers-état betrug sich als wenn er allein die Nation ausmache. Er suchte Mischung und Gleichstellung der Stände in allen Verhältnissen, und erklärte sich, als Geistlichkeit und Adel, laut hergebrachter Sitte, ihm keine Einsicht in die Bewährung ihrer Vollmachten gönnen wollten, auf Sieyes Vortrag, als die Nation repräsentirend, assemblée nationale (17. Jun.).

Hierdurch war offenbar das königliche Ansehen aufs tiefste verletzt und der Kampf auf Tod und Leben förmlich eingeleitet. Hier hätte die königliche Gewalt einschreiten müssen. Ohne der Nicht-Achtung ihrer selbst zu gedenken, war zum erstenmale der ächte, alte Begriff der Nation zernichtet. Nation nannte sich, was nur ein Element, wenn auch ein höchstehrwürdiges, ein höchstbedeutendes derselben ist; der Wahn, daß die Menge das Volk sey, (nur die durch Stände und Einrichtungen geordnete Menge ist Volk) sprach sich hier zuerst als That aus.

Das königliche Ansehen vergaß dabey so sehr seine eigentlichste Bestimmung, die Hand fest über den gesetzlichen Einrichtungen zu halten, und nur insoferne Aenderungen an ihnen zu gestat-

ten, als diese dem Gleichgewichte des Ganzen keinen Eintrag thun, daß es nicht nur diese Anmaasung zuließ, sondern, als der Adel ahndungsvoll gegen sie protestirte, diesen besänftigte, und ihn, zu einer scheinbaren Versöhnung zurückwies.

Durch die anfangende Revolution gehen zwey Stimmungen ununterbrochen durch, welche von den eigentlichen Fanatikern der Empörung sorgsam gepflegt werden, und ihnen als Hintergrund dienen, ihr Gemälde voll Gräuel über ihm auszuführen. Diese sind, in der Menge: der Argwohn alle diese großen Anstalten und bedeutenden Vorgänge möchten nur ein Gaukelspiel seyn, zwar eine Scheinerleichterung zu gewähren, im Wesentlichen aber Alles beym Alten zu lassen — dieser Argwohn verhärtete sie, und machte, daß jede Nachgiebigkeit von Seiten des Hofes sie nur heftiger reizte; — in dem Könige: das allzuruhige Vertrauen auf die Erscheinung der Majestät, und der Glaube, daß die monarchische Gesinnung nie aus den Herzen der Franzosen zu tilgen sey. Beyde machten ihn nachgiebiger als gerecht war, und gewährten ihm eine falsche Zuversicht in Momenten, in welchen weises Beharren auf unverletzbarem Rechte allein ihn hätte sichern können.

Nachdem der König den Ständen, was alle Erwartungen überschreiten mußte, in die Hände gelegt, und nun auf die Wirkungen seiner Güte, die Heiligkeit des Thrones und die Gewöhnung des Gehorsams zählend, glaubte, man werde auch sein Gebot, Stimmung nach Bänken, annehmen, zugleich aber Aufhebung der Sitzung befahl, erklärte Mirabeau, während Geistlichkeit und Adel sich entfernten (die erste laute Folge der ebengerügten unseligen Schwäche) daß der dritte Stand durch den Wil-

len des Volkes versammelt sey, und seine Stelle nicht verlassen werde, wo ihn nicht Gewalt der Bajonette vertreibe (23. Jun.).

Auch hier hätte die königliche Gewalt sich entschieden zeigen müssen, und alle Urtheile, das Mirabeau's selber, stimmen überein, daß sie sich hätte entschieden zeigen können. Das Wort Empörung war hier anzuwenden; zu rechter Zeit angewandt verfehlt dieses niemals seine vollkommene Wirkung. Der König schlug den Weg ungebührender Unterhandlung ein. An demselben Tage, an welchem die Versammlung des dritten Standes, alle Rechte, kraft welcher sie versammelt war, verletzte, erklärte sie ihre Glieder unverletzbar.

Seit diesem Tage war der stärkste Damm durchbrochen, welcher der Revolution entgegenstehen konnte. Der König selbst half seine Trümmer einreisen: der treugebliebene Theil der Geistlichkeit, und der bey weitem größere Theil des Adels protestirten gegen dieses widergesetzliche Verfahren, und erklärten, den Anordnungen des Königes vom 23ten standhaft treu zu bleiben; der König schrieb beyden (27ten) und bewog sie, sich dem Verfahren des dritten Standes zu fügen. Die Geistlichkeit gehorchte sogleich; der Adel nur als er hörte, Widerstand von seiner Seite könne das Leben der königlichen Familie in Gefahr bringen.

Unterdessen schwoll die Leidenschaft, die Hauptstadt besonders ward täglich unruhiger, ganz Frankreich wurde in die Benennung von Aristokraten und Demokraten getheilt. Der König rief den Marschall Broglio zu sich, und ließ Truppen in die Nähe von Paris rücken. Die seit dem 3. Julius assemblée constituante genannte Na-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

tionalversammlung, äußerte darüber lebhafte Besorgnisse; wiegelte die Hefe des pariser Pöbels auf, während sie erklärte daß die Nähe der Truppen es sey, welche das Volk in so ängstliche Bewegung setze; lehnte mit entehrendem Argwohne das Anerbieten des Königes die Stände nach Noyon oder Soissons zu versetzen, sich selbst dann nach Compiegne zu begeben, ab, und bestand wiederholt auf Entfernung des heranrückenden Heeres.

Der König selbst gebot dieser einzigen reellen Stütze seiner Macht ihn zu verlassen. Der Marschall Broglio sah das ganze Unheil, welches solch ein Schritt nach sich ziehen müsse, voraus. Er lud den König ein, zugleich mit den Truppen sich von der Hauptstadt zu entfernen; er bot sich an, ihn mit der königlichen Familie sicher nach Metz zu bringen.

Diese Entfernung des Königes hätte der ganzen Revolution eine andere Wendung gegeben; die Empörer hätten das feste Ziel ihrer Aufreizungen nicht mehr in Händen gehabt; der Moment, wo die rechtmäßige Gewalt wirklich aufgehoben wurde, die unrechtmäßige also wirklich ins Recht getreten scheinen konnte, wäre unmöglich geblieben; die Ausgewanderten endlich, wenn Auswanderung eingetreten wäre, hätten ihren Mittelpunkt in Frankreich, so eine viel festere Stütze und viel leichtere Verbindung mit denjenigen gefunden, die, über die Provinzen zerstreut, ihnen günstig gesinnt waren.

Wirklich hatte sich der König den Vorstellungen des Marschalls gefügt. Er wollte den andern Morgen reisen. In der Nacht wußte der Herzog von Liancourt, vielleicht unbewußt ein Werkzeug der Parthephäupter, unterstützt durch künstlich unterlegte Gerüchte, ihn umzustimmen

Bayerische Staatsbibliothek München

und das königliche Wort von ihm zu gewinnen, daß er bleiben werde. Der Marschall Broglio hatte unterdessen alle Anstalten zu dem erwünschten Vorhaben getroffen. Er erschien zur bestimmten Stunde in dem Pallast. Der König theilte ihm seine Sinnesänderung mit. Der Marschall, von Schmerz überwältigt, fiel vor ihm auf die Knie, flehte, beschwor ihn bey den für ihn und Frankreich herannahenden Gefahren sich zu retten; der König war unbeweglich und blieb.

Von diesem Augenblicke an war die königliche Gewalt den Ränken der revolutionären Partheyhäupter ohne Rettung Preis gegeben. Der Macht zu handeln hatte sie sich selber beraubt; ihre Würde beruhte fortan auf dem Versagen.

Ueber dieses Versagen irrte der König gleichfalls. Sein Herz liebte, was planmäßiger böser Wille war, überall thörichter Verblendung Schuld zu geben; so überwand ihn der Augenblick und er fand nirgends die feste Gränze, über welche er nicht rückwärts schreiten durfte. Am entschiedensten irrte er (die übrigen ähnlichen Irrthümer sind Folgen von diesem ersten) als er, ohne von Noth gedrängt zu seyn, nur von unredlichen Rathgebern mißleitet, nachdem er, nicht ohne vorhergegangenes weises Zögern, die Artikel der Constitution und die Erklärung der Menschenrechte bereits angenommen hatte (5. Oct. 1789) freywillig vor der Nationalversammlung erschien (4. Febr. 1790) und sich zum Schrecken aller Guten, welche in diesem Schritte den unaufhaltsamen Sieg der Partheywuth beweinten, mit der Versammlung eines Sinnes erklärte, und das Herz des jungen Thronerben der neu-eintretenden Ordnung der Dinge

entgegenzubilden versprach. Der frechere Umsturz der bestehenden Ordnung, der Umsturz der Religion in ihren Dienern, folgten diesem Schritte auf dem Fuße nach.

Noch ist die Erinnerung zu neu um einzeln ins Gedächtniß zu rufen, wie der König immer von Tücken umsponnen, immer das Gute wollend, langsam zu dem Ansehen eines Privatmannes zurückgedrängt wurde. Ist er als König dabey zu tadeln, so brechen durch dieses Gewölk seine rührenden menschlichen Tugenden in so hellerem Lichte. Er selbst tadelt sich darüber in seinem letzten Willen, indem er seinem Sohne, „wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden“, die Lehre giebt: „daß ein König sein Volk glücklich machen könne, nur indem er es nach den Gesetzen regiere, daß er aber auch nur dadurch sich könne achten machen, und das Gute, was er wünscht, wirklich thun, daß er das nöthige Ansehen besitze; daß er, ohne dieses nöthige Ansehen, in seinen Handlungen gebunden und keine Achtung einflößend, mehr schädlich als nützlich sey.“

Ich schließe diese Anmerkung, in welche ich so vieles Unheil des letzten Jahrfunfzig zusammengedrängt habe, indem ich noch aller der Wirkungen erwähne, welche die Lage Nordamerika's, die Unruhen Pohlens, das Anpreisen der englischen Freyheit, (deren Werth besonders Montesquieu so geistreich und überredend, wenn schon in der Anwendung irrig, hervorhub) in Frankreich nothwendig erzeugen mußten, und des sonderbaren Hanges französischer Schriftsteller, die wesentlichen und jeden Augenblick genossenen Vortheile der Gesellschaft, ihrem Volke gegen einen erträumten Naturzustand zu verleiden, der, wie er in ihren Büchern existirt, nie ist, nie war, und nie seyn wird.

4) Der Verfasser bringt in seiner ersten Abhandlung auf ein provinzielles, örtlichen Besonderheiten angemessenes Verwaltungssystem. Eine Centralverwaltung, die blos in dem Mittelpunkte Kraft hat, in dem Umfange dagegen nichts unterscheiden kann, nennt er verderblich.

Daß dieses System, mit dem Uebergewichte einer einzigen, ungeheuren Hauptstadt eines großen Landes, von welcher Alles ausgeht, in welche Alles zurückfließt, unvereinbar sey, ist in die Augen springend. Richtiger, als daß die Könige, vor Ludwig XIII., der Vergrößerung ihrer Hauptstädte Hindernisse entgegengesetzt hätten, würde man übrigens sagen, daß, ehe Richelieu die Rechte der Großen sowohl als die Freyheiten der Gemeinden zu Gunsten unbeschränkter königlicher Gewalt untergraben hatte, eine Größe und Bedeutung der Hauptstadt, wie wir sie erlebt haben, an sich nicht denkbar gewesen. Auch die Vergrößerung von Paris, seitdem es mit Eintritt der kapetingischen Linie erste Hauptstadt geworden war, geht der inneren Geschichte der französischen Verfassung und Verwaltung genau parallel. Ludwig XIV. vergrößerte es seiner Lage gemäs, wie es Philipp August seiner Lage gemäs vergrößert hatte. Jener konnte die bereits sehr eitel gewordene Nation leicht dem Blendwerke dieses neuen, gemeinsamen Glanzes zukehren. Dieser, in einfacheren Zeiten, sorgte für die nothdürftige Bequemlichkeit der ersten Stadt des Reiches, pflasterte ihre Straßen, umzog sie mit weiteren Mauern; wobey er freylich zugleich den Gedanken haben mochte, sie zu einem bedeutenden Stützpunkte des königlichen Ansehens zu erheben, und so gemeinsame Unternehmungen zu erleichtern.

Nicht in der Größe und Volksmenge allein von Paris

liegt übrigens das verderbliche Verhältniß, was es allerdings zu ganz Frankreich hat, sondern mehr noch darin, daß das Hauptsächliche und Bestimmende alles Wirkens und Wissens für das ganze Land in ihm vereinigt wurde, und daß solch eine Vereinigung in ihm möglich war.

Durch sie erhielt Paris seine furchtbare Gewalt über die öffentliche Meinung; eine Gewalt, immer von sehr zweydeutigem Werthe, nicht selten fördernder für das Schlechte, als für das Gute.

Wenn der Verfasser, von der Geschichte früherer und neuer Zeit unterstützt, behauptet, alle großen Hauptstädte Europens seyen demokratischer Natur, so lassen sich die äußeren Gründe für diese Behauptung leicht auffinden. Ich muß aber hier eines inneren Grundes für dieselbe gedenken, der auf Paris vorzugsweise, und am entschiedensten in der letzten Zeit, anzuwenden scheint.

Demokratische Stimmungen charakterisiren sich unter andern dadurch, daß das Wort, die Meynung, der Augenblick immer eine sehr ausgezeichnete Rolle in ihnen spielen. Dieses ist bey Stimmungen der Abhängigkeit nicht der Fall. In ihnen ist ein ununterbrochener Zusammenhang des Gefühles, der Gedanken, der Pflichten natürlich, welcher in sich selbst Genüge findend und friedlich, dem Worte, der Meynung, dem Augenblicke widersteht. Wo sich allzugroße Massen von Menschen zusammendrängen, ist Unterbrechung jeder Art unvermeidlich, die Eindrücke mehren sich, die Bedürfnisse steigern sich, die sichere Grundlage des Daseyns geht für Viele verloren, es tritt Beweglichkeit statt derselben ein, und ein eitles Stützen auf Menschen und Verhältnisse.

Wenn man mit Recht große Städte Schulen der Unsittlichkeit nennt, so sollte man gleich hinzu setzen, daß die Unsittlichkeit in ihnen vorzüglich aus Uneinfalt entspringe. Diese Uneinfalt macht, ihrer Natur nach dem Augenblick hingegeben, und für Meynungen offen, sie demokratisirt, in dem Sinne wenigstens, wie die französische Revolution das Wort Demokratie brauchte.

In Paris, unmittelbar vor der neuen Weltumwälzung, traf alles dieses mit einer Bildungsepoche zusammen, welche gleichfalls die Demokratie lebhaft begünstigte.

Der monarchische Sinn der Franzosen, welcher unter Ludwig XIV. bis zu einer Art Abgötterey ging, war zu scheinbar und zu leer, auch zu sehr in die Schimmer blos äußeren Glanzes verwebt, als daß er auf die Dauer hätte binden oder befriedigen können; jenes herzliche, innige Gefühl der Anhänglichkeit, welches, ohne mit Schein irgend einer Art zusammenzuhängen, den Deutschen charakterisirt, kennt der Franzose im Durchschnitte nur wenig; während er also äußerlich verehrte, konnte er nicht umhin, der Kluge wenigstens, im Stillen sich selbst zu belächeln. Und nun brach, immer mächtiger, jene schon oft angedeutete falsche Verstandesbildung ein; die Ehrfurcht für das Vorhandene wurde geschwächt, die Einfalt der Empfindung geringgeschätzt, der Faden der Ueberlieferung durchschnitten, so, nothwendig, die Achtung vor jedem ernsteren und geordneten Zusammenhange untergraben, und, an die Stelle ächten Wissens, Scharfsinn und Selbstvertrauen bey dem beweglichsten aller Völker gesetzt. Die Encyklopädie, die in kurzer Zeit hundert ähnliche oberflächliche Werke hervorbrachte, und abgerissene Denkweisen verbreitete, diese Atomistik des menschlichen

Geistes, wie nie zuvor eine gleiche vorhanden gewesen, bezeichnet durch ihre Form und ihren Inhalt diese Zerstückelung des Wissens, des Fühlens und der Gedanken, mehr als alles was man sonst von ihr sagen könnte!

Wie sollte eine so lehrlose und selbstkluge Menge nicht bald kecken Rednern zur Beute werden, und, wie zuvor an Schauspiele eiteln Gepränges, sich nun an Schauspiele des Entsetzens gewöhnen!

Ueber die Vereinigung aller wirkenden Kräfte in Paris ist, in dem ganzen Buche zerstreut, vieles ins Einzelne gehende gesagt. Eine Untersuchung aber, welche wohl hier verdient berührt zu werden, ist, in wieferne das Uebergewicht einer einzigen allverschlingenden Hauptstadt, auch in Gegenständen des Wissens, einen wohlthätigen oder verderblichen Einfluß auf allgemeine Bildung äußere.

Für alles dasjenige, was durch Wetteifer, durch Thätigkeit, durch Sicherheit, Genauigkeit und Bequemlichkeit der Mittel hervorgebracht werden kann, ist ein bedeutender und herrschender Vereinigungspunkt vortheilhaft. So bewährte sich Paris in vielen Zweigen physikalischen Wissens. Für alles dasjenige hingegen, was auf Tiefsinn, innerer Folge oder Eigenthümlichkeit des Geistes beruht, ist er, wo nicht nachtheilig, wenigstens gleichgültig.

Wenn Paris an und für sich nicht zuviel in sich schloß, so schloß es wenigstens in Beziehung auf Frankreich zuviel in sich. Es war wie ein Herz, das kein angemessenes Verhältniß der Größe zu seinem Adersysteme hat. Daher fand sich in Frankreich gerade so wenig allgemeine Bildung, als sich, über ganz Deutschland verbreitet, derselben viel findet. Alles was sich irgendwie auszeichnete, strebte

nach Paris. Dies brachte eine einseitige und eitle Richtung in die Wissenschaft, sie wurde zu schnell social, oder das Sociale übte eine zu große Gewalt über sie aus. Drängte es freylich Träumerey, trübe Ueberspannung und eigensinniges Alleinwirken zurück, so förderte es zugleich eine flache und nüchterne Klarheit, welche die tiefen Probleme nicht selten unter dem Gang und Geben verborgen hielt.

Wirklich kann man sagen, daß die falsche Vollendung, die Durchbildung ohne Ausbildung des Franzosen, wie er gegenwärtig ist, vorzüglich von der ungünstigen Stellung herrühre, welche die Hauptstadt zu dem ganzen Lande genommen. In früheren Epochen des französischen Lebens finden wir viel mehr Eigenthümlichkeit und Freyheit der Cultur. Besonders zieht eine Naivetät lieblicher und rührender Empfindung in ihnen an, von welcher jetzt kaum eine Spur mehr zu sehen ist. Auch Frankreich wird uns einst, wenn es, wie gegenwärtig wir Deutsche, sich mit Enthüllung seiner altvaterländischen Litteratur beschäftigt, sehr lebensvolle Denkmale jener Jahrhunderte zeigen, in welchen eine reiche, gemeinsame Bildung das ganze Abendland verband. Denn die Einförmigkeit der französischen Cultur, und jenes Hauptgebrechen in ihr, daß ihre Grundlage nämlich viel mehr einer Convention als der Natur angehört, gehen beyde nicht weit über das Zeitalter Ludwigs XIV. hinauf, und entschieden hatte Paris sowohl als sein Hof einen ausgezeichneten Einfluß auf beydes. Von solch einem Einflusse mochte jenen Männern ahnden, welche als Privatunternehmung im Stillen die Academie gegründet hatten, und sich nicht eben glücklich schätzten, als man ihnen

Richelieu's Sanction und die aus ihr folgende Abhängigkeit antrug. Seit der Zeit erst bildete sich jene stehende Cultur, welche alle originelle und provinzielle Anmuth in der allgemeinen Zierlichkeit des Franzosen verschlang, und die Bemerkung ist sehr geistreich und bezeichnend, daß das Wort Geschmack allgemein gebraucht, ohne näher bestimmendes Beywort (ein Wort, welches die vorzüglichsten späteren Schriftsteller selbst als das Charakteristische ihrer Litteratur angeben) vor dem Ende des 17ten Jahrhunderts in der französischen Sprache nicht vorkomme.

Daß weder die Revolution noch die durch sie eintretende Kaiserherrschaft an dieser Stellung der Hauptstadt zu dem Lande das Mindeste verändert, sieht man deutlich an der Weise, wie der Kunstkörper in Paris zusammengedrängt wurde. Daher denn auch beyde nur den Ton der französischen Bildung umstimmten, keineswegs aber ihr selbst eine neue Richtung gaben. Der Kunstkörper blieb todt in Frankreich und würde in alle Ewigkeit todt in ihm geblieben seyn; nicht etwa weil der Franzose überhaupt nur geringer Kunstbildung fähig ist, was noch zu entscheiden, sondern weil die Kunst, wie alles, was, sinnlich sittlich zugleich wirkend, die Selbstthätigkeit unseres Geistes tiefer in Anspruch nimmt, nicht als eine Erscheinung ins Leben treten darf, die kömmt und verschwindet, sondern ihm dauernd verknüpft seyn muß. Dies wird aber durch solch eine isolirte Aufhäufung unmöglich gemacht. Wie soll in einem Lande Kunstgefühl verbreitet werden, welches in der gewühlvollen Hauptstadt treffliche Werke zusammenkerkert, allen anderen Städten sie versagt? Da bildet sich Kunstgefühl, wo man vor guten Werken aufwächst, täglichen Umgang mit ihnen pflegt,

Sinn und Geist unbewußt zu ihnen hinanziehen läßt; da fühlt das entschiedene Talent freudig was es ist, und auch das mäßige wird seiner gewahr. Wer von Kindheit an von der Kunst entweder nichts vernommen hat, oder gar Verkehrtes von ihr vernommen, den wird in späteren Jahren der flüchtige Aufenthalt in einem Museum nur schwer eines Besseren belehren, oder in das Wesentliche der Kunstkenntniß, wobey der Sinn ganz eben so viel als der Geist in Anspruch genommen wird, einweihen; der Gefühlsfähige, den aber keine frühere Anschauung dazu vorbereitet, geräth bey ihm in Verwirrung, das Talent, welches zuvor kümmerlich seine eigenen Wege suchen mußte, wird überwältigt, und der Nachahmung oder Manier blos gegeben. Anderer für den Genuß und die Kenntniß der Werke selbst unerläßlicher, oder gar höherer sittlicher Rücksichten zu geschweigen. Auch war in allen für die Kunst wahrhaft reichen und glücklichen Zeiten, in Griechenland, in Deutschland, in Italien eine solche Aufhäufung nicht vorhanden. Der Kunstkörper war bis in kleine Dörfer über das ganze Land vertheilt, lokal, eigenthümlich, in das Leben verwoben, mehr als irgendwie unsere modernen Begriffe fassen können. Wer dann in großen Städten das Beste zu sehen Gelegenheit oder Trieb hatte, fühlte sich ihm nahe, weil er ihm durch Angewöhnung des Guten von Jugend auf bereits zugeführt war.

Es zeigt sich also das große und wohlthätige politische System, mit dem großen und wohlthätigen System menschlicher Bildung Hand in Hand gehend; und wenn ein Mittelpunkt, welcher das Ausgezeichnete jeder Art an sich zieht, also mit Recht den Stoß erster allgemeiner Wirkung giebt, und jede wesentliche Wirkung letztlich in

sich aufnimmt, für ein großes Land nothwendig und segensvoll ist, so kann dieses doch nur unter der Bedingung gelten, daß der Lebens Aus- und Einfluß zwischen ihm und dem was nach seinem Umfange liegt, ununterbrochen und thätig offen gehalten werde.

5) Allem, was einen tiefen, schwer zu tilgenden, allgemeinen Eindruck auf die Menge macht, liegt, mit wie vielem Irrthume es auch verbunden seyn mag, etwas Großes und Wahres zu Grunde. Einen solchen großen und wahren Grund kann man den Ideen der französischen Republik nicht absprechen, wie hätte sie ohne ihn alle Geister bewegt?

Er ist: daß die Individualität des Menschen, selbstbewußter, selbstständiger, selbstthätiger solle ausgebildet werden, als zuvor der Fall war.

Unstreitig wird hierdurch eines der tiefsten, ja das allertiefste Bedürfniß angeregt, welches Jeder in seinem Inneren trägt; unstreitig ist dieses ein sehr edler Trieb, und nicht Er, sondern nur das an ihm ist zu tadeln, wenn er auf verkehrte Weise sucht, sich zu befriedigen.

In ruhigen Tagen einer bestehenden Welt fühlt Jeder sich leicht getragen, weil das Ganze ihn trägt. Wo das Ganze sich verwirret, wird Jeder auf sich selbst zurückgeworfen, gezwungen, eignere Kräfte, eignere Thätigkeit zu entwickeln, zu zweifeln, sich Rechenschaft zu geben, und das was im Allgemeinen zu Grunde geht, wo nicht neu aufzubauen, für sich persönlich wenigstens aufrecht zu erhalten. Man sollte denken, das werde dem Menschen sehr beschwerlich seyn; es ist es auch in der Wirklichkeit, und Wenige vermögen es; aber in der Hoffnung lockt es

Jeden an, weil der menschliche Geist für Selbstbewußtseyn, Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit, als für sein wahres Lebensziel, eigentlich geschaffen, und weil ihm so jeder Ruf dazu willkommen ist.

Ich habe oben bereits der beyden entgegengesetzten Denkweisen erwähnt (Erste Abhandl. Anmerk. 2.), in welchen das sittliche Leben der Menschheit sich zu bewegen bestimmt ist. Sie finden auch für das Leben des Einzelnen ihre Anwendung.

Wahre, vollkommene Ausbildung kann nicht ohne ein Zwiefaches bestehen. Der menschliche Geist muß aufnehmen, empfangen, überliefert erhalten; eben so sehr aber muß er auch das Aufgenommene, Empfangene, Ueberlieferte sich aneignen, in seinem Zusammenhange, in seinen Gründen durchschauen, mit seiner Erkenntniß ausgleichen. Durch das Letzte erst wird er selber vollendet, fähig, das Erste sowohl auf die richtige Weise zu thun, als auch in dem ganzen Umfange seines Werthes zu schätzen.

Die Ideen der französischen Republik und alles, was aus ihnen herfließt oder mit ihnen zusammenhängt, regten dieses Letzte sehr lebhaft an, ließen aber das Erste außer Acht. Daher kömmt es, daß sie, in ihrer ersten Erscheinung so hinreißend, (auch in Deutschland blieben nur Menschen dreyerley Art von ihnen unfortgerissen; die Geistesträgen, welche sich in nichts um das Bessere bekümmern; die, welche sich einer bedeutenden Geistes- und Charakterbildung zugleich zu erfreuen hatten, und die, welchen die Religion Kunde einer höheren Freyheit gegeben) in den Wirkungen, die sie hervorgebracht, so nichtig, ja sich selbst so widersprechend waren. Die Worte Freyheit, Gleichheit, Menschenrecht entzückten die

Welt! Es schienen dieses Güter geworden, die vor Jedem ausgebreitet lägen, er dürfe nur zugreifen. Man vergaß, welche Tugenden, welche Kämpfe und Entsagungen erfordert werden, um so viel besagenden Worten ihren köstlichen Gehalt abzugewinnen.

Inzwischen würde unrecht seyn, weil sie falsch, ja frevelhaft verstanden und angewandt worden, das Große und Gute zu verkennen, worauf sie deuten. Es würde wahnsinnig seyn, den Menschen, weil er mit dem Einen Elemente seines Wesens allein auszukommen versuchte, und dabey schlecht fuhr, nun auf das Andere allein zurückzudrängen, damit er noch einmal schlecht fahre. Vielmehr ist die große Aufgabe der Gegenwart, diese beyden Elemente neu, inniger als zuvor geschehen, mit einander zu verbinden. Macht man mit Recht das Element der Ueberlieferung und des Empfangens in seiner ganzen Unentbehrlichkeit fühlbar, so hat man dagegen auch das Element freyer Aneignung des Ueberlieferten und Empfangenen in seinem ganzen Umfange anzuerkennen, ja selbst keine der wesentlichen Kräfte aus ihm auszuscheiden, welche die letzte, einseitige Anwendung desselben in ihm entwickelt hat. Denn der Einzelne so wenig als ganze Völker irren fruchtlos, niemals wenigstens ohne ihre Schuld; der Kluge und Gute zieht aus jedem noch so verderblichen Irrthume heilbringende Folgen.

6) Der Verfasser charakterisirt die Wirkung der Geistlichen auf dem Lande sehr schön, wenn er sagt, sie seyen berufen, den König ihren Gemeinden fühlbar zu machen, die vorhandene Cultur aufrecht zu erhalten, Sitten und den

Geist der Unterwerfung, welcher nicht Sklavengeist ist, wieder herzustellen.

Das Gesetz an sich kann nur gebieten, und die Uebertretung seines Gebotes bestrafen. Soll ihm der Wille gewonnen werden, so muß dieses durch eine liebevolle Deutung geschehen, die außer ihm liegt. Sie liegt in der Religion, und ihrer Verbindung mit dem Staate. Das unweiseste und selbstzerstörendste Unternehmen der französischen Revolution war, diese segensvolle Verbindung aufzuheben.

Auf dem Vermögen der Ehrerbietung, wie ich es oben genannt habe, und auf dessen Pflege, beruht der friedliche, dauernde Zustand der Gesellschaft. Wird dieses Vermögen zernichtet, so tritt Unfriede und Zerstörung desselben ein.

Die geordnete Ausbildung dieses Vermögens nennen wir Frömmigkeit. Wenn vorzugsweise durch dieses Vermögen der Mensch zu der Gottheit emporgehoben wird, wenn mit der Fähigkeit zu verehren die Fähigkeit zur Religion erst in ihm eintritt, so beruht die Kraft, welche die Religion hat, Staat und Gesetz zu heiligen, auf eben diesem Vermögen.

Mit Nährung und Belebung dieses Vermögens beschäftigt sich daher aller Gottesdienst. Der äußere Gottesdienst deutet entweder durch symbolische Handlungen auf seinen Gegenstand, oder er knüpft die bedeutendsten Ereignisse des Lebens an es an, ordnet sie so und heiliget sie.

Der äußere Gottesdienst, dessen Erhaltung und Achtung, ist demnach eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staates. Er ist, in sofern er die rechten Symbole auf würdige Weise handhabt, in soferne er alle öffentlichen

und besonderen Ereignisse des Lebens, mit dem Vermögen der Ehrerbietung im Menschen, (dessen höchsten Gegenstand seine Symbole einschließen) in ununterbrochenem Einklange hält, das festeste und edelste Band der Gesellschaft.

Wie sehr dieses Vermögen der Ehrerbietung gegenwärtig in Frankreich verlohren sey, macht schaudern. Schon bey den Männern, deren Schriften die französische Revolution so schnell herbeygezogen, bey Voltaire, Diderot, mangelt es, neben sonst großen Fähigkeiten, gänzlich. Rousseau besaß zwar davon, aber es hatte in ihm eine verkehrte Richtung genommen. Nur durch seine gänzliche Zernichtung wurde der so rasche Umsturz der Altäre in Frankreich, und der Uebergang zu einer sinnlosen Vernunftanbetung möglich. Diese an sich konnte nie lange dauern, aber, ehe sie eintrat, hatte sie bereits alle die schönen Einrichtungen aufgehoben, die sonst das Leben mit einem höheren Leben in Verbindung gehalten, die Erde dem Himmel verknüpft hatten.

Oberflächlich betrachtet scheint freylich sehr gleichgültig, ob die Führung der Tauf-, der Ehe-, der Begräbnißlisten in den Händen der Priester liege oder nicht. Aber es ist nicht ganz so gleichgültig, wie es scheint; in einem Lande wie Frankreich besonders, in welchem alle Mittel sorgfältig zu ergreifen sind, die dienen können, bürgerlichen Ereignissen den verlohrenen Charakter höherer Weihe wieder zu geben. Man denke, wie Viele dort seit den letzten zwanzig Jahren das Leben begrüßt haben, ohne dem Schutze desjenigen anempfohlen worden zu seyn, der allein sicher durch dieses Leben leitet; man denke, wie viele Ehen geschlossen wurden, ohne daß man zu dem Segen der

Liebe den Segen des Himmels nöthig glaubte; wie Viele in Unmuth und Besinnungslosigkeit starben, ohne noch in dem letzten Augenblicke einen höheren Trost zu begehren oder zu erhalten; man erwäge zu dem allem, daß eine Polizey zwar gebieten kann, keiner gesetzwidrigen Unordnung in dem Verlaufe bürgerlicher Ereignisse Raum zu gestatten; daß sie aber nicht im Stande ist, Liebe und Anhänglichkeit zu bürgerlicher Ordnung zu erwecken, den Willen für sie zu gewinnen, fromme, gute, getreue Bürger zu bilden.

Der Verfasser hat daher sehr recht, wenn er als unerläßliches Mittel, zur wahren Ordnung der Dinge zurückzukehren, die Aufhebung aller revolutionären Verwaltungsformen nennt.

Den Zustand in manchen Provinzen Frankreichs, hinsichtlich der nothdürftigsten Ausübung des Cultus, näher und durch eine Thatsache zu bezeichnen, theile ich hier eine Stelle aus einem Briefe des Verfassers mit, welchen er am 22. Februar 1815, als damaliger Präfekt des Departements de la Nièvre, an den Minister Staats-Secretair des Inneren schrieb.

Er sagt: „Ich brauche für mein Departement zwey hundert und vierzig Priester; es fehlen mir über hundert. Gemeinden von zwölf bis dreyzehn hundert Seelen haben nun seit sechs bis sieben Jahren gar keinen Gottesdienst. Die Sitten nähern sich dort der Barbarey. Die Zahl der Findelkinder nimmt so zu, daß schlechtweg keine Hülfe mehr möglich ist sie zu erziehen; die kleinen Bastarde laufen nackt durch die Dörfer, die Prozesse vervielfältigen sich ins Unendliche. Was unvermeidlich bey solcher Unordnung, alle Dörfer haben ihre angesessenen Hexen und Hexen-

meister; denn der Aberglaube folgt immer dicht der Unwissenheit hinterdrein, und die Religion, welcher man Schuld giebt, den Aberglauben zu erzeugen, ist vielmehr sein größtes und einziges Gegengewicht."

7) Es ist hier so entschieden gesagt, und man hört so oft in unseren Tagen: zum Alten, Guten, zu den Einrichtungen welche lange gedauert, müsse man mit Festigkeit und Einfalt zurückleiten! Dieses setzt die Beantwortung der Frage voraus, was denn das Alte, Gute, was das Wesentliche der Einrichtungen sey, welche eine lange Dauer gewähret?

Immer liegt, seiner Natur nach, dieses Wesentliche, Gute im Vergangenen. Immer ist es, in jedem besonderen Falle, auf eigenthümliche Verhältnisse des Bodens, des Klima's, des Völkerstammes, der politischen Lage, der angestammten Verfassung und Religion gegründet; immer wird es, in Augenblicken bedeutender Veränderung zu Zweifel und entgegengesetzter Gesinnung Veranlassung geben; immer wird und überall verderblich seyn, es entweder als etwas Allgemeines zu behandeln, oder in ihm den geschichtlichen Faden zu zerreißen, welcher das Zukünftige mit dem Vergangenen verknüpft.

Das Alte, das Gewesene selbst, läßt sich nie wiederherstellen. Die Geschichte zeigt uns eine Kette ununterbrochener Verwandlungen, immer neuer Zustände und Bedingungen. Daß sie aber auch wirkliche Verwandlungen zeige, das macht das Wesentliche ihres Inhaltes aus. Sie knüpft nicht Verschiedenes zufallsweise zusammen; sie läßt Eines stätig aus dem Anderen entspringen.

Darnach läßt sich jene obige Frage entscheiden; es

läßt sich begreifen, wie man zu einem Alten zurückkehren könne, welches zugleich nicht mehr das Alte ist.

Alle wahre Gesetzgebung ist symbolisch: d. h. sie spricht im Besonderen, Aeußeren, das Allgemeine, Innere des Menschen, das Bedürfniß seines Daseyns selber aus. Diejenige Gesetzgebung ist die vollkommenste, welche das Bedürfniß des Menschen am klarsten erkennt, ihm am genauesten entspricht. So wie nun der Mensch selbst in seinem Inneren nicht ein Anderer wird, sondern nur das, was den Grund seines Daseyns ausmacht, unter veränderten Bedingungen entfaltet, so darf auch eine Gesetzgebung nie gewaltsam anders werden, so muß auch sie sich stätig entfalten, dem Leben derjenigen gemäs, für welche sie angeordnet ist. Sie muß, (um eine Vollkommenheit an ihr zu bezeichnen, welche sie in der Wirklichkeit freylich niemals erlangen kann), wie die Natur in ihren Erscheinungen thut, in jedem Augenblicke ihres Daseyns an das Vergangene erinnern, im Gegenwärtigen sich zweckmäßig erweisen, auf das Zukünftige hinüber deuten.

In diesem Sinne sagt man mit Recht, eine Zeit, in welcher der Faden des Vorhandenen zerschnitten worden, deren Gegenwart sich von ihrer Wurzel losgerissen, müsse zum wesentlichen Alten nothwendig zurückkehren. Nicht zu dieser oder jener besonderen Gestalt und Erscheinung desselben, zu dem vielmehr, was allen seinen besonderen Gestalten und Erscheinungen unerläßlich zu Grunde liegt. Man sagt nicht: der, der Mann geworden, soll sich aufs neue in die Jahre der Kindheit begeben; wiewohl die Lehre von dem Mann geworden seyn, auf Völker angewandt, selten etwas anders als eine schmeichelhafte Wendung für die Zeitgenossen desjenigen ist, welcher sie

anwendet; sondern man sagt: die Reife des Mannes kann nichts anders als Entwicklung der Neigungen, Kräfte und Triebe seyn, die er als Kind bereits keimend in sich getragen.

8) Wie wahrhaft stark man sey, in dem was man glaubt; wie schwach man dagegen sey, in dem was man blos scheint, haben unsere Tage voll Wunder zur Genüge gelehrt. —

Der Begriff von Souverainetät des Volkes, in der Ausdehnung, in welcher die französische Revolution ihn annahm, ist früher in der Geschichte nirgends zu finden. Man hat ihn, ohne nähere Untersuchung, als ursprüngliche und wahre Form, der gesellschaftlichen Einrichtung dargestellt. In wieferne die Natur und der menschliche Geist für oder wider diese Behauptung spreche, wie sich eigentlich die Geschichte zu ihr verhalte, ist eine zu schwierige und verwickelte Aufgabe, als daß sie hier gründlich könnte gelöst werden.

Die für uns Deutsche vorzüglich beachtenswürdige Erscheinung einer Volkssouverainetät ist diejenige, welche sich in den ältesten Einrichtungen unserer väterlichen Verfassung vorfindet. Sie ist mit dem, was die neuere Zeit so benannt hat, in beynahe nichts zu vergleichen. Die drey hauptsächlichen Punkte, durch welche sie sich von ihm unterscheidet, sind folgende:

Erstens: Unsere Väter glaubten keineswegs, das Volk seyen die ursprünglichen Gründer ihrer Gesetze; vielmehr hielten sie die Gründung derselben in heiliges Dunkel gehüllt und leiteten sie entweder unmittelbar von der Gottheit, oder von einem mit der Gottheit wundersam verbun-

denen und zu ihr erhobenen Helden ab; das Volk also gab nicht bey ihnen die Gesetze, sondern es wachte über die gegebenen, und nahm bey etwa eintretender nothwendiger Veränderung derselben Einsicht, daß diese nicht leichtsinnig, zwecklos oder gar zu seinem Schaden vollzogen werde.

Zweytens: wenn die höchste Entscheidung unter ihnen, bis auf wenige Ausnahmen, allerdings bey dem Volke war, so war theils die Majestät des gesammten Volkes bey ihnen mit der Majestät der Gottheit sehr innig verbunden; der Priester stand der Versammlung vor, der Priester konnte, wahrscheinlich auf ein Götterzeichen, sie vertagen; theils war sehr genau bestimmt, wer denn zu der Gesammtheit des Volkes gehöre, und die ursprüngliche Standeseinrichtung war nirgends in ihr verletzt.

Drittens: die Sitten, Neigungen, Ansichten der frühen deutschen Stämme waren von so unglaublicher Einfalt, so ruhig in sich abgeschlossen, von Fremdem so undurchkreuzt, daß sie mit unserer, immer in Erinnerung, Halberfahrung und Nachahmungslust befangenen Denkweise kaum mehr irgend etwas gemein haben.

Der schon oben flüchtig erwähnte Irrthum, welcher in Frankreich der Schreckenszeit voranging, und so viel Unheil nach sich zog, nämlich, daß die Menge das Volk sey, (mit ihm aber ist der revolutionäre Begriff von Volkssouverainetät verschmolzen), war wohl nirgends weniger einheimisch als in dem alten Deutschland. Nur die durch gemeinsame Bedürfnisse, Triebe, Gesetze, Sitten, durch gemeinsame Religion und Sprache, durch gemeinsame Einrichtungen verbundene Menge kann Volk genannt werden. Will daher ein Volk sich versammeln, so kann das nie heißen, es wolle als Menge überhaupt

zusammentreten, sondern als eine geordnete, in ihren Bedürfnissen, Gesetzen, Sitten, ihrer Religion und ihren sonstigen Einrichtungen gebührend vertretene Menge.

Je einfacher, je mehr auf sich selbst beruhend, je mehr von Fremdem unberührt ein Volk ist, um so einfacher kann auch die Weise seyn, auf welche seine Interessen in ihm vertreten werden; je mehr von diesem allem das Gegentheil, um so wichtiger wird ihm eine geordnete, in allen ihren Richtungen genau begränzte Verfassung.

Daß eine in ihren Bedürfnissen verworrene, aller ihrer Einrichtungen beraubte Menge sich souverain nenne; sich Gesetze gebe, oder vielmehr das Gesetz nenne, wenn sie, was ihrer Willkühr entgegensteht, aufhebt; daß sie behaupte, sie könne einsetzend und entsetzend, den, welcher ihren augenblicklichen Lüsten am meisten schmeichelt, zum jedesmaligen Ausleger ihres Willens erheben; — dieses alles haben wir zwar erlebt, aber es hängt in nichts mit jener alten, ehrwürdigen, auf Religion, Zucht und Gesetz beruhenden wahren Volkssouverainetät zusammen.

Alle Weisen und Dichter des Alterthumes, alle Lehrer kraftvoller und großer Zeiten, legen den Königen eine von den Göttern verliehene, über das Gemeine erhabene, Macht, Würde und Anmuth bey. Die ächte Gewalt des Volkes widerspricht diesem nicht.

Wenn die Grundsätze der französischen Revolution lehren, die Gewalt und Souverainetät sey durchaus bey dem Volke, es könne sie nie gänzlich abtreten, sondern seinen Herrschern nur vertragsweise verleihen; so ist dieses nur eine Folge jener gänzlichen Lossagung von aller höheren Abhängigkeit, welche überhaupt die französische Revolution auszeichnet.

Das Christenthum, von den Zeiten Christi und der Apostel an, lehrte göttliche Einsetzung der Obrigkeit. Es lehrte zugleich jene erhabene Scheidung, durch welche, selbst wenn der Mensch, der mit der Würde bekleidet ist, sich entwürdigt, der Würde unwandelbar ihr Recht bleibt. Es konnte dieses mit zuvor nie gekannter Klarheit, weil es, wenn es alle thätigen und wirkenden Kräfte, die den Bestand dieser Welt gründen, anerkennt und liebt, doch auch jene verborgenen Kräfte nicht aus den Augen läßt, welche uns durch Dulden und Entsagen einer höheren Welt entgegenleiten.

Die Verwandlungen, welche der Begriff der Majestät, von den frühesten christlichen Zeiten an bis in das dreyzehnte Jahrhundert, durchgegangen ist, sind sehr lehrreich, mit dem christlichen Glauben sowohl, als auch mit den weltgeschichtlichen Ansichten der christlichen Väter aufs innigste verbunden.

Allerdings würde das, was man gegenwärtig in Frankreich Volkssouverainetät nennt, auf den heiligen Ludwig einen Eindruck des Entsetzens gemacht haben. Er glaubte fest, seine königliche Gewalt von Gott erhalten zu haben, um sie gewissenhaft zum Heile seines Volkes zu verwenden. Schon im Jahre 1802, als der Schwindel der Volkssouverainetät in Frankreich eben nachzulassen begann, schrieb der Verfasser damals an den ersten Consul: Das Ansehen derer welche herrschen, derer welche die Gesetze geben und über Ausübung der gegebenen wachen, kann nur in soferne möglich und in dem Willen der Völker gegründet seyn, als die Religion bey ihnen in höchstem Ansehen steht. Seitdem die neueren Politiker als Grundsatz feststellten, die Regierungen seyen den Völkern

unterworfen, und die Gewalt gehe vom Volke aus, sah man die Salbung als eine kindische Feyerlichkeit an, welche den Verständigen nur zum Spotte dienen könne. Da konnte sie denen, welche herrschten, ihr Ansehen nicht mehr befestigen, denn es war ausgemacht: nicht die Gottheit sey es, welche die Kronen verleihe.

9) Wenn der französischen Revolution nichts widerstand, so war der ganz vorzügliche Grund davon, weil ihr gelungen war, ihre Zernichtung, Erbauung zu nennen. Die unermeßliche Gewalt, die man ihr, am meisten aus der Ferne, zuschrieb, beruhte nicht auf dem was sie leistete, sondern auf den Hoffnungen die sie erweckte, auf den Anregungen die sie gab, auf der Unzufriedenheit, die mit ihr eintrat. Sie brachte wenig Dauernd-Vortreffliches hervor, aber sie setzte wie Wassers- wie Feuersnoth, wie jeder augenblicklich den Menschen betreffende Unfall, Alles in Thätigkeit und Spannung.

Wie bey uns in Deutschland, so auch in Frankreich, widerstanden ihr gleich anfänglich alle diejenigen, welche, sey es durch religiöse oder sonstige menschliche Anhänglichkeit in frohem Besitze, sich nicht durch ein ungewisses Zukünftige über die sichere und geliebte Gegenwart wollten irren lassen. Wer aus einer innigen und rührenden Schilderung diesen Kampf der Liebe zum Vorhandenen, gegen das hereinbrechende Neue und Unbekannte sich vergegenwärtigen will, lese die Memoires de Madame la Marquise de la Roche Jacquelin. Paris 1815. Auch in ihnen lernt man beklagen, was man so häufig in der Welt beklagen muß: daß mit dem Rechten meist Arglosigkeit und Inconsequenz, mit dem Schlechten dagegen Arglist

und ausdauerndste Consequenz verbunden ist, daß dadurch jenes zu Grunde geht, dieses, für eine Weile wenigstens, den Sieg behauptet.

10) Weise Führung eines Staates wird vornehmlich dadurch bewirkt, daß man auf dem Vorhandenen und Erprobten mit Festigkeit beharret. Doch muß diese Festigkeit mit Einsicht gepaaret seyn, denn Festigkeit ohne Einsicht erzeugt Erstarrung und Spaltung.

Unter die Gaben eines großen Staatsmannes gehört zu diesem Beharren, Voraussicht dessen, was nothwendig kommen wird; ruhiges Vorbeugen, wo es Nachtheil droht, sanftes und verständiges Aufnehmen, wo es nützlich oder unvermeidlich scheint. Das Unvermeidliche aber, ist, wenn man es nur klug und treu zu leiten versteht, immer nützlich.

Wenn dieses zwar auch von Verwaltungs- und Regierungsformen gilt, insoferne sie einer Veränderung fähig sind, so gilt es doch vorzüglich von öffentlichen Lehren und Grundsätzen. Daß Ludwig XIV. hinsichtlich dieser ein löbliches Beharren auf dem Erprobten und Vorhandenen bewiesen habe, ist unläugbar; ob er aber das nothwendig Kommende vorauszusehen, ihm vorzubeugen, oder die richtige Gränze seiner Aufnahme zu ziehen verstanden habe, wird billig in Zweifel gezogen, vielmehr ist er in seinem ungerechten und wilden Verfahren von jedem Gutdenkenden bitter zu tadeln.

Gewöhnlich ist, daß Menschen, welche durch Ansichten geschieden werden, sich trennen; wenn sie leidenschaftlich sind, sich hassen. Doch ist edler an demjenigen zu halten was verbindet, als das ins Auge fassen, was trennt.

Man sollte nur von dem sich trennen, was mit Bewußtseyn, gegen besseres Wissen und Gewissen, das Schlechte will; dessen aber ist Gottlob wenig auf Erden.

Was sich durch Ansicht, durch Erkenntniß von uns scheidet, sollte uns nicht zur Trennung bewegen. Es sollte uns vielmehr aufmerksam machen; es sollte uns bewegen, tiefer in uns selber zu dringen, das uns Angehörige, Eigene genauer zu durchforschen, das uns Entgegengesetzte gleichfalls mit Klarheit und Einfalt zu betrachten. Was hilft es, sich irrige Vorstellungen machen, und auf diesen Vorstellungen mit Hartnäckigkeit und Vorurtheil zu beharren. So weit das Reich der Erkenntniß geht, sind Klarheit und Einsicht die alleinigen Richter; Neigung und Abneigung, welche verworrener Empfindung angehören, sollten in ihm nicht statt finden.

Wo sich Ansichten scheiden, wenigstens in dem Augenblicke sich bereitender Scheidung, liegt der Grund derselben nie anderswo, als in einem wesentlichen Gebrechen oder einer zufälligen Verunstaltung des Vorhandenen. Am häufigsten wird das Vorhandene zu enge begriffen, zu ängstlich gedeutet; was sich ihm entgegenstellt, aber ihm fremder geglaubt, als es in Wahrheit ist. Hätte man den edlen Muth, das Wahre und allein das Wahre, ohne unlautere Rücksicht, zu wollen; hätte man die Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit, dieses Wahre auch alsdann anzuerkennen, wenn es Unbequemlichkeit bringt oder Aufopferung kostet; hätte man die reine Neigung, in allem und durch alles sich zu bessern und zu vervollkommnen: man würde allen Scheidungen vorbeugen; ja man würde nicht einmal einer entgegengesetzten Ansicht sich zu verschließen haben, weil jede, nur mit Ruhe und gutem Willen ge-

gefaßt, die Erkenntniß steigert und so die Wahrheit befestigt.

Im Politischen, wie im Religiösen, was ja dem politischen überall zu Grunde liegt, oder doch enge verbunden ist, hat sich diese Wahrheit öfters bewährt, und wird sich fortan bewähren. Man hätte der Welt viel Jammer ersparen können, wenn man redlich und edel hätte seyn wollen. Statt dieses zu seyn, statt diese letztlich nie fehlende Waffe zu führen, verschließt man sich meist jeder gerechten Forderung, entwickelt so Haß, durch den Haß Unverstand, durch beyde Partheywuth.

Grundsätze und Lehren liegen dem Leben der Einzelnen, so wie der Staaten immer zu Grunde. Sollen sie Beyde durchdringen, so müssen sie frühe und kräftig eingeprägt werden. Man spricht wohl aus, man solle mit Individuen und Völkern ohne Methode verfahren; man solle sie ohne Lehren und Grundsätze eigener Entwickelung überlassen. In der That aber geschieht dieses nirgends. Gäbe man sich der seltsamen Methode hin, keine Methode zu haben, so würde man gewiß nichts dadurch hervorbringen als ein negatives Verhalten gegen alles wahrhaft Positive und Tüchtige, ein unkräftiges und unwirksames Schwanken und Vereinzeltstehen, das, weit entfernt Freyheit und Eigenthümlichkeit zu begründen, vielmehr dem Zwange und dem Wahne leichtes Spiel gegen Beyde gäbe.

Der Wunsch, anerkannt gute Lehren und Grundsätze möglichst verbreitet zu sehen, sie als Grundlage des Lebens und Staates zu erhalten, das was ihnen widerspricht möglichst auszuschließen, ist löblich und natürlich. In früheren Zeiten minder schwankender Gesinnung war er

ganz allgemein, es lag ihm eine andere Ansicht des Staates, als die gegenwärtig gewöhnliche, zu Grunde. Man betrachtete damals den Staat nicht so in sich beschlossen, nicht so auf blos bürgerliche Zwecke beschränkt, und mit dem Religiösen und Sittlichen außer Verbindung, wie wohl jetzt zu geschehen pflegt; man betrachtete ihn vielmehr als das Gerüste, nothwendig um ein heiteres, gerechtes, sittliches, religiöses Leben zu erbauen. Den positiven Charakter, welchen ihm unsere Staatslehrer geben, legte man damals höherer Lehre bey, und glaubte, eine der wesentlichsten Wirkungen des Staates sey, diese Lehre aufrecht zu erhalten, durch seine Einrichtungen sowohl sie zu unterstützen, als das ihr Entgegnende zu entfernen.

Der Vorwurf, den man jener früheren Zeit machen kann, ist nicht, daß sie an ihren Lehren und Grundsätzen mit Liebe gehangen, sie fest gehalten, sie zu verbreiten gesucht: dieses gereicht ihr vielmehr zum Lobe; es ist, daß sie auf irriger Anwendung dieser Lehre allzuhartnäckig beharrt, daß sie zu ausschließend gegen das ihr Entgegnende, oft nur Entgegenscheinende verfahren, oder auch hier und da es gewaltsam zu verdrängen, die eigene Lehre, gewaltsam zu gründen gesucht. Dieses Letztere ist besonders zu tadeln. Es ist thöricht und verabscheuungswürdig zugleich, das, was nur durch Läuterung der Erkenntniß und Gewinnung des Willens kann bewirkt werden, durch Gewalt einpflanzen zu wollen, ein unwiderlegliches Zeugniß der Rohheit in Charakter und Sitte.

Haben sich in einem Volke verschiedene Lehren und Grundsätze entwickelt, und Bestand gefaßt, so hat der weise Führer des Staates, zwar sie in allem demjenigen, worin sie sich wesentlich unterscheiden, unberührt bestehen

zu lassen, (denn jeder, auch der leiseste Eingriff in Freyheit und Gewissen ist schädlich) eben so sehr aber hat er darüber zu wachen, daß in allem demjenigen, was nicht zum Wesentlichen ihrer Unterscheidung gehört, unter den Bekennern der einen wie der anderen Lehre keine Verschiedenheit gestattet werde. So allein kann man den Wetteifer des Wahren befördern, und eine zukünftige Vereinigung, immer das Wünschenswürdigste was sich ereignen kann, vorbereiten. So allein kann man sich wahrer Duldung rühmen, die gleich entfernt von herbem Ausschlusse und schnöder Gleichgültigkeit, das wahre Wohl für alle fördert, und nicht dadurch sich stark zu machen wähnt, daß sie das ihr Entgegengesetzte unterdrückt, und in seinem Emporstreben zum Guten gewissenlos hindert.

11) Die französische Revolution, so wie sie in den Träumen ihrer Urheber lebte, (man erinnere sich nur, was alles die Deisten, Oekonomisten, Physiokraten und Theophilantropen geträumt), ist niemals zu Stande gekommen. Sie wurde in ihrem Laufe gewaltsam angehalten, wie überall, wo Wahn erst die Wege gebahnt, Macht eintritt.

Die Träume dieser Männer hätten auch niemals können zu Stande gebracht werden. Ihre Ansichten beruhten auf den unrichtigsten, mit der Natur des Menschen und seinen Bedürfnissen durchaus unverträglichen, mit jeder geselligen Einrichtung in Widerspruch stehenden Grundlagen.

Wenn in der Revolution die bestehenden Formen, Ordnungen und Verhältnisse so rasch umgestürzt wurden, so geschah dieses später aus Noth, weil man nicht mehr zurück konnte und vorwärts zu gehen gezwungen war;

früher, weil man darin das zweckmäßigste Mittel sah, weiter greifende Absichten durchzuführen, und nichts umzustoßen scheute, was diesen entgegenstand. Daß indeß dieser Umsturz erfolgen konnte, lag in einer irrigen Wendung des Geistes, einer falschen Denkweise über Naturgemäßes und Conventionelles, einem thörichten Enthusiasm das Conventionelle umzustoßen, damit man in der dann von selbst eintretenden Natur sogleich frey und heiter aufathme.

Wie gerne wendet man das Auge von dieser allzerstörenden Zeit, zu jener besseren Zeit hinüber, in welcher das Gebäude unsrer Staaten gegründet, dem Leben Gestalt und Sicherheit erworben wurde. Freylich muß man die Nebelatmosphäre durchbrechen, mit welcher modische Geister uns umhüllt, und jene Jahrhunderte ungekannten Verdienstes (Johannes v. Müller) uns getrübt haben. In ihnen strebt alles zu einem angemessenen, freyen, geordneten Zustande. Man ehrt nicht in ihnen, wie einige übertriebene Liebhaber thun, und einige Spötter wähnen, das vollkommen erreichte Ziel, wenn schon viel Köstliches bereits erreicht war; aber man preist in ihnen, und niemals genug, die ernste, würdige Richtung, das klare Verstehen des Bedürfnisses, die Treue und Einfalt der Ausführung.

Der Zerstörungsschwindel erscheint, wenn man von dieser Zeit zu ihm herüberkömmt, in seiner ganzen Albernheit; man riß das Erbaute nieder, entweder um ohne Dach und Fach sicherer und bequemer zu leben, oder um sogleich wieder neu aufzubauen; diesmal aber wie es seyn sollte, nämlich durchaus ohne Plan, Zweck und Erfahrung.

Eine der unwürdigsten und unverständigsten Epochen

der revolutionären Zeit ist diejenige, in welcher ohne Gründung auf höheres Ansehen und ohne Verhältniß irgend einer Art, ohne Adel, ohne eine körperbildende Geistlichkeit, ohne gesetzmäßige Volksrepräsentation, (denn die Wahl der Volksrepräsentanten lag in den Händen einer Faction) einer in allen ihren Einrichtungen aufgelösten, rastlos hin- und herwogenden Menge, das Schattenbild königlicher Macht und Würde gegenüber gestellt war.

Was wir in der Natur sehen, daß reichere und höher entwickelte Organisationen ihre Grundbildung mit den niederen zwar gemein haben, während sie jedoch reicher und höher in ihnen entwickelt ist; dies findet auch in der Anordnung der menschlichen Gesellschaft statt. Gewisse Grundverhältnisse, gewisse Gegensätze die sich fordern, und deren einer nicht ohne den andern bestehen kann, sind überall und ursprünglich in ihr vorhanden. Entwickelt sich ein Staat höher, so werden diese Grundverhältnisse bestimmter ausgebildet und klarer auseinandergesetzt. Sie zu kennen und genau zu berücksichtigen, ist für die Staatskunst und für die Betrachtung der Geschichte gleich unerläßlich.

Das Verderblichste für einen Staat oder vielmehr die Zernichtung desselben, weil Aufhebung des wesentlichen Grundverhältnisses der Gesellschaft überhaupt, ist, wenn ohne geordnete Zwischeneinrichtungen, dem Regierenden, sey er Alleinherrscher oder ein aus mehreren Individuen bestehender Körper, gegenüber, sich die Masse befindet, unter sich ungeordnet, aus lauter in Bezug auf den Regierenden vollkommen gleichen Individuen zusammengesetzt. Das Alterthum nannte diese Erscheinung Ochlokratie, Haufenherrschaft, und verabscheute sie. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte sieht sie leicht in jeder freyen Ver-

fassung; gründliche Kenntniß derselben macht sie dagegen beynahe überall verschwinden. Bey der großen Verfassungseinfalt unserer ersten Väter ist insonderheit keine Spur von ihr; und wenn eine Gleichheit der in der Versammlung zählenden Individuen in ihr statt fand, wie sie bey uns nicht statt finden kann, so ist der natürliche Grund davon, daß wir überhaupt ihrer beschränkten Sitte nicht aufs neue fähig werden, und trotz unserer mannichfachen Tugenden, jener Verehrung vor dem Väterlichen und jener geheiligten Redlichkeit, welche sie charakterisirten, uns nicht durchaus rühmen können.

Die französische Revolution, ehe sie die monarchische Form gänzlich verwarf, hatte durch Umsturz aller Einrichtungen, die einer Monarchie wesentlich sind, den König so gestellt, daß entweder Er die Nation unterjochen, oder die Nation das Königthum zernichten mußte. Dieses letzte geschah; aber an seine Stelle trat keine Republik, oder gesetzmäßig bindende Verfassung, sondern eine Despotie. Wenn uns das Leben die Behauptung bewährt hat, daß ein revolutionirendes Volk nothwendig ein eroberndes werde (Montesquieu): so dürfen wir ihr eine zweyte, eben so untrügliche an die Seite stellen; nämlich, daß ein Volk, welches sein eigenes Herkommen und seine eigenen Einrichtungen zernichtet, nothwendig der Gewalt preisgegeben, und entweder durch Anarchie aufgerieben, oder durch Militärdespotism in Zwang gehalten werde.

Wahr und sehr weise sagt Aristoteles, diejenige Verfassung sey die beste, welche in gebührender Abwägung das monarchische, aristokratische und demokratische Element zugleich in sich fasse. In unsere Sprache übersetzt würde dieses heißen, der vollkommene Grundbegriff eines Staates,

sey ohne Oberhaupt monarchischer oder theokratischer Art, Adel und Volk gar nicht zu denken. Die Rechte des französischen Adels waren wiewohl sehr gemildert, allerdings noch drückend, meist zufällig, oder aus Zeiten entstanden, die zu der Gegenwart kein passendes Verhältniß mehr hatten; sie wurden häufig mißbraucht oder unweise gebraucht. Sie neu ordnen, hätte daher wohl räthlich seyn dürfen, aber den Adel, als inwohnenden Theil der Monarchie umstoßen — das durfte man nicht.

Die Untersuchung über das Bestehende unserer Staaten wurde seit Entwicklung der französischen Revolution sehr unbillig geführt, und wird es zuweilen noch in unseren Tagen. Man thut wohl nachzuforschen, was Convenienz, was Zufall in ihnen sey, und von diesem ab auf das Wesentliche hinzulenken: aber über alles Bestehende leichtfertig, als sey es durch Vorurtheil entstanden, hinüber zu sehen, und an seiner Statt eine neue Ordnung aus den Gedanken zu errichten; daran thut man nicht wohl. Eben so wenig, wenn man die Geschichte hinter sich läßt, und, von seinen Ideen eingenommen, letztlich die Naturordnung selbst umstößt. Das geschah am furchtbarsten indem die französische Revolution Freyheit und Gleichheit predigte.

Freyheit und Gleichheit nämlich, in dem Sinne wie die Revolution sie lehrte, oder einem diesem analogen, liegen nicht in der Natur. Man halte mit oberflächlichen Lehrern unserer Tage Macht eines glücklichen Kriegers für das erste Band der Gesellschaft; man leite es aus gemeinsamem Bedürfnisse her, man gründe es auf die sanften Triebe, welche Familien zusammenschließen, oder man glaube es sey Folge und Symbol jenes höheren

Bandes, durch welches der Mensch an die Gottheit geknüpft ist; immer wird die Gesellschaft auf Abhängigkeit und Ungleichheit gegründet erscheinen; immer wird die Freyheit eines Staates nichts anders heißen können, als die nach außen so angeordnete Abhängigkeit, daß die immer nach innen liegende, immer dem Individuum aneignende Freyheit am wenigsten unterbrochen oder beschränkt werde.

In einem monarchisch organisirten Staate muß nothwendig und der Natur der Sache nach Verschiedenheit der Ordnungen und Stände statt finden. Sie so einrichten und leiten, daß nicht ein abgeschlossener, todter Innungsgeist zwischen sie trete, daß sie nicht, statt sich hülfreich zu seyn, gegeneinanderstrebend, statt Umlauf förderndy Umlauf hemmend werden; das ist die große Kunst des Regierenden. Ohne Ordnungen, Stände und Innungen, geht in jedem Staate, in einem monarchischen aber vorzüglich, alles eigentlich wohlthätige Leben verlohren. Theils, weil der Mensch das Bedürfniß hat verbunden zu seyn, und, wo man diese geselligen Körper auflöst, sich zu Gesellschaften neuer Art neigt, die, nicht öffentlich anerkannt, mit dem Ganzen nur dürftig zusammenstimmen; theils weil jene allansteckende Krankheit alsdann unvermeidlich wird, welche die Franzosen vornehm Ideologie nennen. Es wird nämlich schwer gemacht, sich aus dem Wirklichen ins Wirkliche zu bilden. Der edle Charakter, welcher vom Handwerke stammt, ursprünglich werkthätig ist, und ursprünglich aus Bedürfniß erwächst, geht verlohren; die Resultate, welche man gewinnt, sind mehr die des Nachdenkens als die des Wissens und der Erfahrung. Für den Regierenden selber aber kann nichts nach-

theiliger seyn, als wenn ihm unmöglich gemacht wird, gründliche Resultate des Vorhandenen und der Erfahrung zu erhalten.

Wie sollte er diese erhalten ohne zweckmäßig und natürlich gegründete Stände, Einrichtungen und Interessen? Ohne diese kann er nur über eine Heerde willenloser, jeder Bestimmung fähiger Werkzeuge, oder über eine Menge eitler, allbeklügelnder Selbstlinge herrschen. In Frankreich war neben und nach einander, wie es die Umstände mit sich brachten, beydes der Fall.

Man versteht eigentlich nur das wozu man gebildet und gebohren ist, worin man von Jugend auf gelebt hat, und in Gedanken, Empfindung und Erfahrung tagtäglich weiter lebt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, möchten die universalen Forderungen unserer Zeit, und ihre Folge, die Ständeverwirrung, sehr nichtig erscheinen. Daß wer von Jugend auf freyer erzogen, ans Gebieten und Führen gewöhnt ist, besser zu gebieten und zu führen verstehe, als wer von Jugend an gedient oder für ein enges Bedürfniß gelebt hat, scheint natürlich. Ganz so, daß wer seine Jugend unter Wissenschaften oder Kunstwerken zugebracht, Künstler oder Gelehrter werde. Auch wird diese Einrichtung eines sich aneinanderschließenden Lebens niemals auseinander gerissen werden. Das entschiedene Naturell von dieser Regel eine Ausnahme machen zu lassen, und ihm seine Bahn zu erleichtern, ist das vorzügliche Talent wie des Hausvaters so des Herrschers. Allerdings aber machen Geburt und Erziehung im Allgemeinen zu Führung gewisser Geschäfte vorzugsweise tüchtig; und ein gut geordneter Staat ist derjenige, welcher jedem seinen Lebenskreis und seine Lebenssitte theuer macht, ihm Anlaß

giebt über diesen nachzudenken, ihn zu vervollkommnen, Resultate über ihn zu liefern.

Der Verfasser wendet das, was ich nach innen angewandt sage, nach außen, auf Recht und Gerechtigkeit an. Auch in dieser Hinsicht ist außerordentlich wichtig, ob das Individuum vereinzelt stehe, oder ob es den Anschluß gemeinsamer Rechte und Interessen habe. Ohne diesen, wird es, bey eintretender Gewissenlosigkeit öffentlicher Behörden, allzuleicht erdrückt.

Kann übrigens eine Monarchie ohne Ordnungen, Stände und verbundene Interessen nicht bestehen, so kann dies eine Republik, welche von allen Staatsformen der häuslichen Einrichtung am nächsten steht, noch weniger. Darüber sind alle Staatslehrer einverstanden. Eine Republik, in welcher das regierende Collegium der einzige zusammenhängende, wahrhaft verbundene Körper ist, ohne ein gehöriges Gegengewicht in gleichfalls verbundenen Körpern unter den Regierten zu haben, ist nicht ein Freystaat, vielmehr eine gründliche und wohlgeordnete Anlage zur Despotie; zu einer Despotie, welche um so beschwerlicher seyn wird, als der Despotiefähigen Mehrere sind, als diese durch Reibung, Leidenschaftlichkeit, wechselseitiges Verhältniß und Ehrgeiz, leichter als große Machthaber, zu Willkühr und Mißbrauch der Gewalt können verlockt werden.

Feste Unterordnung der Rechte und Verhältnisse ist daher das wahre Palladium jeder Republik. Ohne sie ist kein Bürgersinn möglich; denn nur indem man sich an dem Besonderen übt, wird man des Antheils und der Einsicht in das Allgemeine, deren der Unterthan unter Umständen, der Bürger eines Freystaates niemals entbehren

kann, fähig. Ohne sie ist keine Bürgerfreyheit möglich; denn das Häuflein der Regierenden, welches, wenn es die Macht hat Unrecht zu thun, sich bald auch das Recht glaubt Unrecht zu thun, wird sich ohne Widerstand zu einem engen und starren Kastengeiste zusammenschließen, und mehr seinen Eigensinn und Vortheil als das allgemeine Beste zur Richtschnur nehmen. Ohne sie ist endlich auch keine Sicherheit für den Regierenden möglich; denn so oft Wirkung der Gesammtheit eintritt, wird man befürchten müssen, daß diese auf eine ordnungslose, tumultuarische Weise, wie natürlich wo kein bestimmteres Interesse die Menge leitet und bindet, sich äußern werde.

Daher könnte, wo ein Freystaat sich so zu organisiren dächte, daß auf der einen Seite das regierende Colleg kastenmäßig zusammenhielte, auf der anderen Seite die Masse der Bürgerschaft ihm, ohne wesentliche Unterschiede, als eine Menge durchaus gleichzählender Individuen entgegengestellt würde, dies nur für ein sehr unkluges, in sittlicher, bürgerlicher und rechtlicher Hinsicht gleich tadelnswerthes Unternehmen gehalten werden; niemals nützlich um ein freyes und tüchtiges Leben hervorzubringen, in seinem Keime schon nur auf einige Individuen berechnet, die entweder beschränkt genug sind, ihre enge Einsicht für das Maas allgemeinen Glückes zu halten, oder unedel genug, die allgemeine Wohlfahrt unter die Füße zu treten, auf daß nur ihre Privatabsichten nicht gehindert werden.

12) Diese Bemerkung ist vortrefflich. Die sittliche Kraft der Verehrung und Anhänglichkeit erhält die Gewalten des Staates gewiß eben so wirksam als kluge Anordnung derselben. Eine Verfassung kann nie auf den

Verstand des Menschen allein berechnet seyn, sie muß den ganzen Menschen in Anschlag bringen. Sind die Kräfte, durch welche die Gewalten in Ausübung gesetzt werden, andere als mechanische Kräfte, so können sich auch die Gewalten nicht gegeneinander berechnen lassen, wie die Bewegungen eines mechanischen Werkes. Noch so zweckmäßig angeordnet, (zweckmäßige Anordnung derselben kann nie genug zu empfehlen seyn), wird ihre Tüchtigkeit und das Heilsame ihrer Wirkung vorzüglich auf der Gewöhnung an sie, auf dem guten Willen und der sittlichen Natur des Volkes, welches durch sie geführet wird, so wie der Männer, welche sie führen, beruhen.

Denen, welche in der neuesten Zeit Verfassungsplane auf Verstand oder gar Scharfsinn zu gründen versuchten, kann man ein zwiefaches Gebrechen Schuld geben; entweder wähnten sie, durch den Verstand, ohne Berücksichtigung der Leidenschaften, Gewöhnungen, und Willenskräfte der Menschen, die menschlichen Verhältnisse festsetzen zu können, was rein unmöglich ist; oder sie wähnten, Leidenschaften, Gewöhnungen, Willenskräfte als eine berechenbare Summe in ihren Calcul einführen zu können, was wenigstens nur in sehr beschränktem Sinne möglich. Ueberall vergaßen sie, daß leidenschaftlicher Wille eines anderen Bändigers bedarf als des Verstandes.

13) Bonaparte's Wirkung war durchaus nach außen gerichtet. Da er nicht Frankreich innerlich befestigen, und durch innere Anordnung beglücken, sondern mit den Franzosen etwas leisten wollte (ich zweifele übrigens nicht, daß ferne Ideen physischer, sittlicher, politischer Wiederherstellung Europa's im Hintergrunde seiner Seele lagen,

und daß er durch rastlose Thätigkeit die verweichlichten Völker dahin zu führen dachte) so war er erklärter Feind alles dessen was nach innen zusammenhielt, und dadurch fähig wurde einer beliebigen Wirkung nach außen Hindernisse in den Weg zu legen. In diesem Sinne haßte er alle Corporationen Die, in Paris wenigstens so sehr bedeutende, Innung der Notaren, stellte er wahrscheinlich nur darum her, damit sie, in einem nothwendigen und bekannten Zusammenhange, bey augenblicklichen Geldbedürfnissen, ihm ihre Hülfe nicht verweigern könne.

Doch lassen sich die momentanen Beweggründe seines Handelns selten ganz errathen oder erklären. Es trat zuweilen die Inconsequenz eiserner Charaktere bey ihm ein; das Gefühl seines Könnens aber war neben ihr so stark, daß er sich das zu errichten nicht versagte, was zernichten zu können, er sich jeden Augenblick bewußt blieb.

14) Nachahmung jenes in Frankreich überall bekannten Ausdruckes, von Bossuet: la voilà telle, que la mort l'a faite.

15) Die Kammern in Frankreich sind bekanntlich vom Könige sanctionirte Modificationen revolutionärer Einrichtungen; die erste aus dem Senate, die andere aus dem gesetzgebenden Körper entstanden. Tief gewurzelt in der Nation und deren Bedürfnissen sind sie daher nicht. Gleich von dem Anfange der Revolution an, als beyde noch in der Nationalversammlung vereinigt lagen, hatten sie der Natur des Augenblickes gemäs den Charakter konstituirender und berathender Versammlungen, wenn sie auch für vertretende zählen sollten. Wahrhaft vertretende sind

vonnöthen. Diese sind nur in einer Nation möglich, die angestammte Rechte und Einrichtungen besitzt. Frankreich hat diese erst aufs neue zu erhalten. So wie die Kammern gegenwärtig in Frankreich bestehen, sind sie zwar von Nutzen, bis sie durch Nützlicheres können ersetzt werden; aber weder der König noch das Volk können genau sagen, was sie an ihnen besitzen.

16) Die französische Armee unter Bonaparte, und ihr Verhältniß zur Nation zu charakterisiren, würde, seit den Vorgängen des verflossenen Jahres vollends, ein überflüssiges Unternehmen seyn.

Wenn der Verfasser für nöthig hält, den Begriff der Armee wie ihn Frankreich, und nothgedrungen auch wir bereits gefaßt hatten, in den „französischer Regimenter" umzuwandeln, so thut er dieses, wie er in einer Anmerkung auseinandersetzt, in folgendem Sinne.

„Bonaparte", sagt er, „hat in die Sprache der europäischen Völker eine Neuerung eingeführt, deren Folgen, wenn sie nicht frühe abgewandt werden, leicht schädlicher seyn dürften als alles was er außerdem versucht. Man sagte sonst die Kriegesmacht von Frankreich, von Rußland, von Spanien, von Oesterreich, von Preussen, und bezeichnete damit die stehenden Truppen, welche jede dieser Nationen in Friedenszeiten unterhielt; das Wort Armee brauchte man nur im Kriege, für denjenigen Theil des Heeres der wirklich im Felde war. Jede Armee erhielt auch noch einen eigenen Beynamen, sey es von dem Lande gegen welches sie gerichtet war, sey es von dem General welcher sie commandirte. Nur seit Bonaparte fing man an im Ganzen, und ohne Unterschied, in Friedens- wie in

Kriegszeiten, die Kriegesmacht Frankreichs schlechtweg die Armee zu nennen. Europa scheint diesem Beyspiele gefolgt zu seyn: man streitet für oder gegen die Armee, man spricht zu der Armee, man läßt die Armee reden. Bonaparte ließ in seinen kaiserlichen Almanach rücken: Ober-General-Stab der Armee (so nannte er das Verzeichniß aller Generale) und man hat dieses in den königlichen Almanach ohne Arg nach-eingerückt: so geschwind geht die Gewohnheit, und so wenig wird sie selbst von den nöthigsten Betrachtungen aufgehalten. Diese Gewohnheit muß man ablegen. Sie ist aus dem Geiste der Eroberung entsprungen und zieht fürchterliche Folgen nach sich. Denn es ist gegen die Natur und das Interesse aller civilisirten Völker, anzuerkennen oder zu dulden, daß sie eine bleibende Armee haben, daß alles was man Militär nennt, in ihnen einen Körper bilde, welcher Armee heißt und gleichsam eine Nation in der Nation ausmacht. Auf diese Weise werden sonst auch die Regierungen militärisch. Militärische Regierungen aber, an die Stelle der Gesetze und angestammten Rechte gesetzt; eine blos politische Polizey, die statt der Gewissensbildung und Vaterlandsliebe, und liberale Ideen, die statt Religion und gründlicher Belehrung eintreten; das ist alles was es braucht, um die europäische Bildung vollends über den Haufen zu werfen."

Die schrecklichste Erscheinung bey der französischen Armee war jedes Gefühl des Rechten in ihr erstickt zu sehen. Dieses hing ursprünglich freylich mit der französischen Politik zusammen, an deren etwa vorgebrachte Rechtsgründe bey Erklärung eines Krieges, bereits kein Mensch mehr glaubte. Vorzüglich aber war es auch Folge des ganz unabhängig vom Staate so innig geknüpften

Zusammenhanges der Armee unter sich, welcher durch die klügsten und außerordentlichsten Mittel hervorgebracht wurde. Die französische Armee war ein immer schlagfertiger Körper, ohne allen heimathlichen Boden.

Sehr merkwürdig ist, daß sie durch Volksbewaffnung, also die allerheimathlichste Kriegesmacht mußte zernichtet werden; daß Volksbewaffnung ihr auch darin wesentlich als Extrem gegenüber steht, daß diese ohne tiefgehenden Begriff des Rechten nicht einmal zu denken ist; denn eigentlich kann Volksbewaffnung immer nur auf Vertheidigungskriege zu berechnen seyn.

Die Armee Bonaparte's drückte wohl niemals den Volkswillen aus, wenn sie auch schon der Volkseitelkeit nicht fremd war. Sie war Zwang, der auf dem Volke, wie auf der Welt lastete. Volksbewaffnung muß Ausdruck des Volkswillens seyn. Sie ist daher, Augenblicke eines durch Noth herbeygeführten Zusammenraffens ausgenommen, als Anstalt, nur bey freyen Völkern möglich, und setzt eine wesentliche und tiefgehende Volksrepräsentation voraus.

Der Armee Stimme bey politischer oder gar innerer Berathung gestatten, würde Verwilderung aller gesetzlichen Verhältnisse herbeyführen heißen. Bey einem selbst streitenden, in seinen Rechten und Bedürfnissen durch ständische Verfassung zugleich wohl vertretenen Volke, kann übrigens dieses nicht einmal als Problem aufgeworfen werden. In ihm ist richtige Scheidung und Verbindung der berathenden und ausführenden Macht am leichtesten vollkommen zu organisiren. Das Heer in ihm wird als solches nie etwas anderes als ausübende Macht seyn; und in dieser Beziehung aller Berathung fremd bleiben.

Wenn aber das Volk bey ausbrechendem Kriege als Heer zusammentritt, so hatte es ja zuvor in einer höheren Eigenschaft, durch seine Vertreter, über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Krieges bereits mit berathen.

Bleibt in Deutschland eine gesetzmäßige, gründlich durchgeführte Volksbewaffnung, eine der schönsten Hoffnungen und eine der sichersten Bürgschaften für eine glückliche Zukunft, so ist doch bey der allgemeinen politischen Einrichtung von Europa, nicht zu glauben, daß der Soldatenstand, (das aber charakterisirt von ihrem Anbeginne die blos stehenden Heere, daß sie ein dem Herrschenden untergeordneter, zur Ausführung seines Willens bereiter Stand sind) selbst durch die weisesten Volkseinrichtungen, durchaus werde können entbehrlich gemacht werden. Dieser Soldatenstand übrigens hat natürlich nie über die Gränzen der bloßen Willensausübung zu schreiten. Volksbewaffnung in ihrem wahren Sinne, darf nichts anderes heißen, als gesetzmäßige Waffenübung und Waffenordnung des ganzen Volkes, so daß es in jedem Augenblicke als geübtes Heer zusammentreten, in jedem Augenblicke aus diesem wieder in die bürgerlichen Verhältnisse zurückkehren könne. Zwar unter von unserer Gegenwart sehr abweichenden sonstigen Bedingungen, aber trotz dessen sehr anwendbar auf unsere Tage, finden wir ihr schönstes Vorbild in den großen und einfachen Anordnungen der Volksbewaffnung unter den alten Germanen. Jeder Freye trat bey ihnen gesetzmäßig in das Heer, und nach geendigtem Kriege wieder aus ihm zurück.

Es würde übrigens vielleicht nur kurze Zeit brauchen, um wenn die sonstigen bürgerlichen Einrichtungen es zuließen, die auch in Augenblicken des Friedens nöthige

Kriegsmacht, durch ein allgemeines wie sich von selbst versteht Bedingnissen unterworfenes, in der Zeit begränztes Dienstgebot mit der Volksbewaffnung aufs wohlthätigste in Einklang zu setzen.

Soll übrigens, was so wünschenswürdig ist, Volksbewaffnung unter uns tiefe Wurzel fassen, und ihren Einfluß auch auf unsere physische Wiederherstellung erstrecken, so kann sie nicht blos auf später eintretenden Waffendienst gegründet werden, sondern sie muß, wie in Preußen schon rühmlich angefangen, als Gymnastik, Element unserer Volkserziehung werden. Dann aber muß sie ein angemessenes Gegengewicht in freyer, geliebter Verfassung und dem Ernste ausgeübter Religion erhalten. Ohne dieses geht physisch erweckte Kraft allzuleicht in Roheit und Uebermuth über.

Wenn der Verfasser für Frankreich den Begriff der Armee zernichtet, und den „der Regimenter“ wiederhergestellt sehen will, so hat er in beydem recht. Frankreich ist einer Volksbewaffnung als Nationaleinrichtung in diesem Augenblicke nicht fähig; es hat überhaupt keine Nationaleinrichtungen, und würde diese Waffe frey geführt leicht zum Selbstmorde mißbrauchen. Soll es sie nützlich und sicher gebrauchen, so muß treue Liebe zum Rechte, zum Gesetze, zur Heimath, erst neu in ihm belebt seyn.

17) Die Gerichtshöfe in Frankreich hängen, als Körperschaft die eines Widerstandes fähig wäre, auf keine Weise zusammen; sie sind aus, durch kein gesetzliches Interesse verbundenen, Individuen gebildet.

Unter dem Kaiser war der Nepotism in den Gerichts-

höfen ganz eben so groß, als in irgend einem andern Zweige der Verwaltung. Hatten sie einen Zusammenhang, so war es der ungebührende der Gunst, welcher mit den höchsten Begünstigten stand und fiel. Zwar wurden die Richter, gewönlich nach fünfjähriger Probeanstellung, auf Lebenszeit bestätigt: aber der Kaiser wußte auch diese Ordnung, wenn er wollte, aufzuheben. Es ließ den Senat erklären, daß den Gerichten eine neue Organisatian Noth thue, und mit dem Ganzen erhielt der Einzelne seine neue Bestimmung.

Die große Aufgabe der gegenwärtigen Regierung überhaupt, die mittleren Stellen mit treuen Männern zu besetzen, findet in den Gerichtshöfen eine nicht geringe Schwierigkeit. Auch werden noch fortdauernd Ernennungen oder Bestätigungen erprobter Individuen bekannt gemacht.

18) Ein nur oberflächlicher Blick auf die Kammer der Pairs, wenigstens wie sie im Jahre 1814 gewesen, belehrt hinlänglich über die Reinigung, welche ihr Noth thut, um Ehrfurcht einzuflößen. Er zeigt zugleich wie weit die Kammer der Pairs, von einem der Monarchie nothwendigen Adelstande entfernt ist.

19) Ob der französische Clerus auch im Anfange der Revolution sich nichts habe zu Schulden kommen lassen, steht zu bezweifeln. Den augenblicklichen Ausbruch der Revolution hätte er, wie der Adel, gewißlich zurückdrängen, wenn schon nicht die Revolution für immer verhindern können. Er weigerte sich die ganze Forderung, welche man ihm anmuthete, auf seine Schultern zu nehmen,

und mußte bald schwer genug diese Weigerung büßen. Viele seiner Glieder, beynahe alle die niederen, ließen sich endlich von dem Schwindel der Neuerung fortreißen.

Eine wesentliche innere Reform that dem Clerus in Frankreich durchaus Noth. Die Vorrechte, welche, ganz gegen den Geist der Kirche, die Geburt in dem geistlichen Stande verlieh, die Art mit welcher die jüngeren Söhne vornehmer Familien den geistlichen Stand als eine Unterkunft ansahen, die frivole Gesinnung die daraus über das Ergreifen dieses Standes einbrach, konnten nicht umhin die nachtheiligsten Wirkungen hervorzubringen. Außer diesem aber war er in einem eminenten Sinne die Bahn der Zeit gegangen, und hatte, was auch Feinde der Geistlichkeit übertreiben oder auf eine gehäßige Weise deuten mochten, durch Sinnlichkeit und Unglauben sich verächtlich gemacht. In der Religion am allerwenigsten läßt sich auf die Dauer andere glauben machen, was man selbst nicht glaubt; und ein Geistlicher kann nie ungläubig seyn, ohne zugleich zu heucheln.

Freylich hielten viele fromme Priester auch da noch an ihrem Gebote, als der König selbst mehr davon als er durfte nachgelassen hatte; viele besiegelten durch ihren Tod, wie sie alles zu dulden, wie sie nichts Unerlaubtes zu begehen vermöchten. Inzwischen ist ein anderes, die Tugend geistlicher Duldung, ein anderes die Tugend geistlicher Wirkung.

Der Verfasser ist überzeugt, und mit ihm sind es die bedeutendsten Staatsmänner in Frankreich, daß von Wiederherstellung des ganz darniederliegenden Clerus vorzüglich das zukünftige Heil der Nation abhänge. Er setzt dieses umständlich in der folgenden Abhandlung auseinan-

der. In der That verhält es sich so. Kein Staat kann dauern, dessen Grundfeste nicht Religion und Bildung der Gewissen ist.

Der Verfasser bleibt in seinen Ansichten und Vorschlägen überall in den Gränzen des blos äußeren Bestandes. Für ihn hat er die rechten Grundsätze. Er will eine selbstbegüterte, von dem Staate nicht besoldete Kirche. Er will, daß dem Mangel an Priestern in Frankreich gesteuert werde. Schon die Ausführung dieser Vorschläge, wenn nur sittliche Zucht zugleich die Geistlichen bekleidet, läßt gute Frucht für die Zukunft erwarten. Denn, neben der Erziehung, für welche, wenn auch die Vollzahl der Pfarrer auf dem Lande an sich sie bedeutend heben könnte, freylich noch durch andere Mittel müßte gesorgt werden, wirkt Würdigkeit und geordnete Aufrechthaltung des Cultus nach aussen sehr viel.

Nach innen, für den Clerus selbst, für seine Befähigung dauernd eine gesegnete Wirkung nach aussen hervorzubringen, sind freylich diese Vorschläge nur sehr unzureichend. Die Geistlichkeit bedarf dafür höherer Bildung, höherer Belebung, Rückkehr zu dem alten Ernste und der tieferen Erkenntniß. Diese ist in ihr getrübt oder erloschen. Die Theologie in Frankreich muß von ihrer modernen Schwächlichkeit, zu der frühen Kraft und Einsicht, mit ihr, die ihr so nahe verbundene Philosophie, von den blos aus der Sinnenwelt gegriffenen zu geistigen Problemen erhoben werden; denn die Priester sind nicht blos geordnet, die Sakramente und den Segen zu spenden, oder mit frommer Ermahnung sich hülfreich im Leben zu erweisen, sondern ganz eben so sehr und mehr, auf der Bahn zu höherer, über die Sinnen erhebender

Erkenntniß voran zu schreiten, und die Hindernisse in ihr aus dem Wege zu räumen. Soll die Geistlichkeit in Frankreich die Religion neu fest zu gründen vermögen, so muß man das große Wort eines den Wissenschaften und der Welt zu frühe verlohrenen Jünglinges aus dem Mittelalter (Picus von Mirandula) einst wieder in ihr verwirklicht finden: die Philosophie suchet Gott, die Theologie findet ihn, die Religion besitzt ihn.

Daß die Erneuung des Geistes in der Geistlichkeit erfolge, wird wohl niemand unwünschenswürdig finden. Welche Mittel dafür in Frankreich vorzüglich anzuwenden, welche Hülfe dazu die Organisation des katholischen Clerus überhaupt darbiete, soll in den Anmerkungen zu der folgenden Abhandlung weitläuftiger erörtert werden. Sie werden den sehr wohlgedachten Ansichten des Verfassers für äußere Wiederherstellung des Clerus ein nützliches Gegengewicht nach innen geben.

Die geistige Erneuung der Geistlichkeit, welche vielleicht überall ein frommer Wunsch ist, hat in Frankreich größere Schwierigkeiten als in anderen Ländern. Den Deutschen zeichnet ein Zug der Erhabenheit, und ein tiefes Bedürfniß übersinnlicher Betrachtung aus, welche zwar schief geleitet, aber nie in ihm können erstickt werden. Das ist nicht bey dem Franzosen der Fall. Er giebt sich der Sinnlichkeit und einer sinnlichen Denkweise leicht ohne Widerhalt hin. Wo er dieses nicht konnte, denn der Mensch kann es nie durchaus, kaufte er sich in der letzten Zeit durch eine Art Humor von den großen Aufgaben der menschlichen Erkenntniß los, oder er warf sich in das Gebiet mathematischer Abstractionen, und stellte, durch eine seltsame Verkehrung der wahren Richtung, alles metaphysisch

bedeutende als mathematisch lösbar dar. So war ihm auch von der Seite, welche den Deutschen ununterbrochen regsam hält, nicht beyzukommen, und man kann kühn behaupten: nicht die Lehre vom Uebersinnlichen muß in Frankreich neu enthüllt, sondern die Fähigkeit diese Lehre zu fassen, muß zugleich und zuvor neu in ihm erweckt werden.

Denn, wenn ich oben (Anm. 3) jenes Vermögen der Ehrerbietung, das höchste Vermögen im Menschen nannte, und sagte, daß es mehr oder minder mit allen seinen übrigen Eigenschaften verbunden, über allen schwebe, so versteht sich von selbst, daß ohne innigste Vereinigung mit den Kräften der Erkenntniß seine Entwicklung nicht zu denken sey. Leider kann sich die Erkenntniß von ihm lossagen, und so nichtig und eitel werden; dieses Phänomen nennen wir Unglauben; eben so kann dieses Vermögen zu falscher Erkenntniß gesellt seyn; dann nennen wir es Aberglauben. Da wo es mit der Erkenntniß des Wahren vereint, Geist und Gemüth in den schönsten Einklang setzt, nennen wir es Glauben; und halten es für die heiligste und höchste Gabe der Religion.

20) Es ist nicht nur wahr, daß in Frankreich keine öffentliche Meynung existirt, sondern die Franzosen haben sogar vor nichts eine größere Scheu, als es möge eine entschiedene öffentliche Meynung, und das was ihr nothwendig zur Seite geht, eine entschiedene öffentliche Lehre eintreten. Solch eine eitle Selbstdenkerey im Politischen und Religiösen hat sich bey ihnen festgesetzt; solch ein Wohlbehagen an der Unordnung und Unfolge die in ihren Wünschen und Gedanken herrscht, welche sie thörichterweise Freyheit nennen!

Der Mensch ist nicht allein dadurch zu fördern, daß man das Falsche aus ihm wegräumt; das ist nur die Hälfte dessen was ihm Noth thut; daß man das Wahre darauf in ihn einpflanze, das allein kann ihn vollenden. Frankreich, wie überall unsere Gegenwart liegt an Lehrlosigkeit krank; daher ihre Hülflosigkeit; daher das sittliche und geistige Schwanken welches sie in allem charakterisirt.

Sehr wenige Menschen sind so organisirt daß sie sich selbst Lehrer werden können. Die meisten müssen Lehre von Anderen erhalten, um sie dann sich anzueignen und nach Umständen zu erweitern. Für die niedrigsten Bedürfnisse unseres Daseyns findet dieses bey Allen statt, und wird allgemein erkannt. Minder allgemein anerkannt wird es für die höchsten Bedürfnisse unseres Daseyns, wiewohl es ganz eben so bey Allen Statt findet. Keiner kann ohne Mutterhülfe in die Welt treten, keiner kann ohne Offenbarung sich über die Welt schwingen. Machen bis zum Productiven in uns gesteigerte Fähigkeiten uns die Natur ahnden, leiten uns entschiedene sittliche Anlagen von selbst zu Frieden und Ruhe, so kann doch auch der reichste und vollkommenste Mensch, jene höheren Wahrheiten, welche allein das Räthsel unseres Daseyns ganz lösen, durch welche allein wir über unsere Bestimmung vollkommen erleuchtet werden, nicht durch sich finden, er muß sie überliefert erhalten. Tief fühlte dieses Platon, wo er von der Unsterblichkeit der Seele lehrt. Entweder, sagt er, muß der Mensch die höchsten Wahrheiten lernen oder erfinden. Ist ihm dieses letztere unmöglich, so muß er die beste und unwiderleglichste Meynung ergreifen, und auf dieser wie auf einem Brette versuchen durch das Leben zu schwimmen; wenn er nicht etwa sicherer und gefahrloser

auf dem festen Fahrzeuge eines göttlichen Wortes, diese Reise vollführen kann. (Phaedon.) Mit dieser letzten Wendung deutet er auf die Geheimlehren welche aus dem Morgenlande nach Griechenland wie nach Rom gelangt waren, in welchen auch Cicero Gewißheit von der Fortdauer des Menschen nach diesem Leben rühmt.

Diese Betrachtungen scheinen zwar der von dem Verfasser in Frankreich gerügten öffentlichen Meynungslosigkeit ferne zu liegen; in Wahrheit liegen sie ihr sehr nahe. Dem Menschen der noch keinen Weg zu gehen eingeschlagen, ist jeder Weg zu ergreifen möglich; ja er versucht an allen Wegen, denn Thätigkeit ist eine unerläßliche Bedingung seiner Natur. Der König in Frankreich hat daher zwar den Vortheil keine ihm entgegenstehende Meynung tilgen zu müssen; dafür muß er, eine durchaus vage, jeder festen Bestimmung sich entziehende Meynung, bestimmen.

Beruht übrigens alle gesellige Ordnung auf religiöser, besteht die Religion nicht nur in einem Bedürfnisse des Menschen nach ewigen Wahrheiten, sondern auch in einer festen Lehre, welche dieses edelste Bedürfniß befriedigt, so zeigt sich die politische Frage, ob ein Volk solle in seiner öffentlichen Meynung geleitet werden, von jener höheren Frage abhängig, ob der Mensch überhaupt sich blos aus seinem Naturell zu entwickeln habe, oder ob eine ewige Wahrheit ihm die bestimmte Bahn seiner Entwicklung vorzeichne. Diese Frage nicht zu entscheiden, aber näher zu erörtern wird die nachfolgende Abhandlung mehrfache Gelegenheit darbieten.

21) Weit entfernt, daß die in der Revolution überhand genommene Lehre von allgemeiner Gleichheit, natur-

gemäs sey, ist sie vielmehr naturwidrig, und gehört durchaus der irrigen Abstractionsbildung der neuesten Zeiten an. In der Natur liegt der Begriff des Besitzes und Eigenthumes; von ihm sind die Begriffe der Ungleichheit und Abhängigkeit unzertrennlich; der Begriff der Freyheit, oder der Möglichkeit sein Daseyn, so weit es die Natur gestattet, vollkommen zu entwickeln und geltend zu machen, steht mit keinem dieser drey Begriffe im Widerspruch. Allzulange haben wir erprobt, daß wo erst das Hangen an der Unterordnung der Natur und ihrem wahren Rechte, weil dieses Recht ihr eingebohrenes Gesetz, zerstört ist, Willkühr und Verständeley unter dem schönen Namen der Gleichheit auch das Frevelhafteste für recht zu erklären weiß. Der Begriff der Macht und der Nothwendigkeit wird in solcher Lage mit dem Begriffe des Rechtes confundirt, und man gewöhnt sich das Gesetz und das Leben zu tragen, wie man eine große unvermeidliche allgemeine Beschwerde trägt.

22) Der König von Frankreich ist in der That in einer seltsamen Lage. Seine Macht würde unumschränkt seyn, wenn er sich wahrer Macht rühmen könnte. Er selbst aber kehrte uneingewurzelt zu dem französischen Boden zurück, und was bis jetzt unauflöslich an sein Interesse geknüpft ist, steht gleichfalls uneingewurzelt im französischen Boden. Seine souveraine Gewalt ist weder durch anerzogene Liebe noch durch feste Einrichtungen gestützt. So erfährt er recht eigentlich, daß wo keine gesetzmäßige Kraft da ist, höchster Gewalt zu widerstreben, auch keine gesetzmäßige Kraft vorhanden seyn kann, höchste Gewalt wirksam zu machen.

Was die souveraine Macht des Königes von Frankreich gegenwärtig bindet, ist keine gegenüberstehende Einrichtung; es ist das Ungesetzliche. Es ist das Unbehagen der Menge, eine Regierung zu dulden, welche man sich seit Jahren zu verhöhnen gewöhnt hatte; Anordnungen sich gefallen zu lassen, die ihren Neigungen zuwider sind; von langem, eitelm Streben nach aussen ab, plötzlich nach innen gekehrt zu werden, zugleich die innerlichen Blößen nicht mehr mit dem Scheinbilde eines äußeren Glanzes decken zu können; es ist in Vielen die verschwindende Hoffnung durch eintretendes Außerordentliche sich selbst ein außerordentliches Schicksal bilden zu können; in anderen Furcht einen nur halb rechtlichen Besitz schwankend gemacht zu sehen, wiewohl dieser Furcht nicht ohne Klugheit bisher von der Regierung ist vorgebeugt worden.

Die politische Absicht der Bourbonen muß seyn, die Interessen in der Nation, soferne es sittlichen Grundsätzen, Grundpfeilern jedes Staates, nicht widerspricht, zu vereinigen, und eine geordnete, durch in die Staatsverwaltung wesentlich eingreifende Einrichtungen beschränkte, in der Ausübung gewaltige Monarchie herzustellen. Der König muß sorgen, daß er das Wesentliche sicher und ohne Einspruch, nicht daß er alles vermöge; wer alles vermag, wider den erhebt sich alles.

Das französische Kaiserthum hatte alle Mittelstufen der Macht in seiner Souverainetät verschlungen. Die Gewaltigen unter ihm waren nicht Gewaltige durch Gesetz, sondern gewaltig als erste Diener ihres Gebieters. Nicht, Gefühl verbreiteten oder zu verbreitenden Wohlseyns, edlerer Triebfedern zu geschweigen, leiteten in ihm das Volk; sondern Furcht und Zwang. Wozu sollten sich die Ver-

waltungsmaximen einer solchen Souverainetät gestalten, als zu unbedingtester Büreaucratie?

Bereits fing eine solche Souverainetät ohne Anerkennung einer Mittelstufe auch in denjenigen Ländern Eingang zu finden an, zu welchen die französische Eroberung gedrungen war. Wer das Rasche mehr als das Tüchtige, das zu Ende gebrachte mehr als das Gute liebte, wer nur eines geringen Gefühles für Freyheit und daher einer Vorliebe für das Regieren aus bloßer Regierungslust fähig war, neigte sich zu ihr; man wird mir nicht vorwerfen, daß ich die Männer welche sich unter den französirenden Staatseinrichtuugen zum Regieren bildeten, dadurch mit zu lebhaften Farben male: Geschick mancher Art mag ihnen eigen seyn, Herz für das allgemeine Beste haben sie nicht.

Billig erheben gegen ihre Ansicht Völker und Herrscher ihre Stimme; billig hört man überall unter uns den Ruf ständischer Verfassung, die Throne zu sichern und die Völker zu beruhigen. Wie in einem so großen, so eigenthümlichen, in seinen Bedürfnissen so mannichfaltigen, in seinen Erinnerungen so jungen Volke, wie die Deutschen, ständische Verfassungen am besten geordnet werden möchten, läßt sich im Allgemeinen nicht sagen; je eigener, je mehr auf das Vorhandene gepflanzt sie im Einzelen sich bilden, um so ferner werden sie dem Charakter einer bloßen Scheinrepräsentation bleiben. Nie aber wird ein Volk wie das deutsche, von so durchdringender Freyheitsliebe, von so bescheidenem Gebrauche derselben, von so treuer Anhänglichkeit an seine Fürsten, lange und glücklich können beherrscht werden, ohne daß der Grundsatz in ihm anerkannt bleibt: Rex in regno suo superiorem

habet Deum et legem; der König hat über sich in seinem Reiche Gott und das Gesetz.

Sichert indeß ständische Verfassung ein Land nach innen, und gewährt ihm, bey eintretender Wirkung nach außen geregelte Ausdauer; so ist doch einem Volke, welches wie das deutsche zwar durch gemeinsames Gefühl verbunden, und von gemeinsamer Sprache wie von gemeinsamem Alterthume beseelt, aber in vielfache Stämme getheilt und von vielfachen Gesetzen geleitet ist, um es als Volk wahrhaft groß und herrlich, und wie nach innen glücklich nach außen geachtet zu machen, noch eine andere eben so wesentliche Einrichtung, nemlich ein gesetzliches gemeinsames Band aller Vereinzelten, nöthig.

Solch ein Band, wenn schon zuletzt locker und kraftlos, war, der Idee nach, unsere alte Reichsverfassung. Der aus Frankreich zu uns übertragene Begriff der Souverainetät, muß, wenn Heil für unser Volk eintreten soll, in zwiefachem Sinne gebrochen werden. Einmal nach innen, durch gesetzliche Vertretung des Volkes in seinen Rechten und Bedürfnissen; sodann nach aussen, durch ein Verhältniß des Gehorsams aller Fürsten gegen ein gemeinsames höheres Gesetz.

Auf zweyerley Weisen war ein solches Band früher in unserem Volke gestaltet. In der ältesten Zeit lag es in dem Bunde deutscher Stämme. Alles Unglück unseres Volkes in jener ältesten Zeit rührt von Verletzung gemeinsamen Bundes, von innerer Zwietracht her. Bey diesem so gerechten, bey diesem so ruhigen, tapferen Volke, scheint innere Unverträglichkeit von Anbeginn das Grundübel gewesen zu seyn, welches die Wurzeln seiner Größe untergrub.

In der christlichen Zeit lag es in dem Kaiserthume. Dieses ist von dem Begriffe einer Monarchie wesentlich unterschieden, und weit über ihn erhaben. Die Monarchie beruht auf einem Besitze; das Kaiserthum weniger auf diesem, als auf einer Macht, welche aus dem Gesetze und der Handhabung desselben entspringt. So war wenigstens sein Begriff in jener wahrhaft glorreichen Zeit, von den sächsischen Kaisern an bis auf Rudolph von Habsburg. In ihr war eine der Hauptwürden des kaiserlichen Herrschers Schirmherr der Kirche zu seyn, (advocatus ecclesiae), Gründer und Erhalter des Rechts für die ganze europäische Christenheit. Dies gab seiner Gewalt das höchste Ansehen, und belebte auf eine geistige Weise den Glanz geheiligter Majestät, von welchem sie schon durch innere Kraft und Würde hinlänglich umflossen war.

Häufig ist die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht für das deutsche Volk von frühe an nützlicher gewesen seyn würde, von einer, weniger durch die Kraft blos des Gesetzes mächtigen durch Wahl wechselnden, Gewalt geführt zu werden; ob nicht eine entschieden-monarchische Regierung seine Kräfte angemessener würde entwickelt haben. Selbst mehrere seiner Kaiser glaubten dies: der fränkische Stamm derselben scheint besonders solch ein politisches System im Auge gehabt zu haben. Gewiß aber würde dabey der freye, frohe, eigenthümliche Sinn des Volkes, nicht in dem Maaße rein geblieben, es würde mit einer festgehaltenen politischen Einheit zugleich eine Einförmigkeit in es gedrungen seyn, welche mit dem ihm wesentlich vorgeschriebenen Bildungsgange unverträglich scheint.

Fremde pflegen von uns zu sagen, andere Nationen

seyen Völker, wir aber ein Volk von Individuen. Dieses schließt Gutes und Schlimmes zugleich in sich; aber erstaunenswürdig ist, wie vielfältig, wie begränzt, wie durch alle Jahrhunderte gleich, die Anlagen und Sitten der verschiedenen deutschen Stämme sich erhalten haben. Die Biegsamkeit und Starrheit welche nebeneinander in unserer Sprache vorhanden sind, finden sich auch in unserem Leben, und es würde die Grundlage alles Guten in uns aufgeben heißen, wenn wir die Besonderheit in uns aufgäben.

Das wesentliche und letzte Ziel des deutschen Volks für unsere Gegenwart muß also seyn, nicht die politische Einheit eines Königthumes oder einer gemeinsamen Regierung in sich zu errichten, sondern das gesetzliche Band eines, sey es Bundes oder Kaiserthumes, in sich mächtig zu machen. Vielleicht ist diese Aufgabe schwieriger als die erste, dafür aber ist sie auch lohnender und herrlicher. Sie zu lösen müssen Kräfte guten Willens, freyer Vaterlandsliebe, und Aufopferung für das allgemeine Beste in Anspruch genommen werden; es muß, was in früheren Jahrhunderten mehr der Fall war als er es unter uns ist, Gesetz auf Gewissen und Gehorsam gegen das Gute gestützt seyn.

Was über diese Hoffnungen und allgemeinen Wünsche die Zukunft bringen mag, steht ruhig zu erwarten. So viel ist gewiß, Vereinzelung souverainer Gewalten in unserem Vaterlande würde uns nach aussen, so wie einsam stehende souveraine Macht, ihr gegenüber vereinzelte Individuen, nach innen, unausbleibliches Verderben drohen.

Vierte Abhandlung.

Von der Geistlichkeit, und dem Eigenthume der Kirche.

17. Junius 1814.

Der Partheygeist hat die Geistlichkeit zu der Armuth zurückdrängen wollen, welche das Evangelium anempfiehlt. Unsere Philosophen haben damit nichts gethan, als die Irrthümer der Männer erneut, welche von frühen Zeiten an, die Kirche gewaltsam und nach Willkühr umgestalten wollten, Irrthümer die man hundertmal mit Erfolg widerlegt hat, und die alle vor der einfachen Bemerkung fallen: daß der äussere Zustand der Kirche in allem dem äusseren Zustande des Staates, und den Fortschritten folgen müsse, welche die Gesellschaft in Sitte und sonstigen Einrichtungen des Lebens macht [1].

Man sucht diese Wahrheit durch die Geschichte der ersten Jahrhunderte zu entkräften. Gerade diese sprechen am lautesten für sie. Als die christliche Gesellschaft im Drucke und der Zurückgezogenheit lebte, und an den öffentlichen Geschäften Antheil zu nehmen vermied: da lebten die christlichen Priester gleichfalls in Eingezogenheit und hielten ihre Gemeinde in sanfter, brüderlicher Duldung zusammen. Als sie die Oberhand im Staate gewann, und bald ausschließend die herrschende wurde, traten auch die Priester aus der Verborgenheit hervor, in den nun christlich geleiteten Staaten.

Es ist eine enge Verbindung der Geistlichkeit mit dem Volke nöthig: beyde dürfen einander nicht durch Sitte und verschiedenes Aeussere entfremdet werden. Eben so nöthig ist, daß die Kirche von denen welche die Führung des Staates in Händen haben, nicht unbedingt abhängig sey. Beydes fühlte man frühe; und aus diesem Grunde leitet sich die Nothwendigkeit her, daß als die übrigen Theile des geselligen Körpers Eigenthum für sich erwarben, und auf Eigenthum beruhten, auch die Kirche Eigenthum erwerben, und für ihren äusseren Bestand, auf Eigenthum gegründet werden mußte [2]).

Aus diesem Grunde, und weil die Geistlichkeit nothwendig einen Theil des geselligen Körpers zu bilden hat, schloß sich das Christenthum, das so strenge in seiner Moral ist, und nichts als Entsagung und Verachtung der Güter dieser Welt lehrt, dennoch allen Einrichtungen der Monarchie enge an, ward ihnen Stütze, und sicherte ihnen ihren Bestand.

Die Religion, insoferne sie dem inneren Menschen angehört, hat mit dem Staate keine unmittelbare Berührung, wenn sie gleich die segensreichsten Früchte für ihn trägt: das Christenthum, in soferne es durch Lehre, durch Cultus nach außen wirken muß, zeigt sich in der Organisation des katholischen Clerus, und in der Freyheit und Eigenheit seines Besitzes, der Monarchie vorzüglich günstig [3]).

Das wußten die Häupter der Staatsumwälzung in Frankreich allzuwohl. Sie unterschieden sehr klar zwischen jener inneren Religion, die man letztlicherweise keinem Menschen rauben kann, wiewohl es Mittel giebt ihre Entwickelung zu fördern oder zurückzuhalten. Sie wußten sehr klar, daß diese innere Religion ihre weltzerstörenden Plane nicht unterbrechen, nichts als sie beklagen, fortdauernd seufzen, dulden und lieben könne. So stand es mit dem katholischen Clerus nicht. Dieser konnte ihre Plane unterbrechen, und unterbrach sie wirklich. Er mußte daher vor allem erliegen: und nicht blos erliegen für den Augenblick, denn so wie er sein Haupt wieder erhub, mußten ihre revolutionären, wilden Hirngespinste aufs neue weichen: er mußte zernichtet werden, erliegen für immer [4]).

Darum strebten denn diese Häupter, nicht blos den katholischen Clerus arm zu machen, (er hatte mehr als einmal seine Güter verlohren und immer sie wiedergewonnen, in Ländern in welchen die katholische Religion nicht war aufgehoben worden) sondern die katholische Religion in Frankreich bis in ihre Wurzel zu zerstören. Es ist merkwürdig den

Wegen nachzugehen, die sie von Anfang an dazu einschlugen. Gewaltsam konnten sie ihr Ziel nicht erreichen: dennoch würden sie auf anderen Wegen zu ihm gekommen seyn, selbst gegen die Ansichten Bonaparte's. Denn dieser war nicht ruchlos in dem Sinne wie sie, fürchtete auch viel mehr wie sie die Folgen einer Religionsveränderung. Sie suchten ihn daher durch die Blößen seines Charakters irre zu machen. Sie stellten ihm vor wie die Religion, und der Zusammenhang derselben in ihren Dienern, der Macht seines Willens und der Schnelle seiner Ausführung Widerstand entgegensetze; sie hielten ihm ohne Aufhören das Beyspiel des Königes von England und des Kaisers von Rußland vor, welche beyde die höchste Würde der Religion und des Staates in ihrer Person vereinigen; ohne ihm freylich alle Folgen dieser doppelten Gewalt fühlen zu machen, aber auch ohne ihn zu einem entschiedenen Schlage zu bewegen [5]).

Da sie so gewaltsam, und mit einem entschiedenen Schlage die katholische Religion nicht umstürzen konnten, hatte die Bande der Religionszerstörer den Plan entworfen sie durch Armuth zu zernichten; und niemals, (ich sage es noch einmal, denn man muß immer die Wahrheit sagen) ist ein Plan mit ausdauernderer Beharrlichkeit, selbst gegen die persönliche Ansicht Bonaparte's, durchgeführt worden, als dieser. Daher rührt auch das Schwankende, wohl gar Widersprechende in dem Gange welchen man für ihn einschlug. Hätte Bonaparte auf die Priester rechnen können, er hätte sie mit seiner gewöhnlichen

Freygebigkeit überschüttet; auch die Kirche bedurfte einer Stütze, und hätte sich gerne und von ganzem Herzen an ihn geschlossen, wenn sie nicht immer hätte fürchten müssen dadurch in ihrer Unabhängigkeit gekränkt zu werden, und mit dieser zugleich ihre Freyheit für die heiligsten und unerläßlichsten Pflichten zu verlieren. Wie freudig die Kirche den auch nur scheinbaren Umsturz der revolutionären Regierung ansah, davon giebt die Salbung des Papstes ein unwiderlegliches Zeugniß. Kurz, Bonaparte, der seine Herrschaft sichern und gesetzlich befestigen wollte, richtete sein Augenmerk auf die Geistlichkeit; die Geistlichkeit hoffte immer, die Regierung werde die Nothwendigkeit der Religion endlich anerkennen, und ihr Bestes fördern helfen; zwischen diese wechselseitigen Anziehungen aber trat immer die Bande der Ruchlosen mit großer Geschicklichkeit in die Mitte [6].

Der Clerus war wirklich arm gemacht. Da indessen die katholische Religion niemals aufgehört hatte die Religion der Franzosen zu seyn, stand zu erwarten, daß er leicht und schnell einen Theil seines früheren Wohlstandes wieder erlangen würde, sey es durch die Großmuth der Gläubigen, sey es durch die Leichtigkeit die den Priestern zu Gebote steht, das Gewissen der Käufer von Nationalgütern in ihren letzten Augenblicken rege zu machen. Denn das Gewissen der Menschen ist oft viel genauer, als die Gesetze nach welchen sie leben.

Dieses beydes mußte verhindert werden. Das Gesetz des Staatsrathes setzte sich daher immer zum

letzten Zwecke, dem Clerus die Wiedererlangung eigener Güter unmöglich zu machen: und der besondere Einfluß der Glieder dieses Rathes wirkte dahin, dieser Gesetzesmaasregel die schärfste Anwendung zu geben.

So verbot das Gesetz den Kirchen Güter zu lassen, und erlaubte testamentliches Vermächtniß in ihrer Hinsicht blos unter der Bedingung, daß das vermachte Gut verkauft, und sein Ertrag in Staatsrenten angelegt würde. Das war aber ein sicheres Mittel den Eifer der Schenkenden erkalten zu machen, welche großentheils nur darum Vertrauen in die Priester setzten, weil sie auf das Bestehen der Regierung kein Vertrauen hatten [7]). Eben so versagte es, wenn man den Kirchen, den Seminarien, den Verpflegungsanstalten, eine Summe Geldes hinterließ, freyen Gebrauch derselben, wo sie sich über drey hundert Franken belief. Man durfte sie weder hypothekarisch anlegen, noch Eigenthum für sie kaufen, und auch sie mußte in Einschreibungen auf das große Buch angelegt werden.

Die Individuen aber welche den Conseil d'état führten, vermehrten noch auf folgende Weise die Strenge der Gesetzgebung.

Nach dem angenommenen Grundsatze, daß alle öffentlichen Anstalten unmündig seyen und unter der Vormundschaft der Regierung stehen, konnte keine Schenkung gültig werden ohne vorher durch ein Decret angenommen worden zu seyn. Dieses benützte man um mögliche Bereicherung der Kirche zu verhüten. Gleich einmal nahm man die Reclama-

tionen an, welche die Verwandten der Schenkenden machten; Präfecten, welche der Religion ungünstig, bogen sie der Schenkungsurkunde bey. Bald aber ging man weiter; man machte sich zum Gesetze keine Schenkung zu Gunsten religiöser Anstalten anzunehmen, ohne vorher die Präfecten anzuweisen, durch die Maire's die Anverwandten des Schenkers befragen zu lassen, ob sie dem Vermächtnisse des Abgeschiedenen ihre Beystimmung gäben oder nicht. Dieses hieß offenbar die Habgier der Verwandten zum Streite gegen den überall so verehrten letzten Willen der Sterbenden aufreizen; dieses hieß, das bürgerliche Gesetzbuch auf welches man so stolz schien, verletzen; aber alles mußte weichen wo es den Wunsch galt die Religion zu zerstören [8]).

So wenigstens war der Zustand der Dinge als ich Mitglied des Staatsrathes wurde und in die Section des Innern trat. Man hatte sich auf das bloße Wort des Präsidenten an ihn gewöhnt. Es gelang mir ohne Mühe ein so Aergerniß gebendes Verfahren aufzuhalten; wenigstens zu machen, daß es nicht Gegenstand gemeinsamer Berathung blieb. Aber alles was ich wesentlich erreichte, war, daß nach einem Monate der Präsident persönlich die Geschäfte dieser Art über sich nahm. Auch diese Thatsache mag als merkwürdiges Beyspiel bewähren, was ich schon oben gesagt, nämlich daß die Meynungen der Männer welche wirksame Stellen bekleiden, letztlich mehr Einfluß haben als die Gesetze selbst.

Weil Bonaparte immer zwischen der Furcht vor der Geistlichkeit und der Hoffnung sie sich zu verbinden

schwankte, gelang es zuweilen, daß man ihm für die Religion günstige Gesetze entriß. Die Gemeinden wurden angehalten, ihren Pfarrern Pfarrhäuser zu geben; auch dieses wußte man von Seiten des Staatsrathes zu umgehen. Die Seminare erhielten die Erlaubniß, Vermächtnisse anzunehmen und Eigenthum zu besitzen. Wußten die Bischöffe sich zu vertheidigen, so gieng dieses in dem Sinne, welchen das Gesetz gestattet; waren sie schwach, so wußte man sie von Seiten der Sektion des Innern so lange hin- und herzuziehen, bis man den ihnen günstigen Sinn des Gesetzes zu ihrem Nachtheile verdreht hatte.

Trotz dieser Hindernisse der Gesetzgebung aber, und der Parthey der Religionsfeinde, bin ich überzeugt, man würde erstaunen, wenn man zusammenzöge, was alles den Verpflegungsanstalten und den religiösen Instituten, seit der Zeit man ihre Güter öffentlich verkauft hat, zugeflossen ist. Ein neuer Beweis, daß die katholische Religion, als Anstalt betrachtet, immer wieder ihr Vermögen neu gründen wird, so lange sie nur als Staatsreligion anerkannt bleibt. Die Veränderungen, welche die Sitten in den Geist unseres Jahrhunderts gebracht haben, werden nicht diese Wahrheit für alle Jahrhunderte aufheben. 9) —

Die Summe aller der Güter, welche in dem gegenwärtigen Augenblicke von den religiösen Anstalten besessen werden, würde der erste Punkt seyn, von welchem aus man die Gesetzgebung, hinsichtlich ihrer, umgestalten müßte. Die Gesetzgebung,

wie sie gegenwärtig ist, kann so nicht erhalten werden, weil sie allzu feindselig. Wäre möglich die Geistlichkeit bereits jetzt weniger arm zu zeigen, als man gewöhnlich glaubt, so würde daraus ein großer Vortheil entspringen: nämlich folgender.

Frankreich ist arm an Priestern, und wird tagtäglich ärmer. Die Abnahme ihrer Anzahl aber ist um so beunruhigender, als man nicht eine, nur dem nöthigsten Bedürfnisse entsprechende, Zahl ihrer Nachfolger heranwachsen sieht. Gegner der Religion schließen daraus, der religiöse Eifer nehme ab: religiöser Eifer hat mit dieser Abnahme gar nichts zu schaffen. [10])

Im Allgemeinen entscheidet sich Niemand zum Priesterstande, der nicht von Kindheit an für ihn bestimmt worden ist. Aus sich selbst, in dem Alter der Leidenschaft, würde ja keiner diese so strenge Lebensweise wählen, selbst wenn sie in dem Maaße Vortheile darböte, als sie Opfer verlangt. Die Kinder, welche zum geistlichen Stande bestimmt werden, werden es durch die Wahl ihrer Eltern. Nun frage ich, immer im Allgemeinen versteht sich, welcher Vater würde sich entschließen einen seiner Söhne auszuwählen, ihn mit großen Kosten bis zum fünfunzwanzigsten Jahre zu erziehen, ihm einen sorgfältigeren Unterricht als seinen andern Kindern zu geben, um ihn endlich, als Erfolg von dem Allem, einem Stande zu widmen, welcher heut zu Tage das Elend selbst ist? — So mußte die Armuth des Clerus den Sturz der Religion selber nach sich ziehen. Den Gegnern der Religion war

diese Folge wohl bekannt. Wer bevölkerte denn unter uns die Seminare? Arme Bauernknaben von frommen alten Weibern unterstützt. Aber der Mangel einer besseren Erziehung in erster Kindheit, diese Blödigkeit, welche sich nicht ablegen läßt, wenn man gezwungen ist, von Wohlthaten Anderer zu leben, die Furcht, diese Wohlthaten allzufrühe aufhören zu sehen, konnte nur Priester ohne Ansehen und ohne Credit erziehen. Die Gesellschaft ist sich überall gleich. In der Staatsverwaltung wie in der Kirche kann hier und da Einer, welcher in der Dürftigkeit geboren ist, sich durch Genie und Charakter zu der höchsten Würde hinanschwingen; aber immer bleibt dieses nur Ausnahme. Die Angewöhnungen einer freyen Kindheit, einer Familie die einiges Ansehen genießt, haben immer einen bedeutenden Einfluß auf die Angewöhnungen, welche man nachher in die Welt und den Stand mitbringt, welchen man ergreift. [11])

Indem man Frankreich bekannt machte, was die Großmuth der Gläubigen seit zwanzig Jahren, trotz aller Hindernisse welche man frommen Gesinnungen entgegengesetzt hatte, für die religiösen Einrichtungen gethan hat, würde man schon die Geister über die Zukunft beruhigen; man würde die Lust neue Schenkungen zu machen vermehren, vor Allem aber würde man die Eltern wieder bestimmen, den geistlichen Stand als einen solchen zu betrachten, welchem sie ihre Kinder widmen könnten, ohne sie zugleich verkümmern zu lassen. An die Eltern aber muß man sich wenden,

um die Seminare neu zu bevölkern. Gebäude für Seminare werden nicht fehlen. Bringe man die Militärverwaltung und selbst die Civilverwaltung auf dasjenige zurück, was sie eigentlich in Frankreich seyn soll, und man wird erstaunen über die Menge Gebäude, welche sich frey und zur Disposition des Königes finden. Unser Frankreich hat große Hülfsquellen in sich.

Es giebt aber noch einen anderen Beweggrund, welcher entscheidend dafür spricht, daß man der Geistlichkeit wohlwollende Absichten ankündige, und theils selbst wisse, theils zu öffentlicher Kenntniß bringe, was die religiösen Anstalten gegenwärtig besitzen. Selbst wenn ich es nicht aus Thatsachen wüßte, würde mich dennoch nichts abhalten zu behaupten, daß um sich der revolutionären Gesetzgebung und dem Einflusse derjenigen zu entziehen, welche mit pünktlicher Ausführung derselben beauftragt waren, viele Geschenke entweder Gliedern des Clerus, oder religiösen Gesellschaften, sey es durch Fidecomiß oder persönliches Vermächtniß, anvertraut worden seyen, deren Bestimmung nie zweifelhaft war. Dieser verborgene Zustand der Dinge muß geändert werden, und das zwar so bald als möglich. Er schließt Gefahren in sich, und ist besonders der Heucheley allzugünstig. So wie die Gesetzgebung aufhören wird feindselig gegen den Clerus zu seyn, werden seine anerkannten Besitzungen durch alle diese geheime Schenkungen vermehrt werden. [12])

Ich habe so viel gegen die Gefahren schreyen hören, die uns der Fanatismus drohe, in einem

Zeitalter, dessen Auszeichnendes ist, keine Religion zu haben, [13]) daß ich längst auf scheinbare Gegengründe gegen das hier Gesagte gefaßt, und an falsche Deutungen gewöhnt bin. Ich erwarte, daß von heute an einige Financiers über die Gefahr schreyen werden, Gütern der main-morte eine allzu weite Ausdehnung zu gestatten. Möchte der Himmel, daß wir einmal dahin kämen, wo eine weise Verwaltung solchem Unheile vorzubeugen hätte. Dies liegt so ferne, daß Thorheit wäre, gegenwärtig an es zu denken!

Ich bekenne übrigens auch, daß die Gründe dieser Financiers mir persönlich niemals eingeleuchtet haben. Was sagen sie? — der Fiskus verliere den Ertrag, welcher ihm bey jeder Veränderung des Eigenthümers zufällt, und man vermindere die Quellen des öffentlichen Schatzes, indem man die Zahl der circulirenden Güter vermindere. Um das Letzte wahr zu machen, müßte man, indem man die Zahl der verkäuflichen Liegenheiten vermehrt, auch die Summe vermehren können, welche jährlich zum Ankaufe von Liegenheiten verwandt wird. Diese Summe bleibt sich beynahe immer gleich, und wird durch den Durchschnitt der Geschäfte überhaupt bestimmt. Ist viel Geld im Umlaufe liegende Güter zu kaufen, so steigen die liegenden Güter im Preise. Der Fiscus aber erhebt nicht von den Gütern, sondern von der Summe, die für den Ankauf derselben bezahlt wird. Ihm kann es vollkommen gleich seyn, ob man zwey Güter, jedes zu fünf hundert Hufen für fünfmalhun=

dert tausend Franken verkauft, oder nur Ein Gut dieser Größe. Seine Einnahme bleibt hier wie dort die gleiche.

Es versteht sich von selbst, daß diese Behauptung nur in einer gewissen Gränze wahr sey. Zum Extreme getrieben, wird Alles unwahr. Zum Extreme getrieben und zum alleinigen Ziele genommen, zerstört aber auch der Reichthum des öffentlichen Schatzes, dessen einsichtsvolle Anordnung und strenge Verwaltung sonst zu den größten Wohlthaten einer Regierung gehört, die öffentliche Wohlfarth. [14])

Allerdings wird die Einnahme, welche an den Verkauf liegenden Eigenthumes geknüpft ist, durch den Besitz nie aussterbender Institute gemindert. Theils könnte dieses durch eine zweckmäßige besondere Besteuerung solchen Besitzes vermieden werden; theils wäre vielleicht aus höherer Rücksicht wünschenswerth, daß wenn der größere Theil der Güter beweglich, der kleinere unbeweglich bliebe. Ist doch nicht Alles blos auf momentanen Verbrauch zu berechnen! Wenn man dem Thätigen billig jede Möglichkeit zu besitzen erleichtert, so muß man zugleich jene Einrichtungen befestigen, welche ungestörten Genuß des Erworbenen auf die Dauer versichern. [15])

Die Revolution und die darauf folgende Kaiserherrschaft, haben Frankreich und der Welt zur Genüge gelehrt, daß die Einnahme des öffentlichen Schatzes, nicht der Maaßstaab des allgemeinen Wohlstandes, und Aufhebung alles Unbeweglichen im Besitze nicht

das Unterpfand sey, beweglichem Besitze einen sichern und berechenbaren Genuß zu gründen.

Uebrigens darf man wohl jenem Vortheile, welchen der öffentliche Schatz durch Feststellung liegenden Besitzes entbehren soll, die ungeheure Last entgegenstellen, den Clerus zu besolden und den Cultus zu unterhalten. Der Staat unterhält gegenwärtig beyde, ohne sie jedoch aus Armuth reissen zu können, was so nöthig wäre; ohne ihnen die Würde verleihen zu können, welche so enge mit ihrer äußeren Unabhängigkeit verknüpft ist.

Was die Güter angeht, welche die Geistlichkeit früher besessen, welche in stürmischen Tagen ihre Besitzer verändert — so hat über diese das Gesetz entschieden. Es hat den Besitzern der Nationalgüter ihr Eigenthum garantirt, und mußte es ihnen garantiren. Aber ihnen das Interesse des Vaterlandes und den sicheren Bestand des Thrones opfern zu wollen, das hat es ihnen nicht garantirt. Man hat sich nicht verbindlich gemacht, sie gegen ihr eigenes Gewissen, und gegen die öffentliche Meynung in Schutz zu nehmen.

Was jenes anrathe, wozu diese bestimme, das muß man der Zeit überlassen; man muß das, was ihnen zusteht, niemals mit dem, was den Gesetzen gebührt, verwechseln. Das Gesetz hat nichts zu thun, als der öffentlichen Meynung, wo sie zum Guten wirkt, ihre Wirkung zu erleichtern. Dieser Fall kann für frühere Besitzungen des Clerus, wie der Ausgewanderten, eintreten. Die Weise, wie in

ihm zweckmäßig zu verfahren sey, wird, wenn er eingetreten ist, nicht schwer zu bestimmen seyn.

Welch einen schöneren Beruf kann eine Regierung haben, als in allem die allgemeine Ruhe zu fördern; aus dem Wege zu räumen, was die verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu Haß, zu wechselseitiger Furcht und Verachtung antreibt; den Einklang unter ihnen herzustellen, welcher die sicherste Bürgschaft für fortdauerndes Heil des Ganzen gewährt.

Dieses wird nie in Frankreich geschehen können, ehe der große Kampf zwischen der Sittlichkeit und den Gesetzen geschlichtet ist; ehe die Religion ihre Bedeutung und die Geistlichkeit ihr Ansehen wiedergewonnen; ehe der Clerus in einen auch äußern Zustand getreten, welcher mit dem allgemeinen Zustande der Gesellschaft in Verhältniß steht. [16])

Anmerkungen.

1) Wenn ich in den Anmerkungen zu den früheren Abhandlungen bereits den so klaren aber blos im Politischen verweilenden Ansichten des Verfassers, die inneren sittlichen und religiösen Beweggründe, auf welchen diese Ansichten beruhen, in mehr oder minder unterbrochenem Zusammenhange beygefügt, oder das Besondere in ihnen zum Allgemeinen erweitert habe; so werde ich dieses bey der gegenwärtigen Abhandlung um so mehr thun, als die Zerstörung der Kirche in Frankreich sich auch über Deutschland erstreckt hat; als über ihre Nothwendigkeit, so wie über das Wesentliche in ihrem Daseyn, die verschiedensten, nicht selten irrigen Denkweisen, auch bey uns gang und gebe sind; als endlich ihre Wiederaufbauung eines der wichtigsten Probleme seyn wird, die herannahende, deutsche Zukunft zu beschäftigen. Ein Problem, welches, so Gott will, mit dem Ernste, der Treue, der Würde soll gelöst werden, die einem so erhabenen Gegenstande geziemen. —

Die Kirche hat von jeher den Charakter einer weltlich-überweltlichen Anstalt getragen.

Als weltliche Anstalt ist sie wandelbar, mit dem Leben der Völker, ihren Eigenthümlichkeiten, ihrer mannigfaltigen Sitte verwoben. Dieses ist sie nicht etwa aus Klugheit, oder durch eine Biegsamkeit die ihre Einfalt

entwürdigte; sie ist es durch ihre Natur und Bestimmung. Als solche giebt sie ihre Sittengesetze, die in sich verschieden sind, wie die Länder, die Völker, die Zeiten selbst, für welche sie sie ausspricht.

Als überweltliche Anstalt ist sie unwandelbar, Eine für alle Länder, Völker und Zeiten. Als solche bewahrt sie den edelsten, ewigen, gleichfalls unwandelbaren Schatz fester Ueberlieferung und Offenbarung in sich.

Die Kirche als Lehrerin wirkt weltlich-überweltlich zugleich. Sie greift in Leben und Natur, um Natur und Leben zu einem höheren Daseyn hinanzuziehen.

Diese Zwiefaltigkeit der Kirche und die Gränze derselben, ist von manchen ihrer Führer, immer zum großen augenblicklichen Nachtheile des Glaubens, verkannt worden. Hätte man von jeher genauer auf sie geachtet, hätte man in Allem ihr gemäß gelebt und gehandelt, so würde mancher Fehlgriff und manche Spaltung vermieden, das Weltliche aber mit dem Ueberweltlichen nie verwirrt worden seyn, wie wir es in früheren Jahrhunderten nicht selten, und zum Theile noch in unserer Gegenwart verwirrt sehen: eine Verwirrung übrigens, welche dem Wesen der Kirche selbst nicht zur Last gelegt werden kann.

Außerhalb der Kirche wird diese Zwiefaltigkeit derselben und ihre Gränze gleichfalls sehr häufig verkannt; noch häufiger wird ihr weltlicher Charakter gänzlich geläugnet. Dieses Letztere geschieht theils von Männern, welche feindselig gegen das Christenthum gesinnt, allzuwohl mit der Weise der Welt bekannt, wissen, daß was sich zu der Welt kein geordnetes Verhältniß bewahrt, sofort schnell aus ihr verdrängt wird; theils geschieht es

von sanften, wohlwollenden, frommen Männern, welche ihren gebogenen Willen, ihren nach innen gerichteten Sinn vertrauensvoll in jedem ihrer Brüder voraussetzen, und so die Nothwendigkeit einer festen Zucht und allgemeinen Lehre in ihrem ganzen Umfange nicht erkennen.

Diese Letzteren bedenken nicht, daß das Christenthum letztlicherweise freylich auf Entwickelung des inneren Menschen gerichtet, doch zugleich eine weltgeschichtliche Erscheinung sey; daß das Innere im Menschen nicht harmonisch und dauernd könne geordnet werden, ohne daß sein Aeußeres zugleich und zuvor geordnet sey; daß das Christenthum das zarte Reis sey, auf den wilden Stamm der Völker gepfropft, seine Säfte zu mildern und zu veredeln; nicht ein Pflänzlein, das Jeder in seinem Garten sich nach Belieben pflege und heranbilde, sondern der herrliche Baum der Erkenntniß, des Glaubens und der Liebe, in die Tiefe gewurzelt und in die Höhe verzweigt, um unter seine Schatten die vereinten Geschlechter der Erde aufzunehmen! —

Wenn ich von einem weltlichen Verhältnisse der Kirche rede, so versteht sich übrigens von selbst, daß ich damit nicht Weltsinn, oder das sinnliche Behagen des Clerus meyne, welche hier und da unter uns zum Sprüchworte geworden. Daß Ueppigkeit und Ueberfluß der größte Verderb der Geistlichkeit, wie jedes Standes sey, welcher bestimmt ist ein in Innigkeit gesammeltes Leben zu führen, ist von dem bessern Theile der Geistlichkeit selbst zu jeder Zeit und in allen Landen aufs lauteste anerkannt worden. Alle wahre Reformatoren der Kirche haben auf dieses Ziel hingewirkt, den Ernst, die Einfalt, die sitt-

liche Größe in Allem, selbst sonst unschuldiger Heiterkeit, vorangesetzt.

Nichts destoweniger hat der Verfasser recht, wenn er das Zurückdrängen der Geistlichkeit auf die Armuth, welche nicht eine Standeseinrichtung oder ein allgemeines Gebot, sondern ein liebevoller Rath des Evangeliums ist, (ein Rath, welcher übrigens einen ganz anderen Sinn in sich schließt, als die eben ausgesprochene äußere Deutung) den Männern Schuld giebt, welche die Geistlichkeit nicht sowohl dadurch arm machen, als durch Armuth der Geistlichkeit die Religion selber in der Welt zernichten wollen.

Was wollen sie eigentlich diese Prediger der Armuth für die Kirche? Wollen sie überhaupt aus der Welt verbannen was die Sinne veredelt, was durch Veredlung der Sinne den Geist, den ganzen, auf Erden immer sinnlich-sittlichen Menschen zu höherer Erkenntniß und tieferer Empfindung hinanhebt; eine Scheidung machen, welche eben so wohl den Geist zernichtet, als die Natur aufhebt; oder wollen sie dieses blos in Religion und Kirche bewirken? — Weiser würden sie thun, wenn sie die ohnehin durch falsche Bildung allzutief gewordene Spalte zwischen Geist und Sinn zu vereinigen trachteten, die gewöhnlichen Begegnisse des Lebens mit seinen höchsten Beschäftigungen angemessen verbänden.

Anders als sie dachte das Alterthum christlicher und vorchristlicher Welt. Woran, sagt ein ernster Kenner des griechischen Alterthumes, (Winkelmann) sind gute Gemeinwesen von schlechten Gemeinwesen sicher zu unterscheiden? Gute Gemeinwesen sind diejenigen, in welchen die Wohnungen der Privatleute Hütten, die Tempel der Götter aber herrlich, und die Rathhäuser stattlich

sind; in schlechten Gemeinwesen dagegen liegen Tempel und Rathhäuser versäumt, die Privatleute aber wohnen in Pallästen.

2) Der Heiland selbst vergleicht die Aussaat seines Wortes dem Senfkorne, welches in die Furche gestreut der kleinste ist unter den Saamen, welches, heranwachsend, ein mächtiger Strauch wird, ein Baum, zu welchem die Vögel vom Himmel herabkommen, um unter seinen Zweigen zu wohnen. Er vergleicht sie dem Sauerteige, dessen Weniges unter das Mehl gemengt, in ihm fortgährt, bis es gar durchsäuert ist. Er selbst sandte seine Jünger in die Welt, die frohe Botschaft zu verkündigen, und seine irrenden Brüder zu ihm zu versammeln. Während seines Lebens, wie nach seinem Tode war Dieser Lehre fürwahr nicht klügelnde Verstandesüberzeugung; sie war Kunde von dem neuen himmlischen Reiche, Mittheilung neuer ungekannter Kraft, milde, züchtige Lebenseinrichtung in der verworrenen Welt.

Einer der edelsten Geister der nah' an uns gränzenden Vergangenheit, welcher unter vielen andern Verdiensten auch das große Verdienst hat, mitten aus einer selbstgefälligen Gegenwart die Hoheit des früheren christlichen Lebens ahnden zu machen, und oft treffend wie mit Blitzen zu beleuchten, Johannes von Müller, sagt: „unser Zeitalter erkranke vorzüglich an Mangel an historischem Geiste.“ Setzt man zu diesem Mangel einen sehr nahe mit ihm verbundenen, das mangelnde Bedürfniß nämlich einer höheren und überweltlichen Verbindung, (ein Mangel, welcher aus irriger Anwendung blos rationaler Denkart herzuleiten ist) so wird man die unzu-

längliche oder gar falschen Ansichten über Offenbarung überhaupt, über Christenthum und dessen früheste Verbreitung, wie sie in unseren Tagen beynahe überall die herrschenden geworden sind, leicht enträthseln können.

Wer das Evangelium selber, vorzüglich die Sendschreiben der Apostel, dann das frühere Alterthum der christlichen Väter und ihnen zur Seite die mitlebenden heidnischen Schriftsteller sorgfältig durchliest; der wird sich, wenn er nur nicht von dem Aberwitze besessen ist die Spanne seines Gedankens für die Weite der Menschheit zu halten, bey der strengsten und ruhigsten Kritik, ja selbst bey Anwendung jener wenig gekannten höheren Kritik, welche vor allem sich ein Bild des Individuums das zu uns spricht, seines Charakters, seines Lebens entwirft und auch diese in Anschlag bringt, nicht verschweigen können, daß, in jener frühern Welt, Kräfte unläugbar vorhanden und wirksam waren, welche später entweder nur in minder kenntlichen schwachen Spuren übriggeblieben, oder gänzlich erloschen sind.

Was wäre es denn aber Außerordentliches, wenn wir dieses uns zugeben müßten? Der Forscher, welcher die Natur betrachtet, gesteht, daß in Perioden, deren Gesetz überhaupt ungewiß, kaum aus einigen dürftigen Erscheinungen zu ahnden oder nach dämmernder Ueberlieferung zu bestimmen ist, Verhältnisse eintreten können, wie sie in anderen Zeiträumen nicht gefunden werden; er gesteht, wenn er die Geschichte der Erde überdenkt, daß die Bildungen der frühesten Zeit denen späterer kaum mehr ähnlich zu nennen; er gesteht, und in dem Maaße er unterrichteter ist, um so lieber, daß die Breite des Vorhandenen, die Fülle und Mannigfaltigkeit der Erschei-

nungen so überschwänglich sey, daß sie, wenn gleich ein unwandelbares, mit unserem Geiste wundersam verbundenes, ihm selbst einwohnendes Gesetz überall aufs entschiedenste aus ihr entgegendringt, doch das höchste Vermögen unseres Geistes überflügele; dieses Alles gesteht er von der einen, selben, allbeweglichen Natur; — wollen wir, was wir physischen Kräften zusprechen müssen, geistigen und sittlichen absprechen? der geistigen und sittlichen Entwicklung Gränzen abstecken? Wer hat die Höhen des Geistes erstiegen, und seine Tiefen erkannt?

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, welche Kräfte oder Gaben es waren, die, in jener Zeit frühesten Wachsthums die Verbreitung der christlichen Lehre so wundersam förderten. Genug, daß wir sie nicht abläugnen können; genug, wenn wir gestehen müssen, daß sie nicht nach menschlicher Willkühr, durch äußeren Zuschnitt des menschlichen Lebens können hervorgebracht werden, sondern, von höherer Waltung herbeygeleitet, ein Phänomen der Weltgeschichte, und zwar eines der außerordentlichsten und bedeutendsten bilden.

Daher erscheint für eine tiefere und ernstere Betrachtung der Wunsch so Mancher, welche sich berufen glauben, dem Christenthume eine neue Gestalt zu geben, und welche die Einfalt der ersten christlichen Zeiten zu diesem Behufe anpreisen, sehr oberflächlich und unweise. Sie haben den Theil eines lebendigen Ganzen ergriffen, und denken durch diesen Theil das Ganze wirksam hervorzurufen. Jene Einfalt aber war eine ganz andere als die, welche ihnen vorschwebt. Schon zu Erasmus von Rotterdam Zeiten hegte man ähnliche Gesinnungen, und schon er deckte ihre Unzulässigkeit auf. In sein Gewissen

sollte Jeder, zu der strengen Zucht und feurigen Liebe der ersten Tage sollte die Welt zurückkehren; aber den Geist jener Tage hervorrufen, das vermag menschliches Wollen nicht, und die Einrichtungen der Kirche, gegenwärtig da sie über die Welt herrschend geworden ist, auf jene Einrichtung zurückdrängen, welche löblich war da die keimende Kirche unter Verfolgung im Verborgenen lebte, wäre zweckwidrig und thöricht!

Auch wird dieser Wunsch vorzugsweise von solchen gehegt, welche entweder, zwar gutmeynend an sich, doch mit dem Verlaufe der christlichen Geschichte und ihren wesentlichen Beweggründen unbekannt, oder durch Befangenheit in einseitigen Neigungen über das Ganze des menschlichen Bedürfnisses unklar, oder treuherzig genug sind zu wähnen, was sie sich im Stillen und für ihr eigenes Bedürfniß genügend ausdenken, könne auch sogleich und ohne Nachtheil in die Welt treten. Dies Letztere ist indessen nicht der Fall; und es wird auch fortan bey dem lange geprüften, immer bewährt erfundenen Grundsatze sein Verbleiben haben, daß die Kirche als weltliche, demnach in Zeit, Ort und Sitte wandelbare Anstalt, aufs würdigste der Gestalt des Staates und der Gesellschaft zu entsprechen habe, in welchen sie gegründet ist.

Geht man der Entstehung der christlichen Staatsformen nach, so findet man in der That die Formen der Kirchenverwaltung immer zu ihnen im Verhältnisse. Die Einwirkung, welche die deutsche Verfassung unter Karl dem Großen erfuhr, wurde in sehr bedeutenden Theilen von der schon bestehenden Kirchenverfassung motivirt. Dieses konnte nicht geschehen, ohne daß die Kir-

chenverfassung von der Staatsverfassung eine eben so mächtige Rückwirkung erlitt. Beydes ist für die Kirche kein Vorwurf, vielmehr gereicht es ihr zum Lobe. Das allein kann ihr zum Vorwurfe gereichen, wenn sie in ihre Verfassung oder Verwaltung einen Zeitgeist sich einmischen läßt, welcher der Würde der von ihr aufrecht zu haltenden Lehre nicht gemäß ist, oder vollends dieser Lehre selber Gefahr droht.

Die Lehren und Verheißungen des Christenthumes, (in seinen ersten Zeiten vollkommen dieselben, welche sie in seinen letzten seyn werden) wachsen durch die Fortschritte der Erkenntnis, so wie durch die Entwicklung der Geschichte, an immer zunehmender Helle. Es ist die Bahn, so wie des einzelnen Menschen, so des Menschengeschlechtes, das, was man durch Glauben zuerst treu in sich aufgenommen, durch Erkenntniß in sich zu befestigen, bis endlich höhere Vollendung zu seinem vollkommenen Schauen hinaufführt. Dieses ist auch die Bahn der christlichen Kirche. In der ersten Zeit verknüpfte sie das Wesentliche ihrer Lehre nicht vorzugsweise mit der Erkenntniß, aber sie umfaßte es mit tiefer Empfindung und Innigkeit. Wohl kann man von diesem gewaltigsten aller Weltphänomene sagen, welches die Strahlen seines Aufganges rückwärts wie vorwärts wirft, es habe mit energischem Instinkte angefangen, und, gleich von seinem frühen Erscheinen an, durch höhere Leitung und ahndungsvolle Begeisterung, gewußt was ihm nothwendig, was verderblich. Darum kann man auch jenen neueren Schriftstellern nicht beypflichten, welche mit dem Gebrechen der Verständeley behaftet, und dadurch der Geschichte und Offenbarung entfremdet, auf die

Verhandlungen früherer Concilien mit hohen Augenbraunen herabsehen. Die Weise, mit welcher in einer Kirchenversammlung berathschlagt wird, ist nicht das Wesentliche einer Kirchenversammlung. Diese Weise hängt von ihrer Zeit ab, und drückt ihre Zeit aus. Schätzt man sie gering, so hat man darum doch nicht den Inhalt gering zu schätzen, auf welchen sie angewandt wird. Dieser Inhalt ist es, welcher, in so ferne er den Glauben angeht, in allen Concilien erhaben, einfach und ewig ist; welchen sie weniger zu erhellen, als gegen jede Verunstaltung zu bewahren bestimmt sind. Selbst in den Concilien, über welche man am leichtesten, als über unnütze Streitigkeiten, wegsieht, und welche man, wegen der Heftigkeit mit der damals die durch politische Partheywuth zügellos gemachten Gemüther über Glaubensgeheimnisse bewegt waren, bitter tadelt, sind Untersuchungen angeregt und Entscheidungen ausgesprochen, welche immerfort ihre wesentliche Stelle in der Kette von Problemen einnehmen werden, durch welche der Umfang des menschlichen Nachdenkens begränzt ist, welche den ernster denkenden Geist beschäftigen müssen, so lange ihm über sein Verhältniß zu Natur und Gottheit zu forschen Bedürfniß ist.

Eine der bedeutendsten, ursprünglichen, schon aus den Propheten leuchtenden, durch die Fabelwelt der Nationen schimmernden, mit dem Evangelio in Tageshelle eintretenden, endlich durch die ganze Geschichte der Christenheit fortwirkenden Lehren und Verheißungen Christi, ist die, von endlicher Verbrüderung aller Menschen: in einträchtiger Liebe und gemeinsamer Erkenntniß solle die Welt verbunden, Ein Hirt und Eine Heerde seyn.

Diese Lehre, wiewohl in ihrer Anwendung zu Zeiten falsch behandelt, doch um so wunderwürdiger in ihrer Entstehung, als sie eine blutige und ausschließende Nationalliebe sich gegenüber fand, liegt der Kirche von Anbeginn ihrer Ausbreitung an zu Grunde.

So wie ich oben das Auszeichnende der Kirche nannte, weltlich-überweltlich zugleich zu seyn, woraus entsprang, daß sie wandelbar-unwandelbar zugleich seyn müsse; so bringt diese Lehre mit sich, daß sie nur durch vielfach-einfach zugleich seyn, Verbrüderungsanstalt unseres Geschlechtes werden könne. Vor dem Christenthume waren die Völker in sich abgeschlossen, ohne irgend ein gemeinsames Band; das Christenthum ehrt zwar die Eigenthümlichkeit der Völker, als besondere ihnen angewiesene Bildungsbahnen, aber es lenkt alle diese Bahnen zu einem Mittelpunkte gemeinsamer Lehre und Liebe hin, hebt in diesem ihre Eigenthümlichkeit auf, oder vielmehr verklärt sie in diesem: so wird die Kirche das gemeinsame Band der Völker. Dazu vervielfältiget sie sich, und schmiegt sich der Natur und den Sitten derselben an: denn sie hat von jeher alle Völker, gegenwärtig bereits oder für die Zukunft, als ihrem Schoose angehörig betrachtet, und keine Entfernung von sich anerkannt, als die getrübter Einsicht und abgewendeten Willens.

Hieraus geht der Begriff der Gesammtheit der Kirche in vollkommener Klarheit hervor. Wiewohl nach aussen in das Leben verzweigt, und den Besonderheiten der Staaten und Völker angeschlossen, darf sie doch keinem Volke eignen oder in ihm abgeschlossen seyn, sondern sie muß, in ihrem Innern einig und allgemein,

von den Besonderheiten der Staaten und Völker unbefangen, als Weg zwischen ihnen, als Ziel ausser ihnen, über allen schweben.

Hierdurch wird auch das mögliche Verhältniß bestimmt, welches die kirchliche Gesellschaft zu den Staaten und Völkern gewinnen kann. Die Kirche als Gesellschaft muß so gestellt seyn, daß sie mit den Völkern zwar in Verbindung, mit dem Staate in Berührung und gemeinsamer Wirkung, keineswegs aber in Abhängigkeit von ihm ist. Diese Abhängigkeit würde erfolgen, die gesellschaftliche Einheit der Kirche würde zerrissen und dadurch ihre innere Unwandelbarkeit gefährdet werden, wenn die Kirche nicht, für ihre äusseren Bedürfnisse auf sich selbst gegründet, durch sich selbst bestehen könnte.

Wirklich war auch von den frühesten Zeiten der Kirche an, der Bestand derselben und ihrer Diener, nicht auf eine dienende Weise vom Staate abhängig. In den allerersten Zeiten lebten die Bischöffe theils wie Paulus, von ihrer Hände Werk, theils von der allgemeinen und innigen Liebe der Gläubigen, welche damals selbst ferne Gemeinden in Wohlthätigkeit und Milde verband. Der Bedarf der Diener der Kirche ist nämlich bey dem Besitzthume derselben eine nur untergeordnete Rücksicht; die freye Verbreitung des Glaubens durch die Welt, die würdige und unbeengte Aufrechthaltung des Gottesdienstes, die öffentliche und stille Wohlthätigkeit, die Unabhängigkeit der Lehrer von der Persönlichkeit der Regierenden; das sind die Hauptrücksichten, welche ihn gebieten Uebrigens besaßen, der römische Bischoff noch ehe die Kaisergewalt von Bekennern des Christenthumes geübt ward, und wahrscheinlich auch die übrigen Haupt-

bischöffe schon sehr frühe, Eigenthum zu Gunsten ihrer Gemeinden. Auf welche Weise später Gregor der Heilige, dieser zugleich Gesetzgeber der christlichen Kirche für ein Jahrtausend, und Familienvater der gesammten christlichen Familie seiner Zeit, seine und seiner Gemeinden Schätze zur Ehre des Glaubens verwandte, ist allgemein bekannt. Als die Kirche sich unter den nordischen Völkern feststellte, trat sogleich freyer Güterbesitz für sie ein; er dauerte alle Jahrhunderte durch, bis diese letzte zerstörende Zeit ihn aufhub.

Was für Folgen für die Religion diese zerstörende Zeit bereits hatte, liegt vor jedermanns Augen; was für Folgen sie auch in naher Zukunft haben würde, wenn man die umgestürzten Einrichtungen der Kirche nicht wieder aufbaute, möchte leicht die Erwartung Vieler, die zu ihrem Wiederaufbau sich thätig erweisen sollen, übertreffen. Man kann sie nur wieder aufbauen, indem man ihren Grundcharakter, Unabhängigkeit, Einheit und Allgemeinheit nicht aus den Augen verliert; jeder Aufbau ohne Rücksicht auf diesen Grundcharakter würde sie zerstören. Eine dürftig besitzende Kirche mag es geben; — allzureicher Besitz hat ihr nie Segen gebracht; — eine besoldete Kirche kann es nicht geben; der Diener der Kirche würde dadurch Diener des Staates, die allgemeine Lehre käme in Gefahr sich mit nationeller Eigenthümlichkeit zu mischen, das Band würde aufgelöst, welches durch Ueberlieferung und Weihe die minderen Häupter an das höchste Haupt der gesammten Christenheit knüpft.

So wahr es seyn mag, daß besonders in den Zeiten des Verfalles, unwürdige Prälaten ihre Pfründen

verzehrten, während sie ihr Amt vernachlässigten, so sind doch jene Geschichtschreiber höchlich zu tadeln, welche von solchen Vorgängen überhaupt oder von Vorurtheilen ihrer Zeit irre geleitet, die frühen Schenkungen der Kirche verächtlich machen, oder als nachtheilig darstellen wollen. Schon das sollte sie bescheiden machen, daß wir die Urbarmachung sowohl des Landes, als die Ueberlieferung der Wissenschaft, Kunst und mancher guten Lehre großentheils dem ruhigen Besitze der Kirche zu danken haben. Denn Herrscher, die in einem edeln Sinne wie Karl oder Alfred der Große ihre Völker angeregt, gab es theils wenige, theils konnten diese ihren Sinn auf ihre Nachfolger nicht übertrageu. Und auch sie hätten ohne den vorangehenden Fleiß der Geistlichen ihre großen Absichten weder so schnell, noch durch andere als durch Geistliche verwirklichen können.

Auf die Gründe, welche den Staat bestimmen müssen, der Kirche Eigenthum und die damit so nahe verwandte Unabhängigkeit zu sichern, deute ich später bey mehreren Anlässen. Die Gründung des Eigenthumes war eine segensvolle und nothwendige Einrichtung jener frühen Zeit.

3) In unseren Tagen, welche das edle Verlangen auszeichnet, zur Religion zurückzukehren, hört man überall von Staat und Kirche reden; von der Nothwendigkeit, mit welcher beyde einander fordern, beyde, um dauernd zu seyn, einander voraussetzen. Die Stimmen aber sind sehr verschieden, welche sich über die gegenseitige Stellung, Bedeutung und Rechte des Staates zur Kirche erheben.

Die Kirche betrachtet sich als Aufbewahrerin der Religion überhaupt, als angeordnet, diese, so wie durch Lehre, so durch die sonstigen ihr verliehenen Mittel zu verbreiten.

Ueber die Art religiöser Verbreitung (ich rede hier von Religion im weitesten Sinne, in welchem sie nicht blos die christliche Lehre umfaßt) lassen sich unter uns gegenwärtig drey in sich sehr verschiedene Gesinnungsarten unterscheiden.

Die Erste fühlt tief, daß alles Religiöse im Menschen mit dem Vermögen des Willens, also der Freyheit, zusammenhange. Diese Freyheit, welche sie von den bewußtlos-wirkenden Trieben der Natur aufs genaueste scheidet, wiewohl sie sie gleichfalls aus der Natur, nur aus zum Bewußtseyn gesteigerten Trieben derselben, herleitet; welche immer auf Bändigung unbewußter Triebe und ununterbrochener Besonnenheit beruht; schätzt sie als höchstes Gut. Wo sie ausgebildet ist, findet sie den Menschen mit der ihn umgebenden Natur, mit den Kräften seines eigenen Daseyns im schönsten und wohlthätigsten Einklange. Sie will, daß diese Freyheit zwar überall angeregt, befördert, belebt, nicht aber in irgend einem Sinne aus der Natur entrückt, und durch feste Zucht und Lehre über die Natur geleitet werde. Der Staat verlangt sie, solle in die äusseren Handlungen Gesetz und Ordnung bringen; das Innere des Menschen aber, was aus dieser Freyheit entspringt oder auf sie deutet, solle er, wie jedwede öffentliche und allgemeine Macht, unangetastet lassen. Dieses habe sich, gleich jedem bewußten Triebe im Menschen, nicht durch eine gesellige Anstalt,

vielmehr durch gesteigertes Denken, Empfinden und Wissen, durch Erfahrung des Lebens, stille Lehre und Weisung, naturgemäß zu entwickeln.

Diese Gesinnungsart, wie sie überhaupt das Christenthum nicht anerkennt, obschon sie vielen seiner herrlichsten Kräfte und Tugenden sich verwandt fühlt, läßt auch den Begriff einer Kirche, in christlichem Sinne, nicht zu. Sie nimmt an, daß das Sittliche im Menschen durch höchste sittliche Anlage und Anziehung ähnlicher Bedürfnisse, hervorgebracht und geleitet werde. Wo sie aus einer reichen Natur quillt, wo sie Sinn, Verstand, Empfindung wahrhaft durchdrungen, macht sie edler ruhiger Erkenntniß fähig, lehrt die menschlichen Dinge mit klarer Einsicht ordnen, schmückt mit Würde, mit den tüchtigsten und heitersten Tugenden für diese Welt; nur die Richtung zu einer höheren Welt, die Erkenntniß der Offenbarung, die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele bleiben ihr verschlossen. — Ich werde an einem andern Orte, in einem diesem Gegenstande eigends gewidmeten Werke, diese Gesinnungsart, welche bey so vielen Geistern die herrschende war, die durch Erfindung und Wissenschaft die Welt befruchteten, welche auch, wenn man ihr wenige, freylich sehr wesentliche Grundpfeiler unterschiebt, deren Wirkung sich bis in den Gipfel des Gebäudes deutlich erkennen läßt, der christlichen Ansicht sehr nahe steht, der großen kirchlichen Lehre gegenüber, sorgfältiger auseinandersetzen.

Die zweyte der unter uns verbreiteten Gesinnungsarten, erkennt zwar das Christenthum an, und rühmt sich desselben: aber sie faßt es nicht in seinem vollkom-

menen, weltordnenden, weltüberwindenden Charakter; es ist ihr nur als Zug zum inneren Leben, als stille Sammlung des Gemüthes, Berührung und Tröstung desselben durch eine zu ihm herabgelassene Gottheit bekannt. Wiewohl dieser den Menschen nach innen bestimmende Zug als eine der mildesten Aeusserungen der sittlichen Natur, oder der mildesten Wirkungen des Christenthumes zu preißen ist, so ist er doch weit entfernt, das Christenthum selber zu seyn. Dieses ist ein Vorgang, ein Geheimniß zwischen Gott, Mensch und Natur, eine Offenbarung und klar bestimmte Lehre; jener Zug nach innen, (welchen es in sich schließt, nicht aber schwanken läßt, sondern auf gebotener Bahn leitet, was, wo er für sich eintritt, nie der Fall ist) ist nicht es selber, ist nur eine der Früchte seines Daseyns.

Man kann leicht denken, daß diese Gesinnungsart viele Abarten haben müsse. Der führungslos, nur eigener Führung anheim gegebene, nach Innen gewiesene Mensch, ist eben so vielen Irrthümern ausgesetzt, als der nach aussen gewiesene; vielleicht mehreren, weil Erfahrung und Gegenwirkung ihn minder lebhaft belehren. Ich rede hier von ihr nur in Hinsicht dessen, was sie über die Kirche und ihr Verhältniß zum Staate behauptet.

Der größere, wahrhaft christliche, oft mit hohen Seelentugenden geschmückte Theil derer, welche sich zu dieser Gesinnung bekennen, verneint die höhere Einsetzung und Anordnung einer sichtbaren Kirche, und erkennt ihre Nothwendigkeit als einer in sich zusammenhangenden, geselligen Anstalt nicht an. Er erkennt nur eine innere, geistig über die Welt verbreitete.

Der kleinere, in seiner Entstehung noch nicht lange

verjährte Theil derselben, welcher neben christlichen Aeußerungen viel falschen Enthusiasm und weltliche Apprehensionen in sich aufgenommen, will eine Kirche; auch eine äußere, dem Staate gegenüber. Aber soll er sich diese Kirche denken, und ihren Bestand deutlich aussprechen, so geräth er in die seltsamsten Verwirrungen; er will dann zwar eine Kirche, aber nicht die vorhandene, nicht die eingesetzte, sondern eine neue, die nun endlich einmal wahrhaft christliche, zugleich überirdische, volksmäßige, unsern hellen Tagen ohne Widerspruch angemessene, für alle Folgezeiten, jedoch nur aus menschlicher Macht, gegründete! — Unter den so denkenden befinden sich nicht wenig gutwollende und treffliche Menschen, welche von dem Schwindel eines idealisirten Besseren verlockt, der Bahn des vorhandenen Guten sich entziehen.

Die dritte der Gesinnungsweisen, welche ich oben bezeichnet, trifft mit dem alten und ächten Begriffe der Kirche zusammen. Sie hält sie nämlich für eine weltlich-überweltliche Anstalt göttlicher Offenbarung, Einsetzung und Anordnung; sie unterscheidet in ihr Inneres und Aeußeres; sie erkennt alle jene Liebesgeheimnisse der Gnade, in welche die frommen Männer, von denen ich eben geredet, ausschließend das Christenthum setzen, im vollesten Maaße an, setzt eben so keiner höheren Erkenntniß Schranke, aber sie behauptet, die Kirche sey weltlich gegründet, um zu jenen Geheimnissen und höheren Erkenntnissen, die in ihr sich am reichsten entwickeln, und am schönsten reifen, durch erste allgemeine Grunderkenntniß, Lehre, Zucht und Leben zu führen.

Blos diese letzte Gesinnungsweise läßt eigentlich

ein freyes, geordnetes, bedeutendes Verhältniß der Kirche zum Staate zu. Auch sind alle vorhandenen oder je vorhanden gewesenen Verhältnisse der Kirche zum Staate, selbst da, wo die Anordnung zwar blieb, die Gesinnung aber sich entfremdete, aus dieser Ansicht der Kirche entsprungen. Eben so sind alle Verwirrungen zwischen Staat und Kirche aus ihr entsprungen.

Diese äußere Kirche, die Schaale, in welcher die von ihr unzertrennliche Innere als Frucht, der Leib, in welchem diese als Seele wohnt; nicht die blos zufällige Hülle derselben, wie man sie ohne eine tiefere Bedeutung zu ahnden, häufig darstellt; diese ist es, deren äußeren Verfall wir beklagen, ohne deren Heil und Gesundheit die innere gleichfalls nur ein sieches Leben führen kann; diese äussere Kirche ist es, deren Wiederauflebung überall, vorzüglich auch in unserem Vaterlande, alle Guten mit Hoffnung und Zuversicht entgegensehen. Denn die deutsche Kirche liegt im Staube, so sehr als irgend eine andere, und ihre Wiederherstellung ist bey den politischen und religiösen Verwicklungen Deutschlands schwieriger als in jedem anderen Lande.

Bereits sind über diese Wiederherstellung vielfältige Stimmen, erfreuliche sowohl als unerfreuliche, dem wahren Begriffe der Kirche entsprechende und widersprechende, laut geworden.

Am unerfreulichsten ist die Stimme derjenigen, welche, ohne in das Wesen der Kirche zu bringen, mit kühler Berechnung, von ihr als einer nothwendigen, dem Staate selbst unentbehrlichen, geheimeren Polizeyanstalt handeln. Wären die Ansichten dieser Männer die rechten, so wäre die Religion selbst nur ein trüge-

rischer Anschein, der Redliche müßte denjenigen bey. pflichten, welche die Kirche für unnöthig, den Staat allein für genügend halten, die Sorge auch für die innere Wohlfarth seiner Bürger zu leiten.

Es würde anmaßend seyn, bestimmen zu wollen, auf welche Weise die Wiederherstellung der deutschen Kirche vorzüglich zu bewerkstelligen wäre. Dies hat man höherer Leitung und der Vortrefflichkeit der Männer zu überlassen, welche dazu berufen sind. Doch sey mir erlaubt, hier einige abgerissene und allgemeine Bemerkungen mitzutheilen, welche durch den Augenblick und seine Ereignisse hervorgerufen, manches berühren, was Mißverständnissen vorzubeugen, oder das Wünschenswürdige einzuleiten förderlich seyn könnte.

An der Erneuung des großen historischen Standpunktes ist alles gelegen. Die Geschichte hinter sich werfen, und darauf eine neue Geschichte bauen, ist ein Wahnsinn, welcher nur der neuesten Zeit möglich geworden. Wer mag seiner Ahnen vergessen; wer möchte keine Ahnen besitzen, weil einmal irgendwo einer derselben ein Gebrechen an sich gehabt? Ohne sie wären wir wenigstens nicht vorhanden, und des Zusammenhanges, der Aehnlichkeit mit ihnen werden wir selbst dann nicht los, wenn wir frech genug sind, sie zu verläugnen oder zu verläumden. —

Alle weltlichen Einrichtungen sind gut zu nennen, in soferne sie dem vorhandenen Bedürfnisse auf eine wür-

dige Weise entsprechen. Wie selten werden nach diesem Maasstabe die Erscheinungen der Geschichte gemessen. Jeder überschlägt sein Bedürfniß in seinen vier Pfählen, und mißt darnach die Welt. Aber das fünfte Jahrhundert ist nicht das eilfte, und das eilfte nicht das neunzehnte; Spanien ist nicht Italien, und Italien ist nicht Deutschland. Wer indessen auch diese Verschiedenheit in Anschlag gebracht, muß, um ein billiges Urtheil zu fällen, noch erwägen, was in dem jedesmaligen Falle für welchen er urtheilt, das Beste, was das Nächste, und was das Thunlichste war. —

Die Kirche kann nie auf Gewalt gegründet seyn; die Gewalt ausgenommen, welche eine obere Lenkung über die Welt, Glauben und Gewissen über den Menschen üben. Auf dieser hohen und inneren Gewalt hat von jeher das Verhältniß der Kirche zum Staate beruht; jedes andere war ein Mißgriff. Die Kirche schätzt sich zum Ruhme, mit Gott, Glauben und Gewissen gleiches Recht zu haben und gleiches Unrecht erleiden zu können. Der Mensch kann sich gegen Gott, Glauben und Gewissen, der Staat gegen die Kirche verschließen. Fährt die Welt fort, die Kirche zu verletzen, so wird die Kirche fortfahren zu dulden und für ihre Verfolger zu beten, die Staaten werden fortfahren ihrem Untergange entgegen zu gehen. —

Sucht man die Gränze zwischen Staat und Kirche, so muß man unterscheiden: die ewige, unbedingte Gränze zwischen beyden ist, daß der Staat blos auf die That gehen, blos das sichtbar und wirksam gewordene, äußerlich bestrafen und äußerlich belohnen könne. Die Kirche dagegen dringt in Willen und Gewissen;

lehrt, hebt, bildet diese zu immer höherer Vollendung hinan. Auf Willen und Gewissen hat die Kirche daher allein ihr Recht und ihre Erscheinung zu gründen.

Eine wandelbare, bedingte Gränze zwischen Kirche und Staat läßt sich nicht im Allgemeinen feststellen. Die Verhältnisse der Staaten selbst sind wandelbar und fliesend, wie sollten die Verhältnisse der Kirche in ihm stehend seyn? Diese Verhältnisse haben keine unbedingte Nothwendigkeit, wiewohl sie in ihrer Entstehung meist sehr nützlich und lobenswerth waren. Die Kirche verhält sich gegen sie gelassen. Sie giebt vorhandene und erworbene Rechte so wenig ohne Noth auf, als irgend eine Gesellschaft sie ohne Noth aufgegeben; ändert sich die Lage der Dinge, so widerstrebt sie dieser Aenderung nicht; raubt man ihr ihre Rechte gegen Gebühr, so zieht sie sich auf ihr Inneres zurück. In diesem Inneren allein findet sie ihr Nothwendiges: daß der Staat sich in dieses Innere eindränge, hat die Kirche um keinen Preis zu dulden. —

Willen und Gewissen, die unwandelbare, feste, heilige Lehre, welche Willen und Gewissen bildet, die Reinerhaltung dieser Lehre, was in diesen wirkt, und für diese nothwendig ist, das macht das unverletzbare Innere der Kirche aus. Sie hat von Anbeginn an viele blutige Verfolgungen ausgestanden; aus allen ist sie glorreich hervorgegangen, keine hat sie zerstört. Drohte ihr jemals Zerstörung, so geschah dieses, wenn sie weltlichen Sinn und weltliche Wirkung in ihr Inneres greifen ließ. Ihre gegenwärtige Zerstörung ist gleichfalls dadurch herbeygeleitet worden. Daß die Kirche in der Wahl ihrer Bischöffe nur durch die reinsten Beweg-

gründe bestimmt werde, daß sie nur aus würdigen ihrem Geiste entsprechenden Männern erneut, nicht in dem Augenblicke scheinbarer Erneuung von ihr feindlichen Dienern wieder zerrüttet werde, das ist ihr höchstes, ja einziges Interesse. —

Eine Kirche ohne äußeren Zusammenhalt, kann keine Kirche in der Erscheinung bilden. Sie muß äußerlich zerfallen. Sie läßt blos das religiöse Bedürfniß im Menschen zurück, welches von jeher ihm angeboren, sich selbst befriedigt wie es vermag, mit Lehre, ohne Lehre, mit Offenbarung, ohne Offenbarung. Eine Kirche mit äußerem Zusammenhalte, ist, da dieser durch Menschen muß verwirklicht werden, und in soferne er durch Menschen verwirklicht wird, Verunstaltungen ausgesetzt.

Der Philosoph mag untersuchen, welche von diesen beyden Anordnungen dem Menschengeschlechte die meiste Gefahr drohe, oder den meisten Segen bringe: für den Katholiken ist es entschieden. Er hat eine Kirche, und zwar eine durch göttliche Veranstaltung gegebene, gesetzlich, äußerlich zusammengehaltene, durch Verheißung und Geschichte in ihrem höchsten Oberhaupte sacramentalisch verbundene. —

Beynahe alle Verwirrungen, sagt man, die von frühen Zeiten an in der Kirche statt gefunden, sind aus dem Verhältnisse von Rom zu den Kirchen der Völker entsprungen. Ich antworte, wenn aber das enge Band zwischen Rom und den Kirchen der Völker nicht von frühe an vorhanden gewesen wäre, so würden diese Kirchen sich gar nicht haben gestalten können: wenn heute das Band zwischen Rom und den Kirchen der Völker

aufgelöst würde, so würden von heute an diese ins Schwanken gerathen und das Unwandelbare ihrer Lehre und Anordnung verlieren. Daß man losreisse, macht freylich leichter das Losgerissene, nun vereinzelte, schnell zu bessern, richtiger gesagt, nach beliebiger Weise zu modificiren; wer aber schnell bessert, bessert nur für kurze Zeit; und das Losreissen von dem sakramentalischen und traditionellen ist an sich ein so großes Uebel, daß es durch keine anscheinende Besserung, auch die ins Wesen greifendste, kann gut gemacht werden.

Dieses bedürfte einer weiteren Beleuchtung. Uebrigens soll die römische Curie hier gewiß nicht unbedingt in Schutz genommen werden. Hat sie ein Recht die Achtung der Völker zu fordern, so muß sie auch durch Würde und Tugend die Achtung der Völker gewinnen. Stößt in ihr die Leitung der Kirchen der Völker zusammen, so müssen auch die Kirchen der Völker angemessen in ihr repräsentirt seyn: so muß sie sich auch um die Völker bekümmern, sich mit ihren Bedürfnissen vertraut machen, von ihnen lernen, sie lehren. Es würde nicht schwer seyn zu diesem letzteren zweckmäßige Mittel einzuleiten; der Vortheil aber, welcher aus einem erneuten lebendigen Verhältnisse zwischen Rom und vorzüglich Deutschland fließen müßte, wäre unermeßlich. —

Wie schwer wurde es Luthern sich von der angebohrenen, zärtlichen, frommen Verehrung loszusagen, die für die Stamm- und Mutterkirche, selbst in wirkenden Mannsjahren noch, sein Herz beseelte. Wie muß man beklagen, daß Rom ihn nicht besser zu würdigen gewußt! Er war gebohren mit sehr vielem was einen Reformator der Kirche auszeichnet; die Unweis-

heit und Unredlichkeit mehrerer Prälaten, die unseligen politischen Conjuncturen, die jeden Funken der Zwietracht zur Flamme anbließen, viel mehr als sein eigenes heftiges Gemüth waren es, die ihn die Einheit zu zerreissen drängten. Alle Gutgesinnten trauerten über diese Zerreissung. Untröstlich über sie, bis an das Ende seines Lebens, bleibt der feinfühlende, milde, fromme Melanchthon!

Mit welchem Unmuthe wird man nicht erfüllt, wenn man von der so schwer zu tilgenden Anhänglichkeit der Männer, welche den Glauben in unserem Vaterlande trennten, aus einer Zeit, wo allerdings viele und gerechte Beschwerden gegen Rom zu erheben waren, auf die Fühllosigkeit derjenigen blickt, welche gegenwärtig, da eine friedliche Erneuung der Kirche so wahrscheinlich ist, da ein dauernder Verband aller Völker so noth thut, da nicht von Aberglauben und Mißbrauch geistlicher Gewalt, sondern von Unglauben und Unterdrückung geistlicher Gewalt ganz allein die Rede seyn kann, das Heil der zu verjüngenden deutschen Kirche, in trotzige Losreissung von der Mutterkirche, und Aufkündigung alles liebevollen Zusammenhanges mit ihr setzen. Wie wenig ist, wer den Geist dieses Trotzes predigt, von dem Geiste ächter Frömmigkeit beseelt; welche unselige Religion zerstörende Wirkung für unser Vaterland muß eintreten, wenn es je gelingt diesen Geist des Trotzes zum allgemeinen zu machen. Solche Aeußerungen gehören nicht der besseren Zukunft, sie gehören noch der eben unter uns verschwundenen Vergangenheit an. Deren Charakter war Keckheit, nicht Kühnheit! Denn die Keckheit erkennt nichts Großes und Hohes an, sondern

wagt sich an Alles und rüttelt an Allem; die Kühnheit dagegen kennt zwar gegen das Ungerechte keine Furcht und wirft es muthig zu Boden, trägt aber unerschütterliche Ehrerbietung gegen das Rechte, Große und Gute in sich. —

Wenn der große historische Standpunkt vor Allem zu erneuen ist, so geschieht das nicht indem man sich angewöhnt durch das weite Reich der Geschichte vorwärts und rückwärts zu schweifen, Thatsachen aus ihrem Zusammenhange zu reissen, mit ihnen die Gegenwart zu blenden, und durch sie bewußt und unbewußt Absichten zu beschönigen. Die Geschichte beruht durchaus auf Zusammenhang; in soferne etwas aus dem Zusammenhange gerissen ist, tritt es aus der Geschichte. Der Geist der die Thaten hervorruft, macht die Seele der Geschichte aus. Die Thaten und Einrichtungen ernster alter Frömmigkeit, aus dem Geiste neuester Selbstheit und Eitelkeit entwickeln, heißt tragische Heldencharaktere der Vorzeit uns in bunten Possenspielen vorgaukeln. —

So wie dem frommen Menschen keine Prüfung zu lange währt, so dauert der Kirche keine Verfolgung zu lange. Wenn die Kirche nicht weicht, wo sie weichen darf, thut sie Unrecht; aber ein viel größeres Unrecht würde sie thun, wenn sie jemals in etwas wiche, worin ihr nicht erlaubt ist zu weichen. Dieses thut sie, dieses kann sie nicht; könnte sie es, thäte sie es, so hörte sie eben dadurch auf Kirche zu seyn. —

Da die Wurzeln, mit welchen die Kirche in der Gesellschaft befestiget ist, Willen und Gewissen sind, so werden die augenblicklichen Verhältnisse der Kirche

zu der Gesellschaft gleichfalls durch Willen und Gewissen modificirt. Anders verhält man sich zu dem Wohlwollenden, anders zu dem Arglistigen. Wenn Karl der Große einen Geistlichen zu der Würde eines Bischoffes erhoben zu sehen wünschte, war vorauszusetzen, dieser müsse ein frommer, treuer, tüchtiger Mann seyn; hätte es Philipp der Schöne gewünscht, so würde man mit Recht das Gegentheil vorausgesetzt haben. —

Man hat in den letzten Zeiten die Gewalten des Staates gegen einander abgewogen, und jeder sorgfältig ihr Gebiet begränzt. Dadurch wurde der Staat zur Maschine; des Menschen, des Lebendigen vergaß man in ihr. Ebenso wägt man jetzt die Gewalten der Kirche gegen einander ab, und sucht deren Gebiet wechselseitig zu begränzen. Auch dabey vergißt man des Menschen, des Lebendigen; des Vergessens von jenem Geiste zu geschweigen, ohne dessen Leitung die Kirche überhaupt nur eine Anstalt menschlicher Klugheit heißen kann!

Unternimmt man diese Sonderung mit Maas, in frommem und würdigem Sinne, so kann sie eines der fruchtbarsten Ereignisse unserer Zeit werden. Nie kann man einer großen und guten Sache wesentlicher dienen, als indem man sie des Unwesentlichen entkleidet. Die Formen unserer Staaten kamen uns als Nothwendiges mit Zufälligem vermischt, von unseren Ahnen zu; eben so die Formen der Kirche. Manches in unserer Cultur erheischt eine Aenderung in beyden; aber man sey nicht zu rasch und augenblicklich mit diesem Verändern: man erwäge, ehe man verwirft, den Werth dessen, was man verwerfen will. Spricht man von finsteren Jahrhunderten und Einrichtungen einer unmündigen Welt, als

Tadel ferner Vergangenheit, so vergesse man nicht daß man bereits jetzt unser Jahrhundert tadelt, indem man es das Selbstkluge nennt. Man höre endlich auf zu zerstören statt zu erbauen: unsere kaum eine Spanne weit reichenden, oft nur auf die engsten Verhältnisse berechneten neu vorgeschlagenen Einrichtungen, möchten schwerlich geeignet seyn eine zerstörte Welt wieder herzustellen! —

Lessing, der die Wahrheit liebte und dem Rechten sein Recht ließ, sagte vor der Revolution und vor der durch sie erfolgten Zerstörung der Kirche im Jahre 1782, bey Gelegenheit der Reisen der Päbste von Johannes von Müller: „es wäre eine unverschämte Schmeicheley gegen die Fürsten, was Febronius und die Anhänger des Febronius behaupteten: denn alle ihre Gründe gegen die Rechte der Päbste wären entweder keine Gründe, oder sie gälten doppelt und dreyfach den Fürsten selbst. Begreifen könne dies ein Jeder: daß es noch keiner öffentlich gesagt habe, mit aller Bündigkeit und Schärfe, die ein solcher Gegenstand gelitten und verdient, unter so vielen die den dringendsten Beruf dazu gehabt, dieses wäre seltsam genug und ein äußerst schlimmes Zeichen.“ Friedrich Heinrich Jakobi's Werke, Band II. p. 334.

Lessing sagt dieses aus doppeltem Grunde: einmal weil er wohl weiß, daß die Verehrung für den Thron nur eine Folge der Verehrung ist, welche man für die Gottheit hegt; sodann weil er deutlich einsieht daß wenn erst die Bande des Gehorsams in der Kirche locker, und die Macht der Gewohnheit in ihr wankend gemacht worden, auch die äußeren Bande des Gehorsames im

Staate nicht mehr fest, und die heilige Gewohnheit der Gesetze nicht mehr beständig bleiben können.

Unterdessen hatte allerdings von den Berufenen allen keiner das Herz zu reden; dieses schlimme Zeichen hat sich bewahrheitet. Auch ist die Revolution ausgebrochen und die Kirche zerstört worden. Wird man sie nicht neu aufbauen, und zwar in dem alleine ihr angemessenen freyen, reinen und frommen Sinne, so mag dieses wohl auch jetzt als ein schlimmes Zeichen zu deuten seyn, und der Nachdenkende mag nach funfzig Jahren veranlaßt werden, von unserer Gegenwart folgendes zu sagen:

Weil man von Gott, seinem ernsten und ewigen Gebote sich abgewendet, brach Zerstörung in die Welt, schwankten Gesetz und Ordnung, bebten die Thronen, und die Religion wurde aus dem Leben verbannt. Der Mensch vergaß der Richtschnur in seinem Gewissen; war es ein Wunder wenn äußerer Zwang ihn bald als Gesetz band? Eine unerhörte Tyranney wurde gegründet. Dagegen regte sich das angestammte Gefühl des Rechtes und der Freyheit; auch gieng ein Schauer von der Macht und Herrlichkeit Gottes durch die Welt. Die Völker rafften sich auf, schlugen für ihre Freyheit und Gott war ihr Siegsgeschrey. Aber sie vertrugen nur den Gott der im Sturme naht, dem der im Säuseln wohnt verschlossen sie ihre Herzen. Denn als er sie aus der Knechtschaft errettet und ihnen die genommene Heimath wiedergeschenkt, — weigerten sie sich ihm in dieser neugewonnenen Heimath seinen Tempel zu gründen. Sie versagten dieses nicht geradezu; sie verläugneten ihn auch nicht gröblich wie sie vor einem Jahr-

dreyßige ihn verläugnet; sie sprachen vielmehr viel von Ihm; jeder aber nach seiner Erfindung, jeder nach seiner Weise. Sie erkohren sich einen Gott, der den veränderlichen Bewegungen ihres Herzens Bekräftigung, ihrem Hasse und ihrer Liebe Anschein des Guten gäbe; den Gott der ewigen Lehre, den alten Gott, der die veränderlichen Bewegungen des Herzens bändigt und dem Hasse wie der Liebe ihr rechtes Ziel weißt, den verstießen sie; die Kirche, die dessen ewige Lehre aufrecht hält, vernachlässigten sie, machten sie fremder Gewalt unterthan, wollten sie solle weltlichen und augenblicklichen Zwecken dienen, und dünkten sich groß, indem sie das was bestimmt ist jedem menschlichen Willen Richtung zu geben, ihrem selbstischen Willen unterthänig gemacht. Was sie aber errichteten und was sie sich unterwarfen, war die Kirche nicht. Es war nur ein Trugbild der wahrhaftigen Kirche. Diese war unter ihnen verschwunden. Mit ihr war die Religion zum andernmale gen Himmel geflohen; ein menschlicher Dünkel und Fanatismus hatte sich unter ihrem Namen der Völker bemeistert; alle Thronen hatten aufs neue gebebt, und waren nun gestürzt, die Welt aber von Wahn, Mord und Verwirrung überfluthet. —

Das richtige und wohlgeordnete Verhältniß der Bischöffe zum Pabste; das richtige und wohlgeordnete Verhältniß der Nationalkirchen zur allgemeinen Kirche; das sind die großen Probleme, welche unsere nahe Zukunft zu beschäftigen haben. Wer diese Probleme einseitig entscheiden will, mißversteht sie. Zu Gunsten einer Nationalität, oder besser gesagt zu Gunsten eigener größerer Unabhängigkeit, die Einheit aufheben, ist sich selbst

zerstörend: einen unbedingten Einfluß des Oberhauptes gestatten, der durch keinen Verein einer Nationalkirche beschränkt und gemildert wird, ist unweise. In der äußeren Organisation der Kirche sind die Elemente eines wohleingerichteten großen Staates, das Monarchische, das Aristokratische, das Demokratische, deutlich und sehr bedeutsam vereinigt. Ihr Gleichgewicht mag aufgehoben, also wieder herzustellen seyn; dadurch aber daß man eines dieser Elemente lähmt oder gar ausscheidet, wird es nicht hergestellt. —

Dadurch gründet man keine Nationalkirche, daß man dem Einflusse des allgemeinen Kirchenoberhauptes die Kirchen der Völker verschließt; dadurch macht man diese Kirchen entweder in sich erstarren, oder man lähmt sie gegenüber weltlicher Macht, erniedrigt sie zum Dienste besonderer Absichten und eiteln Gepränges. Wo bliebe bey solcher Einrichtung die Einheit der Lehre, die Gleichheit der großen disciplinären und liturgischen Formen? Man spricht von dem Pabste als wenn er der Kirche ein Fremdling wäre. Wie, ist das Haupt den Gliedern, ist der Bischoff, in welchem sich durch die Ueberlieferung und Verheißung alle übrigen zusammenbinden, diesen ein Fremdling! Man gewähre nur dem Oberhaupte der Kirche den für ihre Einheit so unerläßlichen Einfluß; man sorge aber zugleich, daß die Geistlichkeit der Nationen, von ihren geringsten Gliedern an bis zu ihren höchsten, gesetzmäßig, thätig, und nicht blos zu eitelem Scheine verbunden sey. Es ist eine unedle Angewöhnung unserer Tage, daß man was neben und unter einander zu stehen bestimmt ist, sich entgegenstehend nennt; es ist dies ein Ueberbleibsel je-

ner Vergangenheit schlechten Wollens und unlautern Mißtrauens, deren Spuren man überall bedacht seyn muß zu tilgen. Nicht allein der römische Bischoff ist Bischoff der ganzen Christenheit; so wie das Christenthum überhaupt sich über jede allzuenge Vaterlandsliebe zu allgemeiner Liebe emporschwingt, so gehört jeder Bischoff, weß Landes und Stammes er sey, der Welt an! Der römische Bischoff kann daher den deutschen Bischöffen nie als ein zu fürchtender Feind gegenüber stehen; die deutschen Bischöffe haben sich nicht als allzeit schlagfertige Gegner dem römischen Bischoffe gegenüber zu stellen. Man durchlaufe mit Ernst und Unbefangenheit die Kirchengeschichte; was hat von jeher die Kirche überhaupt, was deutsche Bischöffe mit den römischen in Unfrieden gesetzt? Wahrlich nicht, was die Guten wünschen und verlangen, ernster inniger Zusammmenhang in Zucht und Lehre, Vergessen seiner Selbst und alleiniges Leben in der Sache der Religion; sondern Persönlichkeit und alles was Trennendes sich an selbstische Persönlichkeit knüpft. Diese lege man ab; jene belebe man in Andacht und Treue; sie kann man nie zu viel beleben. Man hat so mancherley Ursachen aufgesucht, um die Mißhelligkeiten in Führung der Kirchenverhältnisse zu erklären; selten fand man die wahren, eigentlich bewegenden; meist fand man die, welche der Findende seinem Zeitalter am leichtesten hätte unterlegen können. Will man die Ursache aller Ursachen wissen, welche von jeher spaltende Mißhelligkeiten in Führung der Kirche veranlaßt haben, so ist es die, daß man die apostolische Bahn verließ, und indem man das Zufällige und Aeuß-

sere mit dem Wesentlichen und Inneren vermischte, nicht mehr wußte wofür man mit Entschiedenheit zu stehen, welche Mittel man mit Entschiedenheit zu ergreifen habe. Ueberall ist der Mensch nur in dem Maaße er das Rechte will, und in dem Maaße er dem Rechten und dem Ursprunge alles Rechten anhängt, ausharrender Entschiedenheit fähig. —

So wie das größte Unheil für die deutschen Völker würde gewesen seyn, unter keinem allgemeinen Bunde gesetzlich vereinigt zu stehen: so würde das größte Unheil für die deutsche Kirche seyn, keine gemeinsame Erneuung und Anordnung ihrer Verhältnisse zu erhalten. Die Geistlichkeit müßte dadurch eine ihrer Wirkung unangemessene Abhängigkeit, entweder von der weltlichen, oder von der höchsten geistlichen Behörde erleiden. Beydes zöge den Ruin der Religion nach sich. In Tagen in welchen die Fürsten ihre Länder in ununterbrochener Ruhe besaßen, gieng Krummstab nicht mit dem Schwerdte: in Tagen in welchen der Besitz der Länder so wandelbar ward wie fahrende Habe, wollte man Landesbisthümer errichten. In Tagen in welchen man die Gerechtsame der Bischöffe gegen den obersten Bischoff so herbe zu sichern bemüht ist, daß selbst Gegner des römischen Stuhles es tadeln, will man Verhandlungen einzelner Sprengel mit Rom gestatten. Will man wohl durch die That bezeugen, wie sehr man vergessen habe, daß das Dauernde aller menschlichen Anordnungen allein auf Recht, und vereinte Vertretung des Rechtes könne gegründet seyn! —

Wann wird der Streit zwischen Staat und Kirche vollends geschlichtet seyn? Wenn die Menschen, gu-

ten Willens geworden, das Wahre mehr lieben als das was ihnen eignet. Denn der Streit zwischen Staat und Kirche ist gar nicht im Wesen des einen oder des anderen gegründet; beyde umschließen einander und weisen auf einander wie in der Pflanze der Blätterstand auf den Blüthenstand weist. Es dürfte sehr nützlich seyn, von Vorurtheilen jeder Zeit also auch der Gegenwart unbefangen, diesen ihren im Wesentlichen friedlichen Zusammenhang in klaren Zügen zu entwickeln. Vielleicht verständigte man sich dann besser über sie, als wenn man beyde ursprünglich als Parthey darstellt, und selbst für die eine oder den andern Parthey nimmt. Dann würde man auch leichter Staat und Kirche von dem historischen Standpunkte aus betrachten können; man würde sehen wie beyde in steter Entwicklung begriffen, immer gegenseitig auf einander einwirken; wie man nicht den einen ohne die andere begreifen, nicht die eine dem anderen unterordnen, endlich über beyder Natur und Bedürfniß nicht dadurch bestimmen kann, daß man die eine oder den anderen in augenblicklichen Erscheinungen fixirt, und diese als dauernde Richtschnur ihrer Verhältnisse aufstellt.

Daß das Christenthum in der Organisation des katholischen Clerus, wie der Verfasser sagt, sich der Monarchie vorzüglich günstig erweise, ist unter Bedingungen wahr. Der Idee des Kaiserthumes zeigt es sich vorzüglich günstig. Für die Monarchie ist es ein Vor-

bild der besten, wie denn die Kirche von jeher den Stand der Freyen besonders gefördert, zugleich die Formen festgehalten und dem Geiste keine Schranke gesetzt hat. Der katholische Clerus ist in soferne monarchisch organisirt, als bey jeder weiteren Ausdehnung eines Staates monarchische Formen überhaupt vorzüglich zweckmäßig zu nennen sind.

Sagt der Verfasser das Christenthum habe sich der Monarchie angeschlossen, so dürfte er mit gleichem Rechte sagen, die Monarchie habe sich dem Christenthume angeschlossen. Diese Wechselwirkung des Staates und der Kirche, als Gesellschaft betrachtet, bildet den wahren Gesichtspunkt, von welchem aus Kirche und Staat in ihren geselligen Anordnungen zu überschauen sind. Vorzüglich ist es für die Gestaltung der Kirche im Abendlande unerläßlich. Die nordischen Völker, als sie ihnen fremde Länder besetzten, kamen meist von sehr einfachen Staatsverhältnissen zu verwickelteren hinüber. Bis auf wenige Ausnahmen, ließen sie den von ihnen bezwungenen Stämmen ihr Gesetz und ihre Sitte, ohne jedoch die ihrige zu verändern oder zu erweitern. Viele von ihnen traten bey Gelegenheit der Wanderung erst in das Christenthum ein. Bey den Sachsen war die Annahme der christlichen Lehre das Siegel ihrer vollkommenen Umgestaltung. Natürlich daß die Priester der eben angenommenen Religion so einen lebendigen Einfluß auf die Völker sowohl als ihre Herrscher gewannen; natürlich daß bey dieser Durchkreuzung von Gesetz und Sitte die Priester, welche beyden Partheyen auf gleiche Weise aneigneten, für beyde Partheyen Vermittler, Rathgeber, Schiedsrichter wurden. Sehr viele hergebrachte Rechte der Geistlichkeit, die vielleicht in unseren Zeiten passender dem Staate anheim fallen könn-

ten, die man ungründlich einer Herrschbegier und falschen Klugheit des Clerus jener frühen Zeit zugeschrieben hat, finden ihre natürliche und ehrenvolle Erklärung, so wie man sich in jene Zeit versetzt, in welcher sie zu allgemeinem Segen ihren Ursprung genommen.

Sollte denn als der Staat sich ausbildete, seine Rechte ordnete, die Kirche unausgebildet, in ihren Rechten ungeordnet bleiben; sollten die Gaben einer steigenden Bildung blos den Staaten zu Gute kommen, der Kirche nicht? — Gerade im Gegentheile sind jene Jahrhunderte sich feststellender geselliger Verhältnisse, selbst wenn sie Irrthümer und Unvollkommenheiten in sich schließen, darum vorzüglich erfreulich und beachtenswürdig, weil sie in jeder Einrichtung die Ueberzeugung ausdrücken, daß die Kirche das unerläßliche und wesentliche Complement der Staaten sey.

So wie sich daher die Völker des Abendlandes zum Glauben bekannt hatten, trat auch sogleich die Geistlichkeit in ihre ständischen und allgemeinen Berathungen ein, und hielt fortwährend mit Scheidung und Bedeutung der übrigen Stände gleichen Schritt. So wie, seitdem die Welt ein christliches Oberhaupt erhielt, die Kaiser billig den Concilien beywohnten, um die augenblickliche Stellung der Lehre zum Staate gründlich zu durchsehen; eben so billig muß die Kirche, in ihrem nationalen Verbande wenigstens, zu öffentlichen allgemeinen Berathungen des Staates gesellt seyn, und sorgen daß nach aussen und innen ihre Rechte nicht gekränkt werden. In der ersten Abhandlung sagt der Verfasser zwar, daß die Anerkennung zweyer Kammern oder dreyer Stände ihm gleichgültig scheine, aber blos in

Hinsicht auf den untergeordneten Gesichtspunkt der Verwaltung. Er zeigt in dieser Abhandlung überall, daß dieses für einen höheren nationalen Gesichtspunkt, so wie vollends für jenen allgemeinen, dessen er nicht erwähnt, keineswegs der Fall sey. In christlichen Staaten bilden die drey Stände vielmehr wesentliche und unerläßliche Bestandtheile des Ganzen.

Wenn christlich gesinnte und liebevolle Männer diese Wahrheit, die sich unter vielfachen Stürmen des Lebens seit einem halben Jahrtausende erprobt hat, nicht in ihrer ganzen Bedeutung fassen, sondern die Einheit der Kirche und ihrer Diener allein auf jene sanfte Bruderliebe gegründet sehen wollen, welche die frommen Menschen aller Zeiten und Zonen verbindet, so ist ihre Ansicht dahin zu bestimmen, daß diese brüderliche Liebe freylich die Bedingung sey, ohne welche kein Band der Kirche und derer die sie vertreten, statt finden könne; daß wo sie fehle nur noch die rohe Schale eines solchen Verbandes zurückgelassen werde; daß daher die Liebe lebensvoll zu erneuen, das Gerüste der Zucht aber nicht umzustoßen sey, über welchem sich die wahre Liebe am sichersten aufbaut.

Lehrt das Christenthum in seiner letzten Vollkommenheit, Entsagung und Verachtung der Güter dieser Welt, so lehrt es zugleich in seiner Anwendung auf die Völker, den Gütern dieser Welt in soferne Werth und Bedeutung beylegen, als sie das niedere Bedürfniß zu stillen, und den Geist zu sittlicher und religiöser Betrachtung zu erheben fähig sind. Diese zweyfache Lehre, ohne welche die an sich wundervolle Verbreitung des Christenthums vollends undenkbar wäre, ist übrigens keine Erfindung späterer Jahrhunderte. Sie ist bereits in dem Evan-

gelio angedeutet, und war der frühesten Zeit unter der Benennung des vollkommenen und minder vollkommenen Lebens bekannt.

4) Der Thron und die Kirche sind zwey Strebebogen, sagt Chamfort, die wechselseitig einander halten. Werft einen um, der andere wird von selbst nachfallen. Voulez vous faire une révolution, sagte Mirabeau, il vous faut commencer par décatholiser la France.

Die weitsehenden Partheystifter der Revolution haßten nicht unmittelbar die katholische Kirche, oder ihren Clerus, gegen den sie eine gleichgültige Verachtung hegten; sie haßten sie mittelbar in soferne sie ihren weiteren Absichten, dem Umsturze aller geselligen Ordnung, der Aufrichtung einer erträumten Naturordnung im Wege stand. Dieser zu Liebe mußte das Christenthum, es mußte der Gedanke der Gottheit (bey deren bloßem Gedanken einem wohl talentreichen Seher jener Naturordnung immer unwillkührlich ein Schauer der Zernichtung durch die Seele fuhr, Diderot nach Chamfort) aus der Reihe des Vorhandenen verbannt werden. Dieses konnte erst mit Erfolge geschehen, wenn die bestehende feste Zucht und Lehre in der Welt aufgehoben war. Dann konnte man mit frechem Verstande jene zarteren Beziehungen verhöhnen, welche dem Menschen die Nähe der Gottheit und die Wege der Vorsehung fühlbar machen; dann konnte man beruhigt voraussehen, es werde in Sinnlichkeit fallen und falscher Lehre empfänglich werden. Daß man auf diesem Wege gestrebt, beweisen die Briefe Voltaire's und seiner Vertrauten aufs deutlichste.

Fievée, der immer blos im Politischen verweilt,

aber weil er bestimmt und klar *in* diesem Fache ist, auch in ihm minder bekannte Regionen mit Bestimmtheit und Klarheit blickt, sagt in einer seiner neuesten Schriften: „Die Gottesverehrung ist eine Empfindungsweise; das Christenthum ist eine Religion. Der Unterschied zwischen einer Empfindungsweise und einer Religion, ist, daß jene dem Individuum angehört, diese eine Anstalt ist; daß jede Anstalt ihre Gesetze hat; daß niemand gehalten ist zu empfinden, oder Eingebungen sich anzueignen, während jeder gehalten ist, den Gesetzen Folge zu leisten, so lange sie öffentlich geübt werden.“ Man könnte schwerlich etwas sagen, gründlichere Einsicht in die Triebfedern zu gewähren, welche die Stifter der Revolution zu Verfolgung der katholischen Kirche bestimmten.

Die christliche Lehre giebt zwar keinesweges zu, daß ohne sie die Fähigkeit der Religion überhaupt in dem Menschen statt finden könne; denn, indem sie das Wesen der Religion in die Rückkehr des von der Gottheit entfernten Menschen zu der Gottheit setzt, diese Rückkehr aber ohne zuvorkommende Einwirkung der Gottheit für unmöglich hält, setzt sie auch von dem Augenblicke an, von welchem dem Menschen die Rückkehr zu seinem Urquelle ein Bedürfniß ward, ihre vollkommene und geschichtliche Erscheinung in dem Verlaufe der Zeiten voraus. Wohl aber giebt sie zu, ja sie lehrt ausdrücklich, daß vor ihrer vollkommenen und geschichtlichen Erscheinung dieses Bedürfniß der Rückkehr zu seinem Gotte in dem Menschen immer wesentlich vorhanden gewesen, daß er immer dieses Bedürfniß, mehr und minder richtig, mehr und minder irrig geleitet, gefühlt und befriedigt habe. Ebenso lehrt sie, daß auch nun nach ihrer Erscheinung, wiewohl

in einem anderen Verhältnisse, dieses Bedürfniß bey allen denen unerläßlich vorhanden sey, die entweder von ihr nichts vernehmen, oder die der Gewalt ihrer Lehre sich entziehen. Mit einem Worte, das Christenthum hält das Bedürfniß rückkehrender Verbindung des Menschen mit der Gottheit, für das eigentlich entscheidende Merkmal des menschlichen Geistes. Du hast uns für dich geschaffen, sagt einer seiner früheren großen Verbreiter (St. Augustinus) und unser Herz ist unruhig, bis daß es Ruhe findet in Dir.

Alles das also, was man natürliche Religion, besser gesagt, dem menschlichen Geiste anerschaffenes Religionsbedürfniß, was man innerlich gefühltes Christenthum nennt, trägt die christliche Kirche, welche ihrem Ursprunge nach innerlich und äußerlich, ewig und zeitlich zugleich ist, vollkommen und der That nach in sich. Sie behauptet, ohne Bedürfniß der Rückkehr zu seinem Gotte in dem Menschen, könne eine Rückführung zu seinem Gotte, eine Aussöhnung mit ihm, gar nicht bewerkstelliget werden; sie setzt diese Anlage in dem Menschen überall als die Bedingung voraus, ohne welche sie gar nicht vorhanden seyn könne.

Sie erklärt sich aber außerdem zugleich als die göttliche Anstalt, diesem Bedürfnisse eine bestimmte und feste Befriedigung zu gewähren. Sie läßt es nicht blos bey der, in dem auf sich selbst beruhenden Menschen immer schwankenden und ungewissen Frage bewenden, ob der Mensch der Gottheit, und in wieferne er sich ihr nähern könne. Sie beantwortet ihm diese Frage mit freudiger Zuversicht, und zeigt ihm die Bahn seiner Näherung durch ausgesprochenes Gebot.

Wenn der besonnene, seiner inneren Bedürfnisse gewahr gewordene Mensch sich gleichsam von selbst in die Gegend gezogen fühlt, in welcher ihm seine Beziehungen zu der Gottheit zu erneuen vergönnt ist, so läßt die positive, christliche Religion, als Kirche und Anstalt, dieser Gegend ihr vollestes Recht widerfahren; aber auch in der rechten Gegend, behauptet sie, könne man sich verliehren, und erst dann sey man gesichert die Heimath zu finden, wenn man, in der rechten Gegend zugleich auf dem rechten Wege zu wandeln geleitet werde.

Dieser rechte Weg, welcher, einmal in der Welt anerkannt und von der Gesellschaft betreten, über die rechte Gegend nicht mehr in Zweifel läßt, vielmehr durch Angewöhnung und Erziehung wie durch eine zweyte Natur zu ihr hinreißt, war es, welcher den Männern, die das Christenthum letztlich ganz zu vertilgen strebten, in der katholischen Kirche vorzüglich zuwider war. Sie wußten wohl daß sie den Zug nach der rechten Gegend in feiner empfindenden Gemüthern nie würden vertilgen können. Aber sie wußten auch daß es dieser nur wenige gebe, wie nur selten unter vielen gemeinen Steinen ein Edelstein hervorscheint; daß diese wenigen immer vereinzelt stehen, von der Menge verkannt, für die Menge unwirksam. Daß die Menge durch zweckmäßige, in den Staaten selbst gegründete Einrichtungen, zu jenen ihnen verhaßten Regionen hinangerichtet werde, daß man gesetzmäßig versuche, aus der Menge alle die man könne für diese Regionen zu gewinnen, das war es, was sie rastlos zu untergraben sich bestrebten.

Sie wollten daher das Christenthum, als Anstalt

und feste Lehre auf Erden zerstören; mochte es als inneres Gefühl sich dann forthelfen wie es selber vermochte. Dazu brauchten sie folgende Mittel; erst deckten sie, nicht verbessernd und mit Liebe, sondern verhöhnend, alle Mängel auf, welche die Kirche als menschliche Einrichtung augenblicklich verunstalteten; leider waren es ihrer viele; sie lenkten den Blick auf diese Mängel, und hielten ihn von dem Wesen und der unwandelbaren Hoheit derselben mit Gewalt ab. Sie verführten, wo sie konnten die Diener der Kirche; überall verachteten sie sie öffentlich. Sie stießen die Kirche ganz um. Als ihnen dieses auf die Dauer unmöglich ward, nahmen sie sie zwar wieder auf, suchten sie aber in ihrer inneren Wirkung zu entkräften, ihre Einheit zu zerreissen, ihre Glieder zu zersprengen. Sie wollten sie nicht mehr gewaltsam verstoßen, wohl aber klüglich so stellen, daß, ohne entschiedenen Angriff von ihrer Seite, ruhiger Berechnung gemäß, nach funfzig Jahren die Kirche durch sich selbst hätte zerfallen müssen. So suchten sie jenes Wort des Verderbens, welches sie über sie ausgesprochen, zu verwirklichen; il ne faut pas la tuer, il faut la laisser mourir.

5) Auf welche Weise man im Anfange der französischen Revolution versuchte, den katholischen Clerus zu zerstören, ist theils allgemein bekannt, theils habe ich es, seinem inneren Gange nach, eben flüchtig berührt. Eine Zeitlang schien die Herrschaft Napoleons die katholische Kirche schützen und aufrecht halten zu wollen; bald genug zeigte sich das vollkommene Gegentheil. Die Priester wurden, selbst in dem Wesentlichsten ihrer Wirkungen, überall gelähmt und zernichtet; man trug Sorge sie der

Welt absterben zu machen, damit sie bald nichts mehr seyen, als unbedeutende einflußlose Ueberreste einer vergangenen, fremdgewordenen Welt. Das Concordat, welches der Pabst mit Frankreich geschlossen, (10. September 1801) auch ohne die willkührliche Zufügung der organischen Artikel, war ein trauriger Beleg, welche Grundverwüstung die religiösen Einrichtungen in diesem Lande bereits erlitten hatten, und ein rührender Beweis vertrauensvoller Gesinnung von Seiten des Pabstes gegen den Mann, welcher einen Augenblick lang sich das Ansehen gab, als ob er zu Wiederherstellung göttlicher und menschlicher Ordnung berufen wäre. Wie schwer, wie verderblich für die Religion selber, hat Pius VII. dieses allzuharmlose Vertrauen büßen müssen.

Bonaparte war im natürlichen Sinne des Wortes nicht ungläubig. Er hatte dafür einen viel zu energischen Charakter. Unglauben ist eine Eigenschaft schwacher, schwankender, wenig bestimmter Seelen. Er verehrte sogar die Kraft der Religion, aber er sah in ihr nichts als die vereinigende Kraft des Fanatismus, ihr wahres Innere blieb ihm verschlossen. Er hatte einen ausschließenden Herrschergeist. Ihm konnte daher nicht wie den fanatischen Republikanern um ihn, das willkommen seyn, was die Menschen vereinzelte und aus einander trieb; er liebte was sie band; nur sollte ihr Bindungspunkt in ihm, in seinem allbezwingenden Willen liegen. Daß ein solcher Bindungspunkt außer ihm, über ihm in einem höheren Willen liegen könne; daß er sich vor diesem zu beugen habe, wie die Millionen sich vor ihm beugen sollten, über welche er herrschte; kurz, das Segensvolle, welches die Religion in den Tugenden eigentlicher und alleiniger

Größe, der Andacht, der Demuth, mit sich führt; dieses war ihm fremd.

Die große Bedeutung der Kirche für die Dauer und Festigkeit der Staatseinrichtungen, sah er aufs schärfste durch. Aber er mochte sie sich nicht unantastbar, und ununterthänig gegenüber wissen. Er wollte sie unter sein Schwert beugen. Er bedachte nicht, daß sie eben dadurch den Charakter heiliger und höherer Weihe verliehre. Diesen Zweck zu erreichen schwankte er zwischen doppelten Wegen. Manchmal schien er die höchste Priester- und Herrschergewalt in sich vereinigen manchmal den Pabst zu einem Abhängigkeitsverhältnisse zur Kaiserkrone Frankreichs vermögen zu wollen.

Wie nothwendig dem kirchlichen Oberhaupte der Christenheit ein Sitz sey, in welchem es, unabhängig von politischer Gewalt, frey leben und wirken könne, hat die Geschichte früherer Jahrhunderte genugsam beurkundet. Rührend faßte der gegenwärtige Pabst in den Unterhandlungen mit Frankreich vor seiner Gefangenschaft, die Gründe für diese Nothwendigkeit zusammen, da wo er standhaft versagte, den englischen Schiffen die Häfen des Kirchenstaates zu verschließen. Eben so nothwendig ist dem Oberhaupte der Kirche ein freyer und eigener Besitz, das Wesentlichste der Ausgaben zu bestreiten, welche mit der obersten Fürsorge für die Christenheit unerläßlich verbunden sind. Den Pabst apanagiren, wie es der französische Kaiser wollte, würde heißen ihn seiner hohen und allgemeinen Würde entrücken und einer Parthey aneignen.

Die Vereinigung der höchsten Herrscher- und Priestergewalt in einer Person, streitet vollends sowohl gegen den ursprünglichen Charakter der Kirche, als auch gegen ihre

ursprüngliche gleichfalls patriarchalische Lenkung. Die Geschichte des Christenthumes verwirft sie nicht weniger, als die wahre Staatskunst sie verwirft. Wenn der Pabst gegenwärtig zugleich weltlicher Herr ist, so ist sein weltliches Reich von so geringem Umfange, daß er nur der Herr eines größeren Gehöftes genannt zu werden verdient. Auch diese weltliche Herrschaft möchte er wohl gerne entbehren können, wenn sie nicht von der eben genannten Nothwendigkeit, frey als Lenker der gemeinsamen geistlichen Angelegenheiten und unabhängig als Besitzer zu seyn, unwiderleglich geboten würde. Die Tage der Verwirrung, in welchen kriegerische Päbste das Schwerdt ergriffen und als weltliche Herrscher die Parthеysucht des getrennten Italiens mehrten, wiewohl solche Unbilden niemals in das Innere der Kirchenverwaltung eingriffen, sind immer Nebeltage ihrer sonst so glorreichen Geschichte.

Die Neigung des französischen Kaisers die Kirche unter weltliche Macht zu beugen, griff, wie jedes Uebel welches dem Augenblicke bequem ist, schnell genug um sich. So wie in früheren Tagen der Freyheitsschwindel der Franzosen die benachbarten Völker mit in seinen Taumel riß, so that dieses unter dem französischen Kaiserthume die unbedingte Herrschlust. Man vergaß, daß Religion als Lehre zwar in vereinzelten dem Staate vollkommen untergeordneten Verhältnissen könne fortgepflanzt werden, aber daß, ohne frey und in sich selbst zusammenhängend zu seyn, Religion als Kirche unmöglich sich erhalten könne. Wer übrigens mit der großen christlichen Denkart des Alterthumes und der mittleren Zeit vertraut ist, und auf das sieht, was seit funfzig Jahren und mehr unsere Gegenwart vorbereitet, der wird

mit mir übereinstimmen, daß, wenn in der begonnenen Unterordnung und Auflösung der Religion als Kirche nur noch ein halbes Jahrhundert fortgefahren wird, bis dahin die ächt-christliche Lehr- und Empfindungsweise, natürlicher Berechnung nach, bis auf wenige verborgene Spuren unter uns erloschen seyn müsse. Das schließt keinesweges aus, daß auch dann noch die jedesmalig-neuesten beliebtesten und belobtesten Ansichten unter uns sich in den Namen christlicher Lehre kleiden mögen.

Wer das dauernd Gute will, und das menschlich Gute zugleich, das ja nie tadellos gut ist, der wird bey reifer Erwägung gewiß den hohen Werth einer Anstalt anerkennen, welche, auf göttlicher Lehre und Einsetzung beruhend, unter dem Schwanken des weltlichen Treibens unverrückt nach dem einen sichern Hafen hinweist. Er wird sich des klugen Steurers freuen, der mitten durch bewegte Wogen gleitend, nach den unbeweglichen Sternen des Himmels seinen Lauf ordnet; er wird den unklugen Steurer beklagen, der mit dem Steuerruder geschäftig hin- und herspielend, sich unbeschränkter Herr des Elementes zu seyn dünkt, weil er die gebietenden Sterne aus dem Auge verloren, die allein fähig sind, seiner Bahn Richtung, und seinem Wirken Haltung zu geben.

6) Der Pabst hat in der letzten Zeit die Schritte welche er zu Gunsten des französischen Kaisers gethan hatte, zurückgenommen; er hat bekannt, daß er sich in seiner Person und deren Absichten geirrt.

Während dem unseligen Drucke bereits, der auf Europa lastete, machte man dem Pabste vielfältige

Vorwürfe, über das Verhältniß, welches er zu Frankreich eingegangen. Gewiß legte man ihm dabey nur selten die wirklichen Beweggründe unter, welche seine Handlungen leiteten. Es gab einen Augenblick, in welchem Jeder zu glauben versucht war, Bonaparte werde die französische Nation, nach so vielen und furchtbaren Unbilden, zum Gerechten und Guten hinanziehen. Unter welcher Gestalt dieses geschehen könne, blieb problematisch. Wie es geschah, als Republik, als Königthum, als Kaiserthum, war es höchst wünschenswürdig. Der Pabst, dem dieser Wunsch gewiß tiefer am Herzen zu liegen hatte als jedem anderen, glaubte zuversichtlich an den guten Willen des Kaisers, ihn zu realisiren. Daß er von arglistigem Willen, welchen zu ahnden er zu edel war, betrogen wurde, ist wohl verzeihlich.

So wie das Urtheil des Einzelnen selten eine richtige Ansicht von demjenigen giebt, über welchen es ausgesprochen wird, wohl aber den Charakter desjenigen entblößt, welcher urtheilt; so lernt man durch die gang und gebe Beurtheilung am besten den Charakter verschiedener Zeiten kennen. Unsere Zeit dürfte nach diesem Maasstabe kaum bezüchtiget werden, mit übertriebener und vorgefaßter Neigung an das Große und Uneigennützige zu glauben. So schwer wird ihr in irgend eine reinere Triebfeder des Handelns sich zu versetzen, daß wenn der allgemeine Vater der Christenheit Freude bezeigt, die christliche Religion, nach langer Entehrung, in einem der mächtigsten Staaten Europens wieder aufkeimen zu sehen, sie diese Freude leichter aus allerley kleinen Vortheilen und eingebildeten Nebenabsichten herleitet, als daß sie dem einfachen Gedanken Raum gäbe,

ein Mann liebe das von Herzen, was wirklich sein ganzes Herz mit Liebe erfüllt, über dessen Gedeihen er der Welt Glück wünscht.

Manche wären mit dem Pabste sehr wohl zufrieden gewesen, wenn er nur von Anfang an entschieden ihre Parthey genommen hätte. Wenn aber irgend jemand in der Welt zur besonderen Pflicht gemacht ist, keine Parthey zu nehmen, sondern für das Rechte und allein für das Rechte zu stehen, so ist es wohl dem Pabste zur Pflicht gemacht. Sein Beruf ist, Alles zum Guten zu lenken, alles Gute zu unterstützen, dem Schlechten unnahbar verschlossen zu bleiben, den Schlechten, so wie er sich zum Besseren kehrt, mit liebevollen Armen zu umfangen. Auch diese Größe und Einfalt bleibt ihrer Natur nach einem Zeitalter verschlossen, welches, wie vornehm es auch mit Worten thun mag, im wirklichen Leben immer voll Persönlichkeit und selbstischer Bestrebungen ist, und Recht und Unrecht wie eine Scheidemünze behandelt, was ihm Bequemlichkeit und augenblicklichen Gewinn bringt, aufs wohlfeilste dafür einzukaufen.

Man hat daher sogar die Gründe nicht verstanden, welche den Pabst bewogen, letztlich und entschieden sich aller weiteren Verhandlung mit dem Kaiser zu entziehen. Auch diese setzte man häufig in Persönlichkeit. Der eigentlich veranlassende Grund davon war aber kein anderer, als daß das Oberhaupt der Kirche sich, gegenüber dem gewaltigsten Oberhaupte weltlicher Macht, in eine Lage sollte versetzen lassen, welche seine Freyheit nothwendig beschränken und die Würde der Kirche entwürdigen mußte. Dieses versagte der Pabst. Er unterzog sich

der Gefangenschaft; aber indem er sich der Gefangenschaft unterzog, erklärte er sich auch aller Handlungen unfähig, deren Würde ihm, selbst wenn er sie sonst noch hätte vollziehen können, mit getrübter oder geraubter Freyheit unverträglich schien.

Freylich brachte dieses der Kirche einen augenblicklichen großen Nachtheil. Die Zerrüttung wuchs mit jedem Tage, und die Willkühr ihrer Gegner zeigte sich bey der Unthätigkeit ihres Oberhauptes erst recht geschäftig. Indeß war dieses immer ein geringes Uebel, gegen das, welches entstanden seyn würde, wenn der Pabst aus kurzsichtiger Klugheit und eitler Menschenfurcht von dem Rechten gewichen wäre, Schlechtes und Gutes leichtsinnig mit einander verbunden hätte. Scheidung, das so traurige Wort, ist immer noch erfreulicher, als unlautere, das Gute unterdrückende Verbindung. Immer waren unwürdige Menschen in der Welt, deren Zweck dahin ging, durch Verwirrung, Verläumdung, Zernichtung des Guten, selbstische Plane zu fördern; siegend wurden diese aber immer erst dann, wenn die Guten sich feig zeigten, und um einen momentanen Frieden zu erhalten, oder einem drohenden Nachtheile scheinbar zu entgehen, von der geraden Bahn des Rechten ab, menschlich-schwach sich zu den Krümmen des Schlechten hinüberneigten.

7) Immer gab es in Frankreich noch eine große Anzahl stiller und zurückgezogener Menschen, die, sey es aus Einsicht oder Empfindung, dem schimmernden Daseyn, welches sie umgab, nur eine kurze Dauer weissagten; welche wußten, daß Sittlichkeit und Religion

nicht durch Menschenfurcht und ungerechten Zwang könne gegründet werden, daß, was Sittlichkeit und Religion zerstört, sich bald in sich selber aufreiben müsse. Sie sahen die Zertrümmerung alles Guten in ihrem Vaterlande, mit schmerzlicher doch hoffnungsvoller Ergebung, wie ein Gewölk an, welches an der Sonne vorüberziehe. Welche die Sonne sey, um die letztlich sich wieder Leben gestalten müsse, darüber war in ihrem Herzen kein Zweifel. Wandten sie ihre Milde auf ganz beraubte und dürftige Kirchen, so thaten sie dieses entweder um ihren augenblicklichen Untergang zu verzögern, oder um in dem fernen Augenblicke allgemeinen Wiederauflebens ihnen Erholung und neue Wirkung leichter zu machen. Beyde Zwecke wurden, durch die Nothwendigkeit, ihre Gaben in feindselige Hände niederzulegen, im Keime vereitelt; ja sie konnten dadurch für den Fall der Noth sogar fürchten müssen, sie zu ihnen verderblich scheinenden Zwecken verwandt zu sehen.

8) Der Druck, welchen man die Kirche in Frankreich erleiden machte, indem man dem Grundsatze der Unmündigkeit alles persönlich nicht disponiblen Vermögens eine so unerhörte Wendung gab, ist ein Beweis mehr, daß die Gesetze, als geschriebenes Wort, alleine nicht Heil bringen; daß gute Gesetze nur dann wirklich gut zu nennen sind, wenn sie in gutem ihrer Gründung gemäßen Sinne gehandhabt werden. Daß die Güter der main-morte unter einer Staatseinsicht stehen, ist aus zwiefachen Rücksichten billig. Erstlich sichert es diesen Gütern selbst ihr gesetzliches Bestehen, zweytens macht es der allgemeinen Verwaltung die Uebersicht des

circulirenden und nicht circulirenden Vermögens leichter. Aber diese Einsicht hat sich nicht auf eine unbedingte Aufsicht, nicht endlich gar auf Anordnung der Verwendung auszudehnen, und so zuletzt den Sinn des Gebers fremdem Willen unterzuordnen. Eine Staatsverwaltung irrt immer, wenn sie ihre Zwecke gewaltsam durchsetzen will. Sie beruht auf so viel örtlichen und individuellen Bedingungen, daß Ueberredung bey ihr ein noch allzuschwacher Zügel ist, Uebereilung zurückzuhalten. Sie kann den Grundsatz nie fest genug stellen, daß verschiedene Zwecke nicht dürfen amalgamirt, daß die ursprüngliche Bestimmung nicht leichtsinnig dürfe verletzt werden.

Wie sehr es der Sittlichkeit zuwider sey, ohne bedeutende und genau untersuchte Gründe, den letzten Willen der Sterbenden gleichsam durch ein allgemeines Gesetz zu hemmen, leuchtet von selbst ein. Man kann ihn nicht gesetzlich hemmen, ohne jene moderne Denkweise anzunehmen, welche mögliche Vorwürfe des Gewissens bey herannahendem Tode, weniger aus dem mit einem so ernsten Uebergange in eine andere Welt verbundenen tieferen Gefühle des Rechts und Unrechts, als aus abnehmender Geisteskraft herleitet.

Ein Gesetz, das nicht auf diese Denkweise gegründet ist, wird sich wohl hüten, in die inneren Geheimnisse des Gewissens dringen, und über die Mittel markten zu wollen, durch welche ein Sterbender vielleicht im Leben früher Verschuldetes noch am Rande des Grabes gut zu machen denkt.

9) Die katholische Religion schließt keineswegs jene

inneren Tiefen der Betrachtung aus, in welchen fromme, der Andacht ganz geweihte Seelen so gerne leben. Man sagt das wohl hier und da; wo es aber gesagt wird, ist es nur Beweis von Unkunde. Die rührenden Denkmale betrachtender Geister, die sich wie ein stilles Band über die Welt schlingen, und Aehnlichfühlende Aehnlichfühlenden durch die fernsten Zeiten verbinden, wie herrlich sie auch unter den übrigen Bekennern des Christenthumes fortgewirkt haben, wo sind sie ursprünglich herrlicher zu finden, als in dem Schooße der Kirche!

Indessen hat die katholische Religion einen weiteren Umfang als den dieser inneren Betrachtung. Sie ist Volksreligion. Sie greift als solche in das Leben, verschönt, veredelt es; sie weist, und es wird ihr durch ihren ununterbrochenen historischen Zusammenhang leicht, keine Gelegenheit zurück, den einförmigen Wandel der Tage belehrend und belebend zu unterbrechen, und durch das Tägliche selbst zu dem Ewigen zu erheben.

Auf diesem großen Charakter, durch welchen sie eben so dem Weisesten und Innigsten Genüge leistet, wie sie dem Unbelehrten sich faßlich macht, beruht vorzüglich jene allerdings unbestreitbare Wahrheit, daß die katholische Religion, als Anstalt betrachtet, immer reichlich ihr Bedürfniß aus dem Schooße ihrer Bekenner gewonnen habe, und fortan gewinnen werde.

Die Gründe, warum die Kirche nicht von dem Staate besoldet werden dürfe, sind oben genugsam dargelegt. Besoldung der Kirche durch den Staat, würde den Dienern der Kirche wenigstens die Möglichkeit, schwache menschliche Rücksichten zu nehmen, nahe legen. Dem Staate selbst muß werth seyn, daß dieses nicht

geschehe. Er selbst kann ja die Sicherheit seiner Dauer auf nichts fester gründen, als auf die Sicherheit und Unwandelbarkeit der Religion.

Wollte man den katholischen Clerus, wie es in Frankreich der Fall war, besolden, so hieße das in der That ihn zernichten. Theils würde schon bey Anstellung der Geistlichen die bischöfliche Gewalt über Gebühr beengt, theils würden die Priester dadurch ganz gegen ihre Bestimmung vereinzelt werden; außerdem aber würde man der Kirche ihren schönsten Schmuck rauben, nemlich die Unterstützung der Armen, die Pflege der Kranken, die uneigennützige Erziehung der Jugend, die reiche für beynahe alle inneren geistigen Bedürfnisse des Menschen Sorge tragende Organisation des Clerus, die freye Verwendung seines Vermögens für Verbreitung der Erkenntniß und des Glaubens. In Allem strebt unsere Zeit wunderbar durch einander, und man hat sie wohl richtig mit dem Gedränge um die Thüre eines Tempels an hohen Festtagen verglichen, wo, während ein starker Schwarm herauszieht, ein noch stärkerer hineindrängt. Zu derselben Zeit, in welcher man in katholischen Landen die uralte Einrichtung eigenen Besitzes der Geistlichkeit aufhub, mußten die Protestanten, um ihren Glaubenseifer zu bethätigen, in den Fonds der so weit wirkenden Bibelgesellschaften gewissermaßen einen eigenen und freyen Besitz gründen. So ähnlich sind die Mittel zu gleichen Zwecken in allen Jahrhunderten. Will man etwas erstarren und in sich selbst ersterben machen, so hemme man es nur in den Bewegungen freyer Liebe; will man etwas leben und gedeihen ma-

chen, so ziehe man ihm die Schleußen freyer und begeisterter Liebe auf.

Allerdings übrigens läßt sich der Fall denken, und er ist in der Geschichte nachzuweisen, in welchem die unbedingte Schenkungsfreyheit an die Kirche, beyden dem Staate und der Kirche, Nachtheil brachten; dem Staate, weil er ein Interesse daran hat, daß der Geistlichkeit an Zahl weder zu wenig noch zu viel sey, weil er sorgen muß, daß die zu große Menge unveräußerlichen Besitzes (der billige Grund, warum man gegen die zu große Anhäufung der main-morte stritt) dem strebenden und thätigen Bürger nicht hinderlich werde; der Kirche, weil zu großer Reichthum von jeher ihr größter Feind gewesen, weil durch ihn der Geist in Pracht, der Ernst in Ueppigkeit entartet, und der geistliche Stand allzuoft nur als Unterkunft zu einem bequemen und sicheren Genusse angesehen wird.

Alle Gerechtsame beruhen auf Geschehenem. So war auch der Besitz der Geistlichkeit durch Herkommen und Gesetz geheiligt. Er konnte ihr nur genommen werden in einer Zeit, in welcher jedes Herkommen und jedes Gesetz seine Kraft verloren hatte. Eigener Besitz ist für das Bestehen des Clerus unbedingt nöthig. Inwieferne aber bey der in unseren Tagen viel umschauender gewordenen finanziellen Verwaltung unserer Staaten, Verhältnisse über die Gränzen seines Besitzes fest zu stellen, und so ein Gleichgewicht seines Besitzes zu den übrigen Besitzern zu motiviren sey, läßt sich weder im Allgemeinen ausführen, noch kann es hier seine Ausführung finden. Auch der Geistlichkeit können gesetzliche Verfügungen darüber auf die Dauer nur willkommen

seyn; ihr friedliches Verhältniß zum Staate wird durch sie gesicherter und inniger. Die Mannichfaltigkeit ihrer Wirkungen darf übrigens dabey nicht ausser Acht gelassen, die Kirche muß in ihnen als Religions- und Missionsanstalt, als Leiterin des Cultus, als betheiligt bey der Erziehung, Armen- und Krankenpflege berücksichtiget werden.

In Frankreich fühlt man gegenwärtig die Nothwendigkeit, die Kirche auf sich selbst zu gründen, und sie der Staatsbesoldung zu entziehen, sehr lebhaft. Möge man diese Erfahrung in anderen Landen nicht so theuer erkaufen, wie Frankreich sie erkauft hat. Die Anstalten, die man für sie trifft, sind im Ganzen sehr zweckmäßig; die Reden, die man für sie hält, (s. den Moniteur dieses Jahres) sind ihrem Inhalte nach zwar löblich, ihren Wendungen nach aber ein Beweis, wie viel Künste nöthig seyen, das Wahre zu sagen, wenn man es nur halb zu sagen den Muth hat.

10) Die Abnahme des religiösen Eifers blos als Erscheinung, nicht als Folge zerrütteter Zucht und getrübter Lehre darzustellen, ist ursprünglich ein Kunstgriff derjenigen Männer, welche die Wiederherstellung der Zucht und die Erneuung der Lehre mit sehr unerfreutem Auge ansehen würden. Alles was dem Lebensgange des Menschen entrückt wird, wird dem Menschen fremd. Die Religion macht davon keine Ausnahme. Wenn eine Wissenschaft auf einer hohen Schule entweder gar nicht, oder dürftig und ohne gebührenden Ernst gelehret wird, so ist die natürliche Folge davon, daß der Eifer der Lernenden zu ihr erkaltet. Man wird

dieses Erkalten nicht Zufall nennen. Eben so wenig kann man es Zufall nennen, wenn Frankreich gegenwärtig von einem Geschlechte bewohnt wird, welches kein Verhältniß zu der Religion zu finden weiß; denn man entwöhnte es dieses Verhältnisses mit Absicht.

Ein Mann, dem freylich die Einfalt der Wahrheit ohne bunte und phantastische Verzierung zu schauen nicht vergönnt scheint, Chateaubriand, sagt nichts destoweniger sehr richtig, in der Rede, welche er zu Gunsten wiederherzustellender religiöser Ordnung in der Kammer der Pairs gehalten (Monit. d. J.): „Die Männer, welche, nachdem Frankreich vierzehn Jahrhunderte lang ruhmvoll unter den Völkern bestanden, plötzlich die Entdeckung machten, daß es keine Verfassung habe, entdeckten auch, daß gut sey, die Religion von dem Leben zu trennen. Man nahm diese Entdeckung als einen Sieg des menschlichen Geistes über dunkeln Wahn auf. Gott, welcher den Menschen geschaffen, sollte von nun an auf die Handlungen des menschlichen Lebens keinen Einfluß mehr äussern; das Gesetz, dessen Grundlage früher die Völker in einer höheren Ursache gesucht, sollte aus menschlicher Einsicht entsprungen seyn. Jedem stand frey, die Taufe, das erste Zeugniß christlichen Bundes für die Seinen, anzunehmen oder abzuweisen, seine Vermählung vor dem Altare oder in dem Bureau des Maire zu feyern; zu Richtschnur seiner Handlungen die Vorschrift des Evangeliums oder die Verordnungen der Polizey zu wählen; die Vergehungen, deren er sich schuldig gemacht, in den Händen des Priesters, oder unter den Händen des Henkers abzubüßen; seinen Tod endlich mit dem Hinblicke auf ein ewiges Leben, oder mit

dem Hinblicke auf ein düsteres Nichtseyn zu beschließen. Diese Freyheit wurde für Weisheit gehalten."

Ich habe früher bereits (dritte Abhandl. Anmerk. 6.) ein Beyspiel des Mangels an Priestern angeführt, welcher gegenwärtig in Frankreich vorhanden ist. Dieses eine mag für viele seines gleichen gelten.

Die katholische Kirche braucht zu Ausübung des Wesentlichen ihres Cultus mehr Diener, als die übrigen christlichen Bekenntnisse. Man hört sie zuweilen darüber tadeln, als schließe sie viel Ueberflüssiges, viel bedeutungslosen, sinnlichen Schmuck in sich. Sey man doch nicht zu karg über das, was, wenn es auch einer entgegengesetzten Denkart überflüssig scheint, immer die edle Bestimmung hat, dem menschlichen Geiste eine Hinweisung zu dem Gegenstande seiner ewigen Verehrung zu geben. Diese Hinweisung aber ist der Charakter aller religiösen Gebräuche. Daß diese Hinweisung aus dem Sinne in den Geist führe, liegt in der Natur des Menschen. Die Religion ist in allem sinnlich-geistig, weil es der Mensch ist; die Gottheit ließ sich herab zur Erde, weil sie den Menschen von der Erde zu sich hinanheben wollte.

In wieferne und auf welche Weise der Cultus die Sinnen zu ergreifen, und durch sinnlich-milde Eindrücke den Geist des Menschen zum Anschauen der Gottheit zu stimmen habe, ist eine Frage, die sich auf so mannigfaltige Zustände bezieht, daß sie unmöglich im Allgemeinen kann beantwortet werden. Der äussere Cultus wechselt wie alles Aeussere, nach Ort und Zeit, und schließt sich billig der jedesmaligen Bildungsstufe der Völker an.

Zwey Bedingungen sind es, die man immer we-

sentlich an den äußeren Cultus fordern muß. Die erste ist, daß er wirklich geeignet sey, zu geistiger Erhebung zu stimmen, daß er nicht vielmehr durch eine Art sinnlicher Beschäftigung das Geistige verdecke. Die zweyte ist, daß er mit der Zucht ausgeübt werde, die einer so hohen Bestimmung würdig ist. Der Eintritt in eine Kirche soll an sich schon ein ernstes hohes Gefühl hervorrufen. Dieses ernste hohe Gefühl soll jede Handlung unterstützen helfen, die in der Kirche vorgeht. Jede Handlung die in der Kirche vorgeht, soll dieses ernste, hohe Gefühl unterstützen helfen. Giebt sich, auch blos in seinem ganz Aeusseren, der Cultus einem eiteln Modegeschmacke hin, so verfehlt er diesen Zweck; er gewöhnt an das Eitle, wie er von ihm abgewöhnen sollte. Wie gänzlich würde dieser fromme Zweck verfehlt werden, wenn ein gewisses Tändeln mit den Gebräuchen des Catholicismus, eine poetisirende Spielerey mit seinen großen und ehrwürdigen Formen, die seit einiger Zeit sich unter uns Liebhaber gewonnen hat, Eingang in sein ernstes symbolisches Alterthum fände. Vielleicht wäre kein sichereres Mittel dagegen, als dieses Alterthum selbst aus der staubigen Hülle, in welcher es verborgen liegt, hervorzuziehen. Dann würde man vielleicht nicht mehr, was gegenwärtig so oft geschieht, dem Großen anmuthen sich zu verkleinern, sondern das Kleine würde, wie billig ist, in dem Anblicke des Großen sich selbst wieder zu erhöhen suchen.

Der katholische Gottesdienst kann indessen alles seines Schmuckes, und aller seiner äusseren Zier beraubt werden, ohne daß dadurch seine innere Schönheit, die ja auf geistigen Bedeutungen beruht, verletzt wird. Es

ist aber auch nicht dieser äussere Schmuck, welcher die Nothwendigkeit der Vollzahl katholischer Priester gebietet.

Eines der wichtigsten Institute der katholischen Kirche ist die Gewissenspflege. Sie greift tief in ihr Innerstes, und ist eine mächtige Schutzwehr ihres Daseyns. Es ist auch in der That nicht gleichgültig, ob ein Mensch aus Furcht vor äusserer Strafe das Böse unterläßt, oder aus innerer Liebe zum Guten, aus Furcht Gott und sein Gewissen zu beleidigen. Ist die Beichte, wie man sagt, hier und da durch unverständige Priester unzweckmäßig geleitet, oder gar durch unwürdige Priester mißbraucht worden, so kann das kein Grund seyn, diese heilige und wesentliche Einrichtung der Kirche zu vernachlässigen. Der falsche Stolz, welcher unter uns überhand nimmt, daß es nicht Unehre sey Unrecht zu thun, sondern allein Unehre gethanes Unrecht zu bekennen, ist der christlichen Gesinnung auf jede Weise zuwider. Er wird unter den sogenannt, gebildeten Ständen noch mehr überhand nehmen, so wie in den niederen Ständen durch die Schwierigkeit zu den kaum besetzten Beichtstühlen zu gelangen, der Trieb zur Beichte, und der Wunsch, das belastete Gewissen zu entladen geschwächt werden wird, wenn man nicht durch hinreichende Anzahl die Priester in den Stand setzt, dieser Pflicht vollkommen Genüge zu leisten.

Eben so wesentlich ist, daß der Geistlichkeit ein bedeutender Antheil an der Erziehung der Jugend gegeben werde. In Frankreich wußte man gar wohl was man wollte, als man eine Religion zwar dürftig stehen ließ, die immer noch Volksreligion genannt wurde, der man aber die Neigung der heranwachsenden Jugend

durch entgegengesetzte Lehre im Stillen abwendig machte. Auf die Dauer gehörte das zu den zweckmäßigsten Mitteln, „pour décatholiser la France." Es hat dieses immer und überall zu den zweckmäßigsten Mitteln eines so edeln Zweckes gehört. Immer wußten die Menschen, denen an Auflösung der Religion und alles auf das Gewissen gegründeten Guten gelegen war, daß sie, wenn sie sich einer Erziehung der Jugend, die zu Ernst und Frömmigkeit hätte führen mögen, widersetzten, so einen bedeutenden Schritt thäten, ihre unwürdigen Absichten zu verwirklichen. Wie soll aber die Geistlichkeit Theil an der Sorge des öffentlichen Unterrichtes tragen, wenn sie nicht einmal für die Sorge des Gottesdienstes hinreichend ist?

Auch das ist sehr wesentlich, daß die geringe Anzahl der Geistlichen, und die vielfachen Beschäftigungen, die eine so geringe Anzahl nothwendig niederdrücken müssen, dem geistlichen Stande nicht die Möglichkeit raube, in den Wissenschaften und den Gebieten höherer Erkenntniß sich thätig zu beweisen. Der Clerus hat den Ruhm dieser Thätigkeit durch alle Jahrhunderte behauptet. Macht man ihm aber durch Beschränkung seiner Anzahl, durch Verkümmerung seines Ansehens, durch dürftige und unwissenschaftliche Einrichtung der Institute, auf welchen die geistliche Jugend gebildet werden soll, jede höhere Bildung fortan schwer oder unmöglich, so wird er freylich gezwungen seyn, diesen Ruhm aufzugeben. Auch dieses aber wird nicht blos eine Erscheinung der Zeit, sondern eine Folge der Mittel seyn, durch welche diese Erscheinung, als beabsichtigter Zweck, erreicht wurde. Auch hierbey sage man dann

nicht, der wissenschaftliche Eifer in der Geistlichkeit habe abgenommen, sondern man sey redlich und sage: es waren Einrichtungen getroffen, welche Erstickung des wissenschaftlichen Eifers der Geistlichkeit zur unausbleiblichen Folge hatten.

11) Die Einsicht in die gänzliche Zernichtung des katholischen Priesterstandes in Frankreich, und in die Zerrüttung seiner Einrichtungen auch unter uns, ist um so trauriger, als eben diese Einrichtungen, in ihrer Gründung und ihrem wahren Zusammenhange betrachtet, eines der schönsten Denkmahle an göttliche Ordnung geknüpfter menschlicher Ordnung sind. Sollte der Ruin dieser Einrichtungen weiter fortschreiten, ja endlich sie auflösen, so würde man bedacht seyn müssen, wenigstens in einer geschichtlichen Würdigung sie der Nachwelt aufzubewahren. Diesen Einrichtungen verdanken wir großentheils was wir an ächter Cultur, Ueberlieferung des Alterthumes, milder, menschlicher Sitte besitzen. Durch diese Einrichtungen ward es möglich, daß das Christenthum sich schnell im Abendlande, dann rückwirkend im fernen Osten und Westen verbreitete. Auch entstanden diese Einrichtungen so natürlich, so durch die Zeit selber herbeygeführt, daß schwerlich der Witz oder der Scharfsinn unserer Tage, neue, bessere an ihre Stelle erfinden wird. Sie waren auf Welt und Menschheit im höchsten Sinne berechnet; waren sie ja nichts als der natürliche Ausdruck neu sich gründender Welt und Menschheit!

Von jeher konnte man nur zwey Klagen gegen sie erheben. Die erste ist, daß man sie mißbrauche, daß

man das, was Förderung und Belebung des Geistes bezwecken solle, zu Hemmung und Ertödtung des Geistes anwende. Diese Klage kann man gegen jede menschliche Einrichtung erheben, sie kann über den Werth keiner Einrichtung entscheiden. Gerade das Beste kann am meisten mißbraucht werden; und was nicht eines gefährlichen Mißbrauches fähig ist, kann auch zum Guten angewandt, dieses kaum bedeutend fördern. Inzwischen ist von einem klaren und großen Standpunkte aus betrachtet, diese Klage viel minderer Berücksichtigung werth, als man von einem beschränkten Standpunkte aus häufig behauptet. Sie wird vorzüglich von denen geführt, welche glauben, der ganzen Welt könne kein anderes Heil widerfahren, als indem ihr begegne, was ihnen etwa noth thut. Die zweyte Klage ist, und diese darf man allerdings mit Betrübniß erheben, daß zwar vortreffliche Einrichtungen für Alles getroffen sind, daß aber menschliche Trägheit und Untugend verhindere, an ihre Belebung und wirkliche Bethätigung mit gebührendem Ernste zu denken. So klagt schon ein Dichter des dreyzehnten Jahrhunderts:

le leggi son', ma chi pon' mano ad esse, (Dante Purgatorio. XVI. 97.)

die Gesetze sind vorhanden, aber wer legt Hand an, sie geltend zu machen?

Der Werth kirchlicher Einrichtungen überhaupt beruhet auf einer zwiefachen Eigenschaft. Einmal müssen sie den Glauben befestigen und verhüten daß eiteler und nichtiger Wandelbarkeit Raum gegeben werde: zugleich aber müssen sie, von jedem kastenmäßigen mehr auf Meynung und Herkommen, als auf innere Güte

und Wahrheit gegründeten Zusammenschlusse ferne, keinen todten und verfinsternden Glauben zu verbreiten geeignet seyn, sondern den wahren Glauben, dessen unwandelbare Begleiter lebendige Tugend und lichthelle Erkenntniß sind.

In wieferne die katholische Kircheneinrichtung diese Kennzeichen wahrer Vortrefflichkeit an sich trage, ist eine viel zu allgemeine, viel zu großer Vorbereitung bedürftige Untersuchung, als daß sie in diesen Blättern könnte geführt werden. Worüber man sie so sehr tadelt, nemlich daß sie sich nicht jeder neumodischen Denk- und Sinnesart ohne Widerhalt hingebe, das gereicht ihr bey Gründlichen und Vernünftigen zu wahrem Ruhme. Uebrigens will ich die Art, wie man sittliche und geistige Bildung in katholischen Landen, besonders in späterer Zeit geführt hat, gewiß nicht unbedingt in Schutz nehmen. Wer sich der großen Maximen katholischer Kultur in thätiger Anwendung vollkommen erfreuen will, muß sich zu einer ziemlich frühen Zeit zurückwenden. Der katholischen Kultur hat besonders immer sehr viel geschadet, wenn sie zu ihrem wahren Wesen zählte, was eigentlich gar nicht zu ihrem Wesen gehört. Dadurch kam sie in die Lage von sich abzuweisen, was in sie aufgenommen ihr nur den klarsten und schönsten Gewinn hätte bringen müssen. Diesen Fehlgriff kann man ihr nicht erst seit der Reformation vorwerfen; er war bereits früher und mit den scholastischen Formen sehr enge verwoben in ihr vorhanden; aber auch seit der Reformation kann man sie dessen nicht selten beschuldigen. Es ist immer eine Thorheit, sich wesentlich Gutem zu verschließen. Bereichert man sich doch mit jedem

wesentlich Guten, welches man anerkennt und freudig in sich aufnimmt! Die Religion vollends enthält eine so ewige und allgemeine Wahrheit, daß sie mit jeder anderen Wahrheit sich gattet, und im Einklange steht. Wird sie recht gelehrt, und Herz und Verstand von ihr vollkommen durchdrungen, so kann man wohl fest und ruhig jedem Anderen als Wahrheit Dargebotenen sich nähern; denn so macht sie erst wahrhaft fähig, in Wahrscheinendem das Aechte vom Unächten zu unterscheiden.

Es würde von den zerstörendsten Folgen seyn, in unseren Tagen, deren große Bedeutung für die Zukunft selbst dem Unaufmerksamen entgegendringt, wenn die katholische Bildung in ihrem Wesentlichen sollte aufgelöst, und der Flitterstaat neuesten Dünkels an ihre Stelle gesetzt werden. Eben so traurig aber wäre es, wenn sie sich dumpf und starr in sich abschlösse, und die zwey wahren und eigentlichen Vorzüge der Cultur unseres Jahrhunderts, das mit der Einsicht in die tieferen Probleme des menschlichen Geistes zwar prunkt, aber sie nicht vorzugsweise besitzt, nämlich eine sehr hoch gesteigerte Realbildung und eine gegen frühere Zeiten sehr geschärfte Kritik, nicht in sich aufnähme.

Wer die mannigfaltigen Urtheile über den gegenwärtigen Bildungszustand in dem katholischen Deutschlande im Allgemeinen, und über die Art, wie er zu verändern und zu veredeln sey, Urtheile, welche die politischen Reibungen unserer Zeit so natürlich hervorgebracht haben, mit ruhigem und aufmerksamem Ohre vernommen, der wird sich nicht verschweigen können, daß nur sehr wenige von ihnen auf Einsicht und Er-

fahrung gegründet, dem Vorhandenen angemessen, und das Vorhandene zum Besseren zu leiten dienlich sind. Die meisten, wenn sie von diesem Gegenstande reden, dessen Beurtheilung viel, unter andern eine genaue Kenntniß der inneren Motive, die in den verflossenen Jahrhunderten gewirkt haben, voraussetzt, sprechen nur bey Gelegenheit seiner, ihre Angewöhnung, ihr individuelles auf keinen wesentlichen Gründen beruhendes Mißfallen oder Wohlgefallen aus, und beharren bey diesem. Andere tragen in ihr Urtheil Leidenschaftlichkeit und Persönlichkeit, und wähnen dadurch recht fest in sich selber zu werden, daß sie sich gegen jedes ihnen nicht von Jugend auf bekannte Gute ernstlich und ängstlich verbollwerken. Noch andere wünschen eine Verschmelzung des Unmöglichen. Unbekannt mit den Gränzen der Verschiedenheiten, ihren Ursachen, ihrer Geschichte, denken sie das, was ihnen so gleichgültig und unbedeutend sey, könne wohl für keinen andern Menschen Wichtigkeit und tiefe Bedeutung haben. Manchmal mag eine irrige Liebe zum Frieden diesem Wunsche zu Grunde liegen; ich sage eine irrige; denn der wahre Friede in dieser Hinsicht, und wer wünscht nicht diesen wahren Frieden aufs innigste, wird hervorgebracht, indem man das Wesentliche der Verschiedenheit einsichts- und liebevoll anerkennt, es der Freyheit und Ueberzeugung anheimstellt, das Unwesentliche aber mit allberuhigendem Sinne ausgleicht. Oefter liegt ihm keine irrige Liebe zum Frieden, sondern Herrschsucht und eine verhaltene wo nicht Intoleranz, wenigstens Auflösungssucht zu Grunde. Dies ist der Fall, da, wo man um das Wesentliche zwar sich kaum bekümmert, über Vereinigung im

Unwesentlichen aber sich erhitzt und spaltet, und mit allzudeutlichen Zügen verräth, daß man scheinbare Ausgleichung im Unwesentlichen nur brauchen wolle, um bald ins Wesentliche mit frecher Willkühr einzugreifen. Ein viertes, leider durch äussere Conjunkturen sehr wirksames Urtheil, wird gefällt von der Menge derjenigen, welche, ohne das Vorhandene eines ruhigen Blickes zu würdigen, erfüllt mit dem Dünkel der Unwissenheit und selbstgeschaffener Meynung, fühllos über alles das hinfahren, was der Fleiß und die Treue langer Jahrhunderte gegründet hat. Sie bringen, wenn man ihnen zuhört, immer das Bessere. Dieses Bessere aber ist nichts anderes, als der Umsturz des Guten und das Einpflanzen ihrer Ichheit an seiner Stelle. Es ist zu hoffen, daß mit dem starken Stamme der katholischen Cultur (des kommenden Frühlinges seine Säfte wieder lebendiger in Umtrieb zu setzen, harrt jeder Wohlwollende) dieses Pfropfreislein der Bildung eines Jahrzehends sich nicht vermählen, noch gemeinschaftliche Früchte tragen werde. Soll eine von Ahnen ererbte, so starke, so tüchtige Culturanlage (diese wenigstens streitet kein Vernünftiger dem katholischen Deutschlande ab) gegen einen Mischmasch von Philosophemen, Hyperkritik, süßlicher und andächtelnder Belletristerey, halbem Naturalism, der seine Blöse mit einigen Resten des Positiven zudeckt, vertauscht werden! Da sey Gott für! Nach weniger als einem Jahrzehend würde man diesen Tausch bitter beklagen. Man würde bereits dann aus seinen Folgen den Irrthum einsehen, den man begangen, indem man Maulwurfshüglein der Erkenntniß, durch welche einige Blindgebohrene nach dem Lichte wühlen, für

einen Felsenbau hielt, auf welchem, wie in ewigen Angeln, die Erde ruhen könne.

Bey Veränderung und Veredlung eines Culturzustandes kömmt es nicht allein darauf an, daß man das Tadelnswerthe in ihm einsehe, ein richtiges und reines Gefühl ist an sich fähig, dieses Tadelnswerthe herauszufinden. Man muß zugleich sein Lobenswerthes einsehen, man muß das Lobenswerthe in ihm von dem Tadelnswerthen zu sondern, darzulegen wissen, wie dieses Lobenswerthe, dieses Tadelnswerthe in ihm entstanden sey. Kein Irrthum kann gründlich verbessert werden, wenn man nicht mit seiner Geschichte sich gründlich vertraut gemacht hat. Wer einen Irrthum ohne dieses verbessern will, läuft Gefahr mit ihm die Wahrheit umzustoßen, auf welche er gegründet ist. Denn letztlich ist jeder Irrthum auf Wahrheit gegründet. Es möchte belehrend seyn, in dieser Hinsicht die Geschichte des letzten Jahrdreyßigs zu durchlaufen, und in ihr manchen sogenannten Fortschritt zum Guten mit dem sogenannten Schlechteren zu vergleichen, von welchem er ausgegangen. Wohin sich die Wagschaale des Unbefangenen zu neigen hätte, will ich nicht entscheiden. Unbedingt könnte er sich für keines erklären; aber man würde vielleicht an einem solchen klar hervorgehobenen Beyspiele mit neuem Erstaunen sehen, wie eilig, auch im Reiche der Empfindungen und Begriffe, unsere Zeit läuft.

Dadurch, daß die Einrichtungen der katholischen Kirche, (ich rede von ihren Einrichtungen, nicht von den paar schwachen Trümmern derselben, die man hat bestehen lassen; eben so wenig von den Individuen, die

in diesen Trümmern wohnen) von der Natur des Augenblickes selbst hervorgebracht, mit der Gründung des Christenthumes unter den Völkern aufwuchsen, konnten sie allein den großen Charakter gewinnen, durch welchen sie zugleich die Einheit und vollkommene Gleichheit der Lehre und der Symbole festhalten, sonst aber, in weitester und mannigfaltigster Ausdehnung, beynahe alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens umfassen. Wirklich sind sie wie ein Tempel gebaut, der dem Eintretenden, wenn er den Blick zum Boden wendet, viele verschiedene Hallen und Altäre der Andacht zeigt, der, wenn man den Blick zum Himmel kehrt, in einfacher Wölbung groß und majestätisch sich zusammenschließt. Von jener höheren Armuth an, welche das Evangelium empfiehlt, von jener höchsten Erkenntniß an, welche blos stiller Betrachtung und Ruhe zu Theil wird, durch alle Fächer schärfster und weitester menschlicher Erkenntniß durch, bis zum Lehrer, bis zum treuherzigsten und bildlichsten Volkslehrer hinab, bis in die Pflege des thätigen Lebens, für alle innere Lebensbedürfnisse, für die Seele, die von frühe an Reinheit gelobt, und sich von dem Strudel weltlichen Treibens ferne gehalten, für die, welche in stätigem Fortgange Belehrung und geistige Beschäftigung sucht, für die, welche der Welt müde sich aus den Wogen der Zerstreuung in Einsamkeit flüchtet, für die verschuldete Seele, die aus den Banden des Frevels nach Rettung dürstet; für alle diese Zustände und Bedürfnisse hatten sie Sorge getragen, jedem war ein entsprechender Raum in ihrem Inneren angewiesen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß diese Art die Ein-

richtungen der katholischen Kirche zu betrachten, mit der gewöhnlichen Denkart unserer Tage über sie im Widerspruche stehe. Es ist aber auch kein Kennzeichen des Wahren, mit der Denkart unserer Tage sich im Einklange zu finden. Das Urtheil der Menge, das ja niemals bedeutend war, ist gegenwärtig um so weniger bedeutend, als es nicht aus einer Lebens- oder Charakterbildung, sondern aus einer Bücherbildung, und zwar aus einer äusserst frivolen und engen, entstanden ist. Mit einer geringen Belesenheit dringt man zu seinen Quellen hinan, und sieht, aus welchen unreinen Beweggründen, schiefen Ansichten, oberflächlichem Wissen, es seinen Ursprung genommen. Inzwischen wurde es wiederholt, mit Absicht und ohne Absicht, gelangte vom Vater zum Sohne, rann durch die Menge der schlechten Geschichtsbücher, Romane und Compendien, welche den Kreis allgemeinerer Unterhaltung und Belehrung begränzen, und überschwemmte die Welt. Man würde auch sehr unklug thun, sich ihm ernstlich entgegensetzen oder es erschüttern zu wollen. Man sagt die Wahrheit für die wenigen Edleren die sie verstehen; an dem Haufen geht man vorbey. Je mehr sein Urtheil auf Unwissenheit und Beschränktheit gegründet ist, um so hartnäckiger und leidenschaftlicher zeigt er sich, wenn man ihm Bedenken darüber erregt. Zum Zweifel schon gehört eine Wahrheitsliebe und Bescheidenheit, deren die Menge niemals fähig ist.

Einen besonderen Zug unseres Jahrhunderts macht eine falsche Genügsamkeit aus. Nur die Genügsamkeit ist zu loben, welche der niederen und eitelen Bedürfnisse zwar wenige, der hohen und inneren dagegen recht viele

hat. In diesem Sinne genügsam ist unsere Gegenwart nicht. Aber im Verzichten auf alle hohe und innere Bedürfnisse ist sie eine Meisterin. Daß das Gute, daß der Geist, daß die Wahrheit kein Verhältniß zu ihr gewinnen könne, daß sie auch ohne diese Chimären sich fortzufinden wisse, darauf thut sie sich nicht wenig zu gute. Der Eine versichert, er habe sein ganzes Leben hingebracht, ohne dabey mit überflüssigem Lobgesange dem höchsten Wesen beschwerlich zu fallen. Der andere lobsinget ihm auf seine eigene Weise, erhebt sich zu ihm durch blose Moral, oder schmiedet sich seinen eigenen kleinen Gottesdienst mit seinen Hausgenossen und Nachbarn. Gewiß soll hier auch nicht ein Schein des Spottes über jene frommen Seelen geworfen werden, die sich bey dem Verfalle der öffentlichen und allgemeinen Gottesverehrung in stiller Andacht und Liebe sammeln; ihr inniges Bedürfniß ist vielmehr ein rührender Beweis, dessen was unsere Zeit fordert. Sie sollen uns anregen, kräftiger jener verstummten, einst lauten Herrlichkeit zu gedenken, welche die Menschheit in gemeinsamer Liebe verband, welche, wie aus dem vollen Munde der Orgel sich Liebes- und Triumphgesang durch die Hallen des Tempels ergießt, überall die verbundenen Gemeinden, auf den Flügeln beseligenden Glaubens und inbrünstiger Andacht emportrug.

Die Reduction, welche man seit dem Ausbruche der Revolution in Frankreich sowohl als in Deutschland mit dem katholischen Klerus vorgenommen, ist seinem ganzen inneren Baue so widersprechend, daß entweder sie allmählich in den nothwendigsten Anordnungen wieder aufgehoben, oder der katholische Klerus durch sie

zernichtet werden muß. Der Grundsatz, nach welcher sie bewerkstelligt wurde, daß nämlich der Priesterstand der katholischen Kirche ein bloser Predigerstand sey, ist durchaus nicht auf diese anzuwenden.

Man sagt zwar, daß die Einrichtungen des katholischen Priesterstandes, in so ferne sie den Predigerstand überschreiten, im Allgemeinen und als bloses Gedankending angesehen, vielleicht nicht unbedingt zu verwerfen seyen, daß sie aber, in der Wirklichkeit und vorzüglich wie sie zu der letzten Zeit ihres Bestehens vorhanden gewesen, so verunstaltet und entartet gewesen seyen, daß eigentlich gar kein anderes Mittel übrig geblieben, als sie zu zerstören. Was die Kirche verschuldet, hat die Kirche nach höherem Rathschlusse gebüßt; und vielleicht ist verhängt, daß sie noch schmerzlichere Buße erleiden soll. Die aber welche jenes sagen, mögen die Hand aufs Herz legen. Sie mögen uns gestehen, ob sie es sagen weil sie es wissen, weil sie sich genau, unpartheyisch, gewissenhaft davon unterrichtet haben, oder weil sie es haben vorsagen hören und noch einmal nachgesagt. Wo man etwas so allgemein und ohne Ausschluß behauptet, ist dieses letztere gewöhnlich der Fall. Wir wissen ja aber, wie die Verhöhnung der Geistlichkeit in Frankreich entstanden, dann zu den Zeiten Voltaire's in den Norden Europas künstlich verpflanzt, zuletzt auch über den Süden verbreitet worden ist. Ich habe in Rom und seinen Umgebungen mit stiller und ernster Aufmerksamkeit die Aufhebung der Klöster unter französischer Herrschaft beobachtet. Soll ich redlich sagen, was ich gesehen habe? Das Unwürdigste und Niedrigste, neben dem Erhabensten und Würdigsten.

Wo ich ganz nahe zu beobachten Gelegenheit hatte, konnte ich mir immer aus der Lage der Dinge, manchmal auch aus den inneren Verhältnissen der Orden erklären, warum der eine entarten konnte, während der andere sich rein erhielt. Ich habe deswegen niemals, (auch von der Roheit abgesehen, mit welcher man Greise die in stillen Zufluchtsorten seit ihrer Kindheit gelebt hatten, in eine fremde Welt voll unbekannter Bedürfnisse hinausstieß) begreifen können, wie man mit Vernunft eine Maaßregel so allgemeiner Art wenigstens für Italien habe nehmen können, und um Mißbrauch abzuwenden, gleich den Gebrauch aufheben. Einer Reform mochten immerhin mehrere dieser Anstalten bedürfen, (diese Reform hatte ihnen übrigens die französische Polizey nicht zu geben) sie zerstören konnte in der That kein Heil bringen.

Die verkehrte Universalität unserer Tage, richtiger gesagt, unsere enge Begriffsbildung, trägt gleichfalls das Ihrige bey, den Werth der Einrichtungen eines hohen Alterthumes verkennen zu machen. Ist es doch als ob kein abgesonderter, kein in sich beschlossener Zustand mehr existiren solle. Wären wir wirklich in Erkenntniß und Empfindung so erweitert, wie dieses anzudeuten scheint, so müßte man dazu, als zu einem vorher nie erreichten Gipfel, der Gegenwart Glück wünschen. Dieses sind wir aber keinesweges. Alle ächte Erweiterung in Erkenntniß und Empfindung führt eine gesteigerte Fähigkeit, sich in fremde Zustände zu versetzen, mit sich. Wir sind dazu unfähiger als je; wir verlangen von allem dasselbe, und wie wir vor wenigen Jahren durch den gleichen Irrthum verleitet, alle äusseren Stände und

Verhältnisse durch einander warfen, so werfen wir noch heute alle inneren Zustände Lebens- und Bildungsmomente durcheinander; wodurch denn der Zugang zu Einrichtungen freylich nicht eröffnet werden kann, welche eine zweckmäßige Sonderung dieser Zustände für das Hauptbedürfniß eines friedlichen und würdigen Lebens hielten.

Dieses Gebrechen und die Anmaaßung welche in seinem Gefolge ist, sah' ich immer einen bedeutenden Einfluß auf die Urtheile ausüben, welche über Unbekanntes überhaupt, und so auch über die Einrichtungen des katholischen Clerus heut zu Tage gefällt werden. Der plattste Gemeinverstand fällt sie am schneidendsten. Ich sah deutsche Fremde in Rom, (und sowohl ihrem Stande als ihren übrigen Kenntnissen nach gehörten sie unstreitig zu denen, welche man bey uns gebildet nennt) die ganze altitaliänische und altgriechische Kunstwelt selbstbehaglich vorübergehen, sich mit einigen früher erlernten Floskeln leidlich über sie abfinden, und wo sie auf das Lebendige, sey es in Volks, Kirchen- oder sonstigen gesellschaftlichen Einrichtungen stießen, in eine bedauernde Verwunderung gerathen, daß die, wie sie meynten, in der Bildung sehr verwahrlosten Römer, sich nicht auch in der Denk- und Empfindungskrise herumtrieben, welche in Deutschland das Jahrzehend ausfüllte, in welchem sie zufällig ihre Universitätsstudien gemacht.

Eine solche Gesinnung kann aber nie taugen, in den Geist und die Ursachen bedeutender und allgemeiner menschlicher Anordnungen einzudringen. Selbst wenn die übergebliebenen Einrichtungen der Kirche aus dem

Mittelalter nur noch verunstaltete Trümmer sind, worüber entscheiden mag wer zu entscheiden hat, so sind sie als Trümmer lehrreich, und verdienen eine liebevolle und ruhig-würdigende Aufmerksamkeit.

Ich leitete einige Wintermonate lang meinen Spaziergang in die besonnten, zierlichen Hallen der Karthause von Rom. Es wohnten nur noch wenige Mönche in ihr; die Meisten, Franzosen vom mittägigen Frankreich, aus den Wogen der Revolution in diesen fernen Hafen gerettet. Nachdem ich ihnen öfter begegnet ohne sie anzureden, brachen sie ihr Stillschweigen gegen mich; und ich mag wohl sagen, daß ich die fromme Ruhe, welche über den Stürmen des Lebens schwebt, nie von seelenvolleren Lippen habe fließen hören. Auch ihre Kirche, in die Fugen der diokletianischen Bäder gebaut, trägt den Charakter von Großheit, Würde und Einfalt. In Subjago, einem Landstädtchen unfern St. Benedetto, der Felseneinsamkeit, wohin sich der heilige Benedictus in seiner Jugend geflüchtet hatte, wohnten, aus ihren Zellen vertrieben, einige Benedictinermönche von St. Scholastica, einem Kloster, welches überdies nicht im besten Rufe des Wandels stand. Ich suchte den ersten besten unter ihnen, der mir genannt wurde, auf, um Nachrichten von ihm über die Geschichte seines Klosters und überhaupt der dortigen Gegend zu erhalten. Ich fand ihn, einen schönen alten Mann, weltlich gekleidet, in einem dürftigen Kämmerchen, über Papieren gebückt sitzen; an seiner Seite ein Himmelsglobus. Er summirte, es war im Jahre 1811, seine Beobachtungen über die Bahn des ungeheueren Cometen, welcher dieses merkwürdige Jahr auch an dem Him-

mel bezeichnen zu sollen schien. Auf den Höhen des albanischen Gebirges, auf dem Gipfel des Monte Cavo, wo ehedem ein roher Tempel des latialischen Jupiters gestanden, wo, der Sage nach, schon vor Gründung Roms die verbündeten Stämme des Latiums alljährlich ihren Bundesschwur erneuten, steht gegenwärtig von dessen Trümmern erbaut, über die waldige Berghöhe nach den Ebenen Roms schauend, ein Kloster, von dem strengen Orden der Brüder der Passion Jesu Christi. Wer Ruhe überweltlicher Zurückgezogenheit, oder Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse der Natur bey ihnen suchen wollte, würde schwerlich Genüge finden. Aber sie sind mit frommer Hinweisung einem thätigen Leben gewidmet; und, so weit ihr Bezirk reicht, dienen sie dem nahen Landvolke, das einem ungünstigen Fels- oder Waldboden kümmerlich sein Daseyn abgewinnt, zu Trost, Rath und Stütze. In ihrer Wallfahrtskirche strömt mehreremale im Jahre das benachbarte Volk festlich zusammen, knüpft oder erneut früher geknüpfte Bekanntschaft. Gegen den Fremden sind sie mit ihrer Armuth gastfrey; endlich dienen sie weit und breit diese buschige abgelegene Höhe, durch eine Art Heiligkeit die sie ihr verleihen, gegen den Aufenthalt frechen, räuberischen Gesindels zu sichern.

Ich erzähle diese Beyspiele, die ich leicht vermehren, leicht um bedeutendere vertauschen könnte, um im Einzelnen wenigstens zu berühren, aus welchem menschlichen, volksmäßigen, allgemeinen Gesichtspunkte die katholischen Einrichtungen eigentlich müssen betrachtet werden. Sie können nicht Einrichtungen seyn, die blos auf die Spanne der Zeit und des Raumes passen, in

welchen ihr Tadler lebt. Dieser müßte daher billig statt sie zu sich herabzuziehen, sich zu ihnen hinanheben. Ihr wahrer Gesichtspunkt übrigens ist auch der nicht, aus welchem ich diese Beyspiele erzähle, er ist allein der historische. Und wenn die Nachfolger der großen Urheber der Kircheninstitute, in der That so ganz entartet waren, wie man von ihnen sagt, und also die volle Verachtung der Welt verdienten, so wird wenigstens eine Welt, welche bey Beurtheilung der Einrichtungen in welchen tadelnswürdige Individuen lebten, den Werth dieser Einrichtungen selbst und die Größe ihrer Urheber frevelhaft und leichtsinnig verkennt, gerechtem Tadel darüber sich gleichfalls nicht entziehen können. Einem Zwergjahrhunderte wird es allzuschwer, der Ahnen zu gedenken welche Riesen waren. —

Wenn der Verfasser von der Nothwendigkeit redet, den geistlichen Stand so zu erheben, daß Eltern gerne ihre Kinder zu ihm bestimmen mögen, so bedenke man daß er selber als Staatsmann, daß er von der Religion als Anstalt spricht. Als solcher und in dieser Rücksicht hat er auf ausserordentlichen, inneren Beruf nicht zu zählen. Man bedenke zugleich, daß er die Gesinnung Frankreichs, und die Art, wie man absichtlich das Gebäude der Religion in ihm zertrümmerte, sehr genau kennt; daher auch wohl Mittel zu seinem absichtlichen Wiederaufbaue empfehlen muß.

Ich kann nicht umhin hier noch eines sehr zweydeutigen Tadels zu erwähnen, welchen ich über katholische Einrichtungen zuweilen habe äussern hören. Man findet nämlich unverzeihlich, daß man schon Kinder zu dem geistlichen Stande bestimme. Man sollte überhaupt

keinen Menschen zu etwas anderem bestimmen, als wozu ihn Gott und die Natur bestimmt haben. Daß man aber, wenn man in einem Kinde schon sein entschiedenes Naturell vorauszufühlen versteht, dieses Naturell auf alle Weise fördere, ist keineswegs zu tadeln. Doch soll auch hierin nicht der vielleicht häufige Mißbrauch, bloß der rechte Gebrauch soll in Schutz genommen werden. Der katholische Priesterstand, wie er gegenwärtig angeordnet ist, schließt so schwere Pflichten der Entsagung in sich, endlich ist der Priesterstand überhaupt hinsichtlich der Bedeutsamkeit seiner Wirkung so sehr über jeden andern geselligen Stand erhaben, daß bey ihm wohl zwiefache Vorsicht zu empfehlen ist. Das glaube man inzwischen ja nicht, daß blos der Priesterstand Kinder zu sich, und vielleicht hier und da gegen Naturell bestimme. Theils bestimmte der Priesterstand überhaupt nicht, sondern er nahm nur und das unter sehr geregelten Bedingungen an, was ihm, vielleicht mißverstandene Frömmigkeit der Eltern zuführte; theils bestimmt der Priesterstand wenigstens gewiß nicht am meisten, und am unvorsichtigsten.

Die tausend Väter und Mütter unter uns, welche unaufhörlich versichern, daß sie ihren Kindern vollkommen freystellen, den Stand zu ergreifen, welchen sie wollen, umspinnen, ganz ohne auf Naturell zu achten, von zarter Jugend an, ihre Kinder mit so vielen Banden der Gewohnheit, daß ihr zukünftiges Leben nur höchst selten ein reines Resultat dessen geben möchte, wozu sie ihrer natürlichen Anlage gemäß berufen sind. Dagegen haben sich, nach Vittorino da Feltro, Rousseau und Basedow und alle die Erzieher gesträubt, wel-

che die Erziehungsmethoden rein auf Naturanlagen zu gründen strebten. Sie haben es nicht überwältigen können. Und es möchte leicht durch diesen unlösbaren Conflikt der Natur mit dem Leben, eine verborgene höhere Erziehung von unbekannter Hand für das Menschengeschlecht wie für den Einzelnen motivirt werden, von welcher die Naturalisten und die Convenienzleute gleich wenige Ahndung haben. —

Der Stand thut in der Kirche nichts, und sie hat in ihren höchsten Würden Proben genug von dieser Wahrheit gegeben; aber das Edle was eine freyere Erziehung mit sich führet, wird wohl auch in der Kirche empfunden. Selbst die äussere Würde ist ein nothwendiges Erforderniß des Priesterstandes einer Kirche, deren Auszeichnendes in Allem ist, äusserlich - innerlich zugleich zu seyn.

Was mich über die für unsere Zeit zweckmäßigste Einrichtung der Priesterseminare, die mannichfaltigen Wünsche, Hoffnungen und Möglichkeiten, die auch in unserem Vaterlande für sie gehegt werden, ihre Verbindung mit den übrigen höheren Lehranstalten, Gegenwart und Geschichte gelehrt haben, behalte ich mir vor, an einem schicklicheren Orte denjenigen zur Beurtheilung vorzulegen, deren Sorge dieser wichtige Gegenstand übertragen ist. Wenn in Frankreich die Seminare großentheils zu sehr dürftigen Anstalten herabgesunken sind, so kann man sich darüber nicht wundern. Ausser der Nichtigkeit des Zeitgeistes, verordnete darüber das Concordat, Artikel XI. folgendes: „Die Bischöffe dürfen bey ihrer Hauptkirche ein Kapitel, und für ihren Sprengel ein Seminarium haben, ohne daß die Regie-

rung sich verbindlich macht, sie zu fundiren." Der einen solchen Artikel begleitenden organischen Nebenartikel zu gedenken, würde in zu weitläufige Untersuchung der Absichten führen, welche den Bestimmungen des Concordates überall zu Grunde liegen; mag er für sich als ein neues Zeugniß stehen, wie wünschenswürdig der Kirche auf sich selbst begründeter Besitz, und eigene innere Führung ihrer religiösen Einrichtungen ist.

12) Wie immer der Druck die Liebe belebt, so fanden sich auch in Frankreich fromme Seelen, welche sich an einander schlossen, um im Stillen vereint zu Aufrechthaltung der Religion und der Geistlichkeit zu wirken. Sie spendeten ihre Gaben fern und nahe, wie es nöthig war. Oeffentlich durften sie den Kirchen nicht geben; das hätte, wie oben bemerkt ist, ihre Gaben in die Hände der Regierung legen heißen. Sie gaben sie also im Verborgenen; vertrauten sie bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande sicheren Männern an, die ihre Verwendung, so viel es thunlich war, besorgten.

Daß dieser Zustand der Heucheley günstig sey, daß er überhaupt jede Unsittlichkeit nähre, indem er durch das was die Grundlage des Gesetzes seyn sollte, die Religion, Anlaß giebt das Gesetz zu umgehen, diese Grundlage überhaupt aber geradezu als ein ungerne geduldetes Uebel darstellt, leuchtet von selbst ein.

Der Verfasser hätte leicht noch einen Grund angeben können, warum die Gesetzgebung aufhören müsse sich feindselig gegen den Clerus zu beweisen.

Man betrug sich in der That auf die seltsamste

Weise grausam gegen die Geistlichkeit. Man muthete ihr eine Wirkung an die über die Welt leite, und machte sie zugleich von der Welt abhängig; man forderte Geist und Erkenntniß von ihr, versagte ihr aber die Mittel zur Bildung; man erwartete Anstand und Würde von ihr selbst in äusserer Erscheinung, wo sie aber erschien, begrüßte man sie mit Spott und Verachtung. Dieses an und für sich macht schon einer Regierung zur Pflicht, ernst und laut sich zu Gunsten eines Standes zu erklären, welcher so unentbehrlich zu allgemeiner Wohlfahrt ist, und um so mehr auf liebevolle Anerkennung zu rechnen hat, als das Beste was er gewähren kann, nur durch Vertrauen und Liebe kann aufgenommen werden.

13) Ein Engländer in seiner humoristischen Art hat gesagt, wenn er in unseren Tagen von der drohenden Gefahr des Fanatismus reden höre, falle ihm unwillkührlich jener Unglückliche ein, welcher mitten in der Sündfluth, durch die entsetzliche Angst und Unruhe wahnsinnig gemacht, Feuer gerufen habe. In der That ist eigen, daß ein Zeitalter, welches sich mit seinem Verstand so viel weiß, wie das unsrige, diesen Verstand so wenig anwendet das Gegentheil der Dinge zu unterscheiden Man hat Aberglaube gerufen, und ruft noch Aberglaube, während man Unglaube rufen müßte. Man hat Fanatismus gerufen, und erneut sich sehr bedenklich die albernsten Mährchen über ihn, wie sie die Erhitzung lange verkühlter Zeiten erfunden hat, oder wie sie die politische Partheylust unserer Tage, welche gern unter der Decke des Fanatismus ihr Spiel treiben möchte,

stündlich erfindet, während man Indifferenz und Auflösung alles Positiven zu rufen hätte. Zum Gegengewichte für die Leichtgläubigkeit, mit welcher man Mährchen von gestern und heute verschlingt, übt man freylich die Hyperkritik gegen Wahrheiten entfernter Vorwelt.

Diesem überschwänglich albernen Verfahren stehe übrigens hier eine ernste Bemerkung zur Seite. Sie ist diese: Wo die Lehre schwankend und unsicher geworden, vollends wo Indifferenz gegen alles Positive überhand genommen, unter Völkern die noch nicht physisch gänzlich erschlafft sind, ist, gerade in einem Zustande ohngefähr wie der unsere, die plötzliche Erscheinung eines Fanatismus keinesweges unmöglich. Im Politischen haben wir ja einen Anklang dieser Erscheinung eben erlebt. Denn, was sich in Haß und Stolz verbunden, so schnell und mächtig nach aussen wandte, fand sich, als es nach innen zurückkehrte, wo Nachgiebigkeit und Anerkennung die Tugenden gewesen wären die man hätte in Anspruch nehmen müssen, viel weniger fertig und kräftig. Warum sollte uns im Religiösen nicht ein Aehnliches begegnen können. Schon sind auch dazu manche Anklänge vorhanden. Fanatismus tritt überall ein, wo sich mit Ideen, die ihrer Natur nach allein dem inneren Menschen und der Freyheit angehören, Leidenschaft und ein Bestreben nach aussen verbindet. Will man dem Fanatismus vorbeugen, so halte man die Regionen der Freyheit, von den Regionen äusserer Thätigkeit, also bey Gelegenheit Zwanges, sorgfältig geschieden; das heißt, man stelle die Lehre in ihrer Reinheit her. Ein ahndungsvoller Denker der neuesten Zeit (Novalis) sagt so wahr als tief,

und besonders beherzigenswerth für den Geist dieser letzten Zeiten: „Wo die Götter nicht wohnen, haussen Gespenster.“

14) Die finanzielle Verwaltung läßt sich niemals isolirt betrachten. Sie ist ein Glied des allgemeinen Lebens, und als solches gut zu nennen, in so ferne sie mit den Sitten und Verhältnissen des allgemeinen Lebens in Harmonie steht. Sehr belehrend über diese Wahrheit sind die Staaten des Alterthumes, welche theils eine viel bedeutendere Individualität als unsere modernen Staaten zeigen, theils überhaupt die Lehre, daß das Leben auf dem Leben beruhe, weniger hintansetzten, als manche unserer neueren Staatslehrer thun. Hat man unter diesen doch Staaten gesehen, in welchen die Armuth zum Reichthume gemacht war, das heißt, in welchen Gesetz und öffentliche Meynung Tugenden der Entsagung und Aufopferung fürs allgemeine Wohl sanctionirten, wie sie heut zu Tage nicht sanctionirt sind. Ein Staat in welchem die Finanzverwaltung verwahrloset ist, ist unendlichen inneren Zerrüttungen ausgesetzt; was kann inzwischen die Finanzverwaltung im Wesentlichen für einen Zweck haben, als den zwiefachen; sicherer und geregelter Bestreitung der Ausgaben nach aussen, und möglichsten wahren Wohlstandes, ruhiger Anlehnung des Privatvermögens an das Staatsvermögen, nach innen?

So wie man sich diesen wesentlichen Zweck vor's Auge hält, sieht man klar, welch einen Zusammenhang der Zustand der Finanzverwaltung, mit dem übrigen sittlichen Zustande eines Landes habe. Er ist der Spiegel des letzteren. In einem Lande, in welchem Reichthum

und Verbrauch des Reichthumes der Maasstab allgemeiner Achtung ist, wird auch der öffentliche Schatz auf eine bedeutende Einnahme denken müssen. Denn auch die inneren Staatsausgaben werden alsdann durch diesen allgemeinen Maasstab modificirt seyn. Tritt an seiner Statt ein sittlicherer, edlerer Maasstab ein, so wird er für die Summe der inneren Staatsverwendungen gleichfalls müssen angelegt werden. So zeigt sich die Finanzanordnung nach innen, von dem übrigen, besonders sittlichen Lebensgebrauche durchaus abhängig.

Nach aussen ist dieses ganz eben so der Fall. Sind die politischen Grundsätze eines Staates auf Frieden und Gerechtigkeit gegründet, so sind seine politisch-pecuniären Bedürfnisse natürlich viel geringer, als wenn sie, mit den ausschweifendsten Forderungen verträglich, alle, und also auch die finanziellen Kräfte, aufzuzehren drohen.

Um ein Urtheil über finanzielle Anordnung im Allgemeinen zu fällen, ist übrigens nöthig ihren relativen und absoluten Werth zu unterscheiden. Ihr relativer Werth beruht darauf, daß sie mit dem Vorhandenen übereinstimme, dem Besitze Sicherheit und Bequemlichkeit gewähre; ihr absoluter Werth beruht auf viel höheren Verhältnissen, und kann nur von einem viel höheren Gesichtspunkte aus erkannt werden. Denn eine finanzielle Verwaltung, kann zugleich Sicherheit und Bequemlichkeit des Besitzes gewähren und die Triebfedern zerstören, welche die moralische Grundlage dauernden Besitzes ausmachen, also auf die Dauer, trotz manchen augenblicklichen Vortheils, verwerflich seyn.

Im napoleonischen Frankreich hatte man berechnet

müsse in wenigen Jahren der Staatsschatz alles bedeutende Privatvermögen verschlungen haben. Wem kam diese Zusammenhäufung zu Gute? Von wem wurde je Reichthum unwürdiger und unfroher verschleudert als von den revolutionären und kaiserlichen Parvenüs! Daß eine gute Finanzverwaltung nicht Ansammlung des Reichthumes auf einen Punkt, sondern wohlthätige Circulation durch das ganze Land bezwecken müsse, hatte man ganz vergessen, konnte es auch vor wilden äusseren Unternehmungen und vor Bureaucratism der Verwaltungsformen kaum in Erinnerung rufen.

Sehr artig spottet über diesen Zustand Fievée indem er sagt: „Der Abbé Louis, Verfasser des Finanzgesetzes vom September 1814, hat die Wohlfahrt Frankreichs in nichts anderem zu sehen gewußt, als in dem Gelde das in den öffentlichen Schatz einfließt. Darum hat auch ein Journal, welches ihn unter seine Aegide nimmt, sich beeilt, uns zu lehren, er habe, als er sich zurückgezogen, acht und zwanzig Millionen in ihm hinterlassen. Wir alle wußten daß er bey der Rückkehr Bonaparte's zwey und siebzig Millionen darin gelassen. Da man einmal überzeugt war, daß das Geld welches in dem öffentlichen Schatze liege, der alleinige Maaßstaab der Wohlfahrt von Frankreich sey, so ergab sich von selbst, daß man suchen mußte, so viel als möglich in ihm zusammen zu häufen. Da man weiter voraussetzte, daß die kleinen Verwendungen, welche die Gemeinden, für ihre besonderen, dringenden unerläßlichen Bedürfnisse verlangten, der Einnahme der allgemeinen, großen Contributionen nachtheilig seyn könnten, so mußte man unübersteigliche Hindernisse in den Weg wälzen,

damit sie auch nicht das geringste zu ihrem eigenen Vortheile verbrauchen dürften. Und so gestaltete sich jenes heilbringende System, durch welches die allgemeine Noth mit dem allgemeinen Reichthume brüderlich Hand in Hand ging."

15) Die Gesellschaft ist, ohne gesicherten Besitzstand, nicht denkbar. Die Sicherung des Besitzstandes aber beruht auf dem Vorhandenseyn von sittlichen und intellectuellen Grundsätzen. Wenn die französische Revolution in kurzer Zeit das Unmögliche that, indem sie den Besitzstand zerrüttete, (zweyte Abhandlung, Anm. 2) so konnte sie den Besitzstand nur darum so gewaltsam zerrütten, weil die Grundsätze bereits zerrüttet und untergraben waren, über denen er beruht.

Die Finanziers, (der Verfasser nennt so die Klasse von Menschen, welche alles durch den Calcul feststellen zu können wähnt) und überhaupt die modernen Lehrer, welche den beweglichen Besitz auf Kosten des unbeweglichen so unmäßig zu fördern suchen, sind nicht in dem mannichfaltigen Guten zu tadeln, welches sie durch industriösen Umtrieb des Besitzes leisten, sondern darin, daß sie ihre Sphäre überschreiten. Der gegenwärtigen Lage der Dinge nach, würden ihre Grundsätze, ohne Beschränkung angewandt, Grundeinrichtungen der Staaten umstoßen, auf deren Dauer diese selbst fußen, für deren Dauer also zweckmäßige Mittel müssen ergriffen werden. Mit dem Besitze ist es wie mit dem Geiste. Man kann nicht frey, nicht wahrhaft thätig seyn, wenn man nicht zuvor sicher ist. Man kann sich nicht an den Gränzen des Wissens erweiternd und heiter bewegen,

wenn man nicht zu jenen einfachen Wahrheiten immer mit neuer Ueberzeugung zurückkehrt, ohne welche kein wahres Wissen, sondern nur rastlose Träume und Einbildungen vorhanden sind.

In der Revolution wähnte man für den Besitz, wie man früher für den Geist gewähnt hatte, man dürfe den Damm kühn abtragen, welcher die Fluth hinter sich stehen macht; die Fluth werde von selbst stehen bleiben, und das Land nicht überschwemmen. Allzubald war die Welt überschwemmt; neue Ansiedlungen traten ein, und der schon hielt sich für glücklich, welcher auf einem schwachen Trümmer gerettet, über der Fläche blieb.

76) Die revolutionären Verwirrungen des Besitzstandes in Frankreich, waren nicht Glücksumstürze allein, sie waren zugleich Umstürze einer bisher heilig gehaltenen Gesinnungsweise. Diese Gesinnungsweise ließ sich nicht ganz durch sie zernichten, wie mächtig sie auch unterdrückt wurde. Selbst die Gewohnheit so vieler Jahre, ein, wenn von starker und kluger Hand geführt, allzugewaltiges Werkzeug konnte darüber nur einschläfern, nicht beruhigen.

Als unter Bonaparte die Ordnung der Dinge wiederzukehren schien, regten sich, wie überall wo heilig gehaltene Begriffe mit dem Besitze zusammenhängen, Interesse und Gewissen zugleich. Man suchte beyde zu beschwichtigen. Jetzt bey der Rückkehr der Bourbonen steht aufs neue und mächtiger als zuvor, Gegenrevolutionäres dem Revolutionären, Religiöses dem Irreligiösen entgegen. Gewissen und Interesse müssen sich also aufs neue beunruhigt fühlen.

Es ist im Ganzen höchst merkwürdig, man möchte sagen für die Weltgeschichte symbolisch, zu sehen auf welche Weise das Revolutionäre in Frankreich dem Irrrevolutionären entgegenstrebt. Jenes mit Geist, Thätigkeit, Intrigue; dieses zwar mit der Ruhe und Stille, welche dem Wahren ziemt, aber nicht immer mit Geschick, noch ohne Vereinzelung. Zu hoffen ist, daß wo der weltzerrüttende Wahn zuerst seine großen Wirkungen begonnen, endlich, Gott gebe nicht zuerst, die Grundsätze sich wieder erheben mögen, durch welche allein sich die Welt herstellt. Menschlicher Berechnung nach müßte freylich das Schlechte noch einmal siegen; denn seiner Vertreter ist eine große Zahl, immer zum Angriff bereit, und vor keinem Mittel Scheu tragend. Nur daß die Regierung mit Ernst und Ausdauer sich auf die Seite des Guten neigt, läßt diesem den Sieg hoffen.

Daß die Regierung nur sanft und ruhig die Neigung zum Guten fördere, ist gerecht und zu ehren; eben so gerecht aber ist, daß sie sie fördere und nicht fallen lasse; daß sie den Individuen, welche politisch und religiös verirrt waren, die Rückkehr aus ihrem Irrthume leicht und lieb mache, daß sie zwar über dem Gesetzlichen beharre, um keine Gegenwirkungen und wilde Explosionen hervorzurufen, zugleich aber eine öffentliche Meynung nähre, die dem Gesetze, das zum Theil nur als eine traurige Nothwendigkeit zu betrachten ist, mildere Modificationen vorbereitet.

Allerdings kann eine Regierung keinen höheren Beruf haben als den, das allgemeine Gleichgewicht zu erhalten oder herzustellen. Dieses ist ihr aber auf die

Bayerische Staatsbibliothek München

Dauer nicht dadurch möglich, daß sie eine Scheineintracht gründet, die durch Zwang, Unterdrückung und Lüge, nach außen zwar bindet, nach innen aber in leidenschaftlicher Entzweyung die geheimen Bande der Geselligkeit löst. Es ist ihr nur möglich, indem sie wahre Eintracht gründet, durch Recht und Gesetz das Auseinandertreibende versöhnt.

Der Verfasser hat in den vorigen Abhandlungen dargethan, daß eine landes- und volksmäßig geordnete, ernstgeführte, keine Interessen vernachlässigende Verfassung und Verwaltung allein sicheren Schutz gegen Umwälzungen gewähre; er erinnert in dieser, daß eine solche Verfassung, immer nur auf die sittlichen Grundlagen der menschlichen Natur zu gründen, die Religion voraussetze, und daher nur könne gedacht werden, wenn diese ins Gleichgewicht mit dem menschlichen Leben getreten.

Druckfehler.

Seite 40. Zeile 10. von oben lies, statt revolutionären, vorrevolutionären.
" 206. " 5. von unten " " es, er.
" 213. " 1. von oben " " ursprüngliche gleichfalls, gleichfalls ursprüngliche.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fiévée, Joseph

Über Staatsverfassung und Staatsverwaltung

Bd.: 1 (1816)

Frankfurt am Main 1816

Bibl.Mont. 4706-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10725726-6